ARS AMANDI.

<366173551700 17

<366173551700 17

S

Bayer. Staatsbibliothek

L. dep. 9. 281 2f-2

BIBLIOTECA
DE
MONASTERIOS

ARS AMANDI

ZEHN BÜCHER DER LIEBE

*

HERAUSGEGEBEN

VON

RICHARD NORDHAUSEN

II.

BERLIN

VERLAG VON FISCHER & FRANKE

(1898)

ARS AMANDI

*

LIAISONS DANGEREUSES

VON

CHODERLOS DE LACLOS

*

HERAUSGEGEBEN

VON

RICHARD NORDHAUSEN

ZEICHNUNGEN

VON FRANZ STASSEN UND HANS MÜTZEL

BERLIN

VERLAG VON FISCHER & FRANKE

BIBLIOTECA
DE LA
FACULTAD
DE FILOSOFIA Y LETRAS

Einleitung.

Der galante Roman hatte sich in Frankreich früh zu üppiger Blüte entfaltet. Die Leistungen seiner Schriftsteller waren den ausländischen Autoren vorbildlich, und so grosse Mühe man sich jenseits der Grenzen auch gab, man brachte es doch immer nur zu langweiligen und platten Nachahmungen des Pariser Musters. Und in der That, die gallischen

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Poeten des Sinnenkitzels waren so rastlos bemüht, sich gegenseitig zu überbieten und ihrem Publikum immer Unerhörteres vorzusetzen, dass sie die schwerfällige Konkurrenz der Engländer und Deutschen meilenweit hinter sich liessen und wahrlich nicht zu fürchten brauchten. Paris verlangte von der Phantasie seiner Romanciers, dass sie ihm noch toilere Lüste und frechere Ausschweifungen schilderte, als in der Hauptstadt der Welt im Schwange waren, und die Schriftsteller fühlten sich in dieser Hinsicht Manns genug, auch den verstiegensten Ansprüchen zu genügen. Einer lernte vom andern und wusste dann den Meister zu beschämen. Es ist ein mehr als mässiges Vergnügen, die Romanlitteratur des vorigen Jahrhunderts auf diese Fertigkeit hin zu durchblättern. Männer wie Mirabeau, Diderot, Voltaire zögerten nicht, die Mode mitzumachen, ja zu bestimmen. Am Ende ging alle Kunstübung im Moraste verloren, hatte doch die ganze Schreiberei nur den einen Zweck, zu reizen und zu stacheln, und zu solchem Zwecke war es überflüssig, die armen Musen viel zu plagen. Im Marquis de Sade einerseits und Claude Prosper Jolyot de Crébillon andererseits fand diese Art Litteratur ihre sozusagen berühmtesten, weil radikalsten Vertreter. Crébillon war wohl der erste, der das Geschäft mit bewusster Absicht betrieb; seine „Sopha“, „l'Ecumoire“ und „Ah quel conte!“ sind nichts als breite Ausmalungen grobsinnlicher Auftritte und im übrigen fast

durchgängig von beleidigender Albernheit und Fadheit. Diese auf Stelzen schreitenden Schamlosigkeiten, denen man merkwürdigerweise immer noch Esprit und Eleganz nachsagt, lassen sich höchstens damit entschuldigen, dass sie genau Ton und Geist des damaligen gesellschaftlichen Lebens wiedergeben. — Sade selbst war zweifellos gemütskrank, und dieser Zustand prägt sich mit entsetzlicher Deutlichkeit in seinen abscheulichen Schriften aus, die physisches Unwohlsein hervorrufen und gleichwohl, ein schlimmes Zeichen für den entarteten Geschmack und die bodenlose Verderbtheit der Louis-Zeit, zahlreiche Auflagen nötig machten.

Die beliebten Schriftsteller waren eben damals wie heute nichts als die Sklaven des Lesepöbels, dessen Instinkten sie schmeichelten und dessen Lebensanschauungen sie in ihren Büchern verherrlichten. All' jene Romane haben dem Litteraturfreunde nichts mehr zu sagen, aber der Kulturhistoriker kann sie nicht entbehren. Ihr fahles Licht, Verwesungsschein, erhellt den furchtbaren Abgrund, in dem das Frankreich der Lilien zerschellte, zeigt die Fäulnis ohne Gleichen, von der die vornehme Gesellschaft zerfressen war. Jeder soziale Sinn war hier erstorben, jedes, auch das bescheidenste Gebot der Sittlichkeit galt als vieux jeu. Intelligenz und Begabung der oberen Zehntausend versuchten sich nicht an grossen und würdigen Aufgaben, sondern dienten nur noch dazu, die

Verführungskunst in ein System zu bringen, dem brutalsten Laster die Wege zu öffnen. Wie immer in niedergehenden, altersmorschen Kulturen, standen sich auch hier Mann und Weib in ihren raffiniertesten Erscheinungsformen als Feinde gegenüber. Hatte man sich zu flüchtigem Genusse umarmt, dann suchte man sich zu vernichten. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit tückischer Hinterlist und ebenso feiger wie unbarmherziger Grausamkeit geführt. In einem unerreicht gebliebenen Meisterwerke der französischen Litteratur, in Choderlos de Laclos' „Liaisons dangereuses", sind all' die Einzelheiten hoffähiger Verworfenheit, die die Liebe zum schlauen Betrug entwürdigte, mit der anschaulichen Treue einer guten Photographie wiedergegeben. Lange genug stritt man sich darum, ob die Briefsammlung, als deren Herausgeber Laclos zeichnete, echt oder nur ein Produkt seiner Phantasie wäre. Wenn auch jetzt in dieser Beziehung kein Zweifel mehr besteht, so liegt doch darin, dass die Frage überhaupt erörtert werden konnte, der bündigste Beweis für die Wahrscheinlichkeit alles dessen, was der vielerfahrene und vielumgetriebene Verfasser mit bewundernswerter Kunst dargestellt hat.

Es ist ein Uebermass von Gemeinheit und Corruption, das sich uns zeigt; ein Sumpf breitet sich, dessen schwüle Giftluft alles gesunde Leben weit im Umkreise tötet. Teuflische, schrankenlose Selbstsucht, die lachend

fremdes Glück und Leben zertritt, wenn es ihr den Pfad zum Genusse sperrt, grinst widerwärtig unter dem dünnen Firnis der Gesellschaftslüge hervor. Um eine freche Lust zu büssen, um eines schnell verrauschten Vergnügens willen, das trotz aller bunt gleissenden Einkleidung nichts als trostlose, tierische Sinnlichkeit atmet, morden diese eleganten Verbrecher skrupellos junge, reine Seelen oder ziehen sie so tief in ihr eigenes Lebenselement, den modrigen Schlamm, hinab, dass sie sich nie wieder emporzuraffen vermögen. Kein Buch der zeitgenössischen Litteratur zeigt die rettungslose Verfaultheit aller Zustände in so unbarmherziger, so tagesheller Beleuchtung wie die Liaisons dangereuses, keines erklärt so deutlich, warum der rote Schrecken der Revolution kommen, warum so viel adliges Blut unter Samsons Messer fliessen musste. Und wie echt jede Zeile dieses Werkes ist, wie klar der Satiriker sieht, geht schlagend auch aus den Memoirenwerken des Jahrhunderts hervor. Die höfischen Herren und Damen, die sie schrieben, dachten wahrhaftig nicht daran, zu bessern und zu bekehren; sie erzählten frischweg, was ihnen auf vergnüglichem Lebenswege begegnet war, und vor ihren Liaisons dangereuses muss sich oft genug die Einbildungskraft unseres Verfassers verstecken.

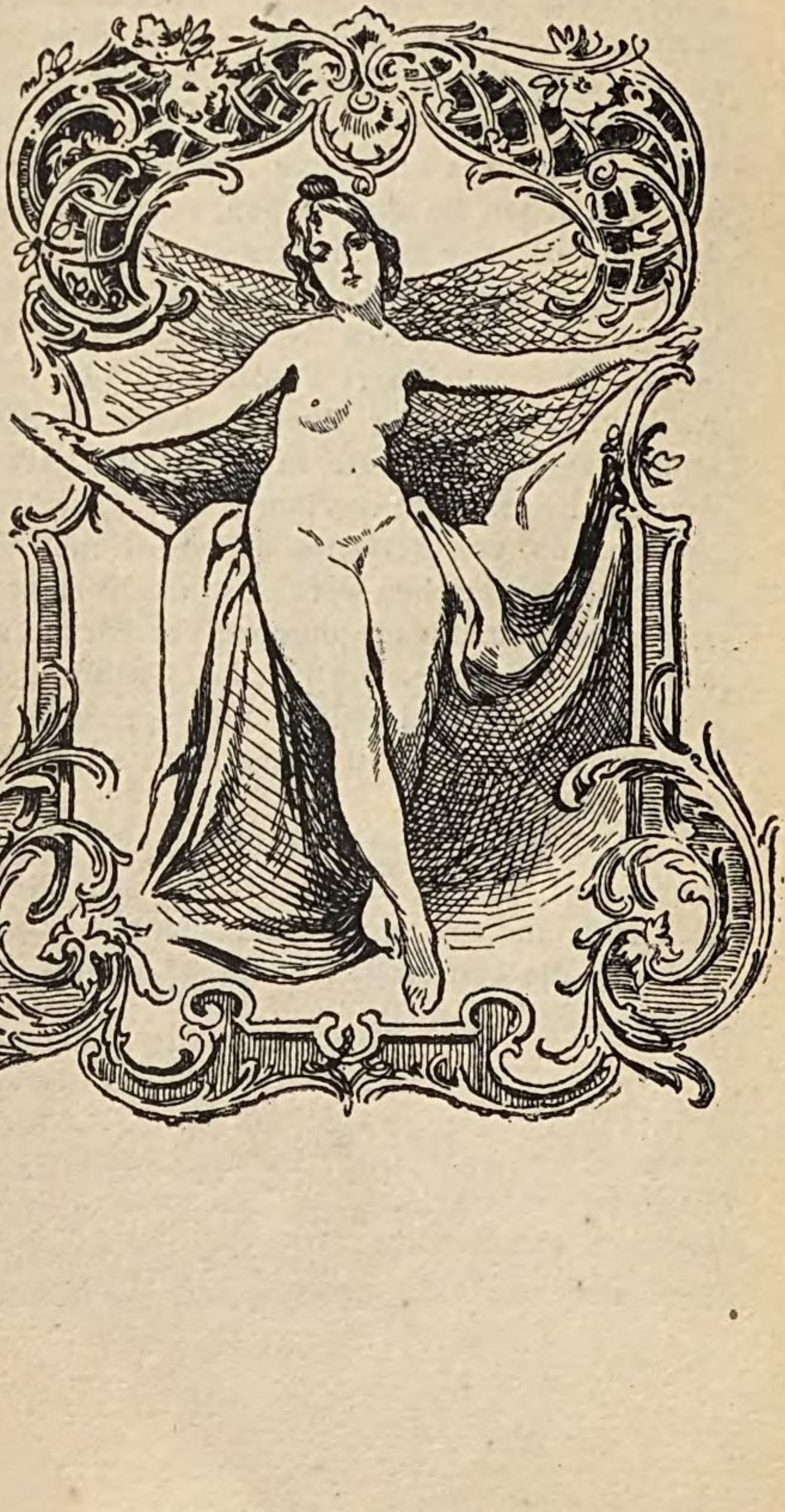
Aber Laclos' Schöpfung giebt nicht nur das Bild einer bis ins Mark verwüsteten, kranken Zeit, die sich doch ihre geistreiche, tändelnde

Anmut noch unterm Fallbeile bewahrte; sie ist auch in mancher Beziehung eine litterarische That ersten Ranges. Nicht umsonst war der Roman Friedrich Schillers Lieblingsbuch. Diese quellende Fülle feiner und kluger Worte, diese glänzende Charakteristik, diese funkelnde Eleganz der Sprache! Immer wieder bricht dabei eine Satire durch, die in ihrer geschliffenen Feinheit um so packender — fast möchte man sagen, dramatisch — wirkt, als sie gänzlich unbeabsichtigt und unbewusst scheint. Ein Meisterstück in dieser Beziehung ist der vom Bett seiner Emilie aus geschriebene, freche Brief Valmonts an die Präsidentin, worin sich der schmachtende Liebhaber über seine schöne Betschwester lustig macht, gleichzeitig aber dem Autor Gelegenheit giebt, die ganze, verächtliche Verlotterung der grand seigneurs des ancien régime mit juvenalischem Stifte in flammenden Zügen zu zeichnen.

In der farbenfrohen Darstellung sinnlicher Begierden und Genüsse hat Laclos hier und da vielleicht des Guten zu viel gethan, wenn er auch in dieser Beziehung bei weitem nicht an seine Nebenbuhler heranreicht. Dem Satiriker war es kaum so ernst um seine Aufgabe, dass er ihretwegen das graziös-leichtfertige Lächeln des Galliers ganz verlernt hätte, und zumal der Frau gegenüber und fraulichen Reizen. Nebenbei stachelte ihn der Schriftsteller-Ehrgeiz, ein viel gelesenes Buch zu schreiben, und dieser Erfolg winkte ihm nur dann, wenn

er, dem Geschmack jener Tage folgend, zur Schilderung des Lasters die buntesten und brennendsten Tinten benutzte. Aber diese und andere Mängel mehr dienen eigentümlicherweise im letzten Grunde nur dazu, den künstlerischen Wert des Buches und seine Anmut zu heben. Sie verwischen die allzu derben, schweren Züge der Tendenzsatire und machen das Werk leichtfüssiger, tanzfreudiger, so dass man ihm den lehrhaften, moralischen Zweck nicht mehr anmerkt. Das scheinbare Fehlen all' und jeder Absichtlichkeit, aller überdeutlichen Schärfe stimmt aufs glücklichste zu der Fiktion Laclos', dass die Briefe nicht von ihm erfunden, sondern thatsächlich von Personen der vornehmen Gesellschaft geschrieben worden seien. Was er in seiner biedermännisch plumpen Vorrede nur mit schwachen Gründen vertritt, mit Gründen, die eher das Gegenteil seiner Behauptungen erhärten, davon überzeugt das Buch selbst den Leser ganz und gar.

Die Uebersetzung lehnt sich an die Frankfurter von 1798 an, die den Zeitton sehr glücklich trifft und der zur Vollkommenheit eigentlich nur die kunstvolle Abtönung des französischen Originals fehlt.



Vorrede

des französischen Herausgebers

Das Publikum wird vielleicht die vorliegende Sammlung von Briefen noch zu umfangreich finden. Nichts destoweniger enthält sie nur einen sehr kleinen Teil des gesamten Briefwechsels, dem sie entnommen worden ist. Was nicht mit den Begebenheiten in engem Zusammenhange stand oder zur Darstellung der Charaktere unumgänglich erforderlich schien, ist unbarmherzig ausgemerzt worden. Diese kleine Mühe stellt meine einzige Arbeit an dem Buche dar; zu erwähnen ist vielleicht nur noch, dass ich natürlich die aufgenommenen Briefe geordnet habe, wobei ich mich fast immer nur durch das Datum leiten liess. Auch einige spärliche und kurze Anmerkungen stammen von mir. Mehr zu thun, war mir nicht vergönnt gewesen; mein Auftrag erstreckte sich nicht weiter.

Ich hatte allerdings wichtigere Veränderungen in Vorschlag gebracht.*) In der Mehrzahl betrafen sie die Reinigung des Ausdrucks und der Schreibart, die man vielleicht mit Recht fehlerhaft finden wird. Daneben erbat ich die Erlaubnis zur schriftstellerischen Ueberarbeitung aller Teile des Buches, die weder unter sich noch mit dem Ganzen im rechten Zusammenhange stehen. Diese kleine Mühewaltung, die man abgelehnt hat, hätte freilich dem Buche noch immer keinen Wert verleihen können, es aber doch von manchen Mängeln befreit. Indessen wurde mir entgegengehalten, dass man ja die Briefe selbst und nicht ein auf ihnen aufgebautes Buch dem Publikum vorlegen wolle.

Ueberdies, fuhr man fort, würde es sowohl gegen die Wahrscheinlichkeit, wie gegen die Wahrheit verstossen, wenn ich in der von mir geplanten Ueberarbeitung alle an diesen Briefen beteiligte Personen dasselbe reine und elegante Französisch schreiben liesse. Und als ich darauf erwiderte, an dieser Reinheit und Eleganz des Stiles fehle allerdings so viel, dass die geehrten Briefschreiber sich statt dessen

---

*) Selbstverständlich sind die Namen aller in dieser Sammlung vorkommenden Personen geändert. Falls sich daher Personen finden, die etwa einen der hier gebrauchten Namen führen, so wäre dies bloss ein bedauernswerter Zufall, aus dem gegen sie nichts folgt und gefolgert werden kann.

samt und sonders der grössten Fehler schuldig gemacht hätten, und dass die Kritik nicht säumen würde, ihnen das gehörig aufzumutzen, da erhielt ich zur Antwort: Ein verständiger und gerechter Leser werde in einer von Laien geschriebenen Briefsammlung auf Irrtümer und Schnitzer um so mehr gefasst sein, als alle bis jetzt gedruckten Briefe, selbst die von angesehenen Schriftstellern, ja sogar die von Mitgliedern der Akademie, keineswegs ganz von Tadel frei wären. Ueberzeugt haben mich diese Gründe nun freilich keineswegs. Aber ich musste wohl oder übel nachgeben. Und ich behielt mir nur vor, öffentlich gegen dies Verfahren zu protestiren und zu erklären, dass es meinen Beifall ganz und gar nicht habe. Dies geschieht hiermit.

Was den Wert des Buches selbst anbetrifft, so kommt es mir vielleicht nicht recht zu, darüber zu reden. Doch giebt es Leser, die, ehe sie ein Buch in die Hand nehmen, gern wissen möchten, was sie von ihm zu erwarten haben. Diese Herrschaften wollen meine Vorrede gefälligst weiter lesen; den übrigen, minder umständlichen, rate ich in ihrem Interesse, lieber gleich das Buch selbst anzufangen. Sie wissen ohnehin schon genug. Von der ersten Minute an, wo ich Einsicht in die Briefe bekam, stimmte ich ganz entschieden für ihre Veröffentlichung. Nichtsdestoweniger bin ich weit entfernt von der Annahme, dass sie beim Publikum Glück machen werden. Man erblicke

in dieser Bemerkung freundlichst nicht die gewöhnliche Grimasse der Schriftstellerbescheidenheit. Denn das erkläre ich gleich: hätt' ich diese Briefe nicht der Herausgabe für wert gehalten, so würde ich mich keinen Augenblick mit ihnen beschäftigt haben. Ich will diesen scheinbaren Widerspruch alsbald lösen. Der Wert eines Buches kann nur in dem Nutzen oder aber in dem Vergnügeu bestehen, das es bereitet. Manchmal, freilich ungemein selten, auch in beidem zugleich.

Der Beifall indess, den ein Buch erringt, richtet sich gewöhnlich mehr nach der Wahl des Stoffes als nach seiner Bearbeitung und hängt mehr von dem Inhalt des Ganzen als von der Ausführung der Einzelheiten ab. Nun aber enthält unsere Sammlung die Briefe einer ganzen Reihe von Personen, und es findet sich daher in ihnen eine Verschiedenheit der Denkart und ein verwirrendes Durcheinander der Neigungen das dem Interesse des Lesers notwendig Abbruch thun muss.

Diese und andere Mängel werden allerdings zum Teil durch eine wesentliche Eigenschaft des Buches aufgewogen, ich meine durch die grosse Mannigfaltigkeit der Schreibart. Was dem Erfinder einer Briefsammlung schwer und selten erreichbar ist, bot sich in unserem Falle von selbst dar, und so wurde wenigstens das Lästige, Langweilige der Einförmigkeit vermieden. Manche Leser verstehen vielleicht auch die Fülle von neuen oder wenig bekannten Beobachtungen

und Bemerkungen, die dies Buch enthält, gebührend zu würdigen. Damit ist aber auch nach meiner Meinung das Vergnügen erschöpft, das man sich selbst bei noch so günstiger Beurteilung des Werkes von ihm versprechen darf.

Dass es Nutzen bringt, wird am Ende noch mehr bezweifelt werden, obgleich ich gerade ihn besonders hoch anschlage. Ich glaube nämlich, dass man der Sittlichkeit einen Dienst erweist, wenn man die Mittel aufdeckt, deren unsittliche und verderbte Menschen sich bedienen, um tugendhafte zu verderben. Just zu diesem Zweck scheinen mir die vorliegenden Briefe sehr tauglich. Daneben findet man in ihnen Beispiel und Beweis für zwei wichtige Wahrheiten, die wohl nicht recht bekannt sein müssen, da man sie so selten beachtet und befolgt. Jede Frau, die einen sittenlosen Menschen in ihre Gesellschaft aufnimmt, wird zuletzt unweigerlich sein Opfer. — Das ist eins. Und zweitens heisst es von einer Mutter sehr unvorsichtig gehandelt, wenn sie gestattet, dass eine andere Person als sie das Vertrauen ihrer Tochter gewinnt. Weiterhin können junge Personen beiderlei Geschlechts aus diesen Blättern lernen, dass jeder verderbte Mensch, der ihnen zuvorkommend seine Freundschaft anbietet, damit ihrem Glück oder ihrer Tugend eine gefährliche Schlinge legt. Bei alledem scheint mir aber Missbrauch — der dem rechten Gebrauch ja überall so nahe liegt — auch bei diesem Buche

zu befürchten zu sein, und weit davon entfernt, es der Jugend zur Lektüre vorzuschlagen, würde ich vielmehr raten, ihr kein Werk dieser Art vor Augen kommen zu lassen.

Uebrigens ist mir der Zeitpunkt, wo unser Buch den Mädchen nicht mehr gefährlich ist, sondern Nutzen bringen kann, von einer guten Mutter sehr treffend angegeben worden. Sie gab mir das Manuskript dieses Buches mit folgenden Worten zurück: „Ich würde“, sagte sie, „meiner Tochter einen wahren Dienst zu erweisen glauben, wenn ich ihr dies Werk an ihrem Hochzeitstage zum Geschenk machte.“ Wenn alle Mütter derselben Meinung sind, so würde ich für die Mühe der Herausgabe unendlich belohnt sein.

Indessen denke ich nicht daran, mich in dieser Hinsicht besonders freundlichen Hoffnungen hinzugeben, besorge vielmehr, dass die Sammlung nur sehr wenigen Menschen gefallen wird. Verworfenen Männern und Weibern wird viel daran liegen, ein Buch zu beschimpfen und zu verschreien, das ihnen Schaden thun kann. Und da es dieser Art von Menschen an Ränken nie fehlt, so werden sie unter Umständen sogar die strengen Moralisten auf ihre Seite ziehen, die das öffentlich ausgestellte, wahrheitsgetreue Gemälde einer so furchtbaren Corruption empören wird.

Unsere „Starkgeister“ hinwiederum werden an einem frommen Weibe (das heisst in ihren Augen einem albernen Gänschen) wenig Be-

hagen finden, und die Frommen stossen sich wahrscheinlich daran, dass die Tugend dem Laster unterliegt und die Religion so wenig ihre Kraft beweist.

Denen, die gerne am Stil herummäkeln, zum Schluss noch einige Worte. Leute von überfeinem Geschmack beleidigt zweifelsohne die einfache, ja fehlerhafte Schreibart in vielen dieser Briefe, während der gemeine Schlag von Lesern, der sich einbildet, alles Gedruckte müsse von vornherein für den Druck bestimmt und geschrieben worden sein, hier und da die gezwungene Manier eines Verfassers zu erkennen glauben wird, der immer hinter allen seinen Personen zum Vorschein kommt.

Ich gestehe gern, dass solche und ähnliche Vorwürfe nicht unbedingt grundlos und absurd zu sein brauchen, glaube aber, sie widerlegen zu können, ohne dabei das gewöhnliche Mass einer Vorrede zu überschreiten.

Indessen — wollte ich alles beantworten, so bliebe dem Buche selbst nichts zu beantworten übrig, und hegte ich diesen Wunsch, so hätte ich sicherlich weder das Buch noch die Vorrede drucken lassen.

Die Marquise von Merteuil an den Grafen von Valmont, auf Schloss **.

Paris, den 2. August.

So eilen Sie doch, lieber Graf, und kommen Sie endlich zurück! Was in aller Welt sitzen Sie denn da auf dem Lande bei einer alten Tante, deren Güter Ihnen ja doch ein für allemal sicher sind? Was hält Sie denn dort? Empfehlen Sie sich also auf der Stelle und kommen Sie; ich brauche Sie hier notwendig. Ich habe ein herrliches Plänchen gemacht, und ich bin willens, Ihnen die Ausführung zu übertragen. Mehr sollte ich Ihnen eigentlich nicht zu sagen brauchen, um Sie auf die Beine zu bringen, und Sie sollten sich von Rechts wegen durch meine Wahl so geehrt fühlen, dass Sie ohne Zeitverlust zu meinen Füssen niedersänken und dort meiner weiteren Befehle harrten. — Aber

Bayerische Staatsbibliothek München

leider stehen die Sachen zwischen uns nicht mehr so. Sie missbrauchen unaufhörlich meine Güte, seitdem Sie sie eigentlich nicht mehr brauchen, und Sie können von Glück sagen, dass ich, zwischen ewigem Hass und übermenschlicher Nachsicht schwankend, noch immer meine Güte siegen lasse. Ich will Sie also nur näher in meine Pläne einweihen; aber schwören Sie mir als ein treuer Rittersmann, dass Sie sich nicht eher auf ein neues Abenteuer einlassen wollen, als bis Sie dies zu glorreichem Ende geführt haben. Es ist ganz eines Helden würdig, Sie werden für Liebe und Rache kämpfen. Mit einem Worte, es ist eine Teufelei mehr für Ihre Lebensgeschichte, die einmal, so Gott will, gedruckt werden muss, und die ich selbst zu schreiben gedenke.

Doch davon ein andermal. Jetzt hören Sie weiter.

Frau von Volanges verheiratet ihre Tochter. Die Sache ist noch ein Geheimnis; mir aber hat sie's gestern entdeckt. Und wer, denken Sie wohl, wird ihr Schwiegersohn werden? Graf Gercourt! Ja, der! Wem hätte es wohl je einfallen können, dass ich noch einmal Gercourts Cousine werden sollte! Ich bin in einer Wut darüber ... Nun, besinnen Sie sich denn auf nichts, Sie langsamer Kopf? Haben Sie ihm denn das Abenteuer mit der Intendantin vergeben? Und denken Sie nicht an mich, Sie Ungeheuer? An mich, die er noch empfindlicher beleidigt hat? Doch ich will jetzt meinen Grimm unterdrücken. Die Hoffnung auf Rache soll mich trösten und erheitern.

Hundertmal haben wir es ja bis zum Ekel mit anhören müssen, Sie so gut wie ich, mit welcher Wichtigkeit der Gercourt von der Dame sprach, die er dereinst zu seiner Gemahlin erheben würde, und wie seine närrische Eitelkeit ihm vorspiegelte, dass er allein und nur er eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Schicksale der Ehemänner machen würde. Sie kennen seine lächerlichen Grillen über die Vorzüge der Klostererziehung und sein mehr als albernes Vorurteil über die Tugend der blonden Mädchen. Wahrhaftig, wäre die kleine Volanges eine Brünette oder nicht im Kloster erzogen, ich wette, trotz der 60 000 Pfund Renten, die sie hat, würde er nun und nimmermehr an eine Heirat mit

ihr gedacht haben. Lassen Sie uns ihm beweisen, dass er mit seinen Ideen ein abgeschmackter Narr ist. Sich lächerlich zu machen, dahin wird er freilich mit der Zeit ganz von selbst kommen, in dieser Beziehung ist mir gar nicht bange, aber zum Totlachen wäre es doch, wenn er seinen Ehestand gleich damit anfinge. Heilige Jungfrau, wenn wir ihn am Tage nach der Hochzeit prahlen hören — denn das kann er nicht lassen — wie sollte es uns kitzeln! Und, bester Graf, es müsste mit unrechten Dingen zugehen, wenn Gercourt nicht bald das Stadtgespräch von Paris würde, nachdem Sie sein blondes Gemahl einmal in Ihrer Schule gehabt haben!

Uebrigens muss ich Ihnen sagen, dass die Heldin dieses neuen Romans alle Mühe, die Sie sich nun wohl ihretwegen werden geben müssen, in reichem Masse verdient. Sie ist wirklich sehr reizend, ein Dingchen von fünfzehn Jahren, eine wahre Rosenknospe — wenn auch noch über alle Beschreibung linkisch und ganz ohne Manieren. Aber Männern von Ihrem Schlage ist das, wie ich ahne, nicht unlieb. Dabei hat das Mädel etwas Schmachtendes im Blicke — eine gute Vorbedeutung, nicht wahr? Bedenken Sie nun, dass ich Ihnen die Kleine empfehle, so bleibt Ihnen einfach nichts weiter übrig, als sich von Herzen zu bedanken und mir zu gehorchen. Sie erhalten diesen Brief morgen früh. Morgen Abend um sieben Uhr müssen Sie bei mir sein. Vor acht wird niemand vorgelassen, selbst nicht

der Chevalier, der jetzt den Dienst hat. Diesem Herrn fehlt es an Kopf zu einem so grossen und bedeutsamen Unternehmen. Sie sehen, bester Graf, die Liebe macht mich nicht blind. Um acht Uhr sind Sie wieder frei, und um zehn Uhr speisen Sie bei mir mit Ihrer neuen Schönen. Mutter und Tochter haben mir nämlich für morgen Abend zugesagt. Adieu — Mitternacht ist vorüber, und ich werde bald aufgehört haben, an Sie zu denken.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Vom Schlosse **, den 4. August.

Sie geben mir da einen allerliebsten Auftrag, meine schöne Freundin, und die Art, wie Sie ihn geben, ist eben so liebenswürdig. Wahrhaftig, Sie haben das Zeug dazu, einem den Despotismus angenehm zu machen. Ach, Frau Marquise, es ist heut' nicht das erste Mal, dass ichs bedauere, nicht mehr Ihr Sklave zu sein. Und Sie wissen das ganz genau. Nennen Sie mich immerhin ein Ungeheuer, ich denke doch nie ohne inniges Vergnügen an jene Tage zurück, da Sie mich mit süsseren Namen beehrten. Manchmal bin ich sogar nicht übel willens, mir diese Tage und diese Namen von neuem zu verdienen, aller Welt ein grosses Beispiel von Treue und Beständigkeit Ihnen gegenüber zu geben und damit meine Laufbahn zu beschliessen. Aber wir beide haben einen

wichtigeren Beruf. Unsere Bestimmung ist es, Herzen zu erobern, und ihr müssen wir folgen. Vielleicht treffen wir am Ziele wieder zusammen. Das muss ich jedoch hierbei zu Ihrem Ruhme bemerken, meine anbetungswürdige Freundin: nicht um einen einzigen Schritt haben Sie mich vorausgelassen. Ja, und ich glaube beinahe, seit der Zeit, da wir uns zum Heil der Völker trennten, um jeder für sich das Evangelium zu verkündigen, seit dieser Zeit haben Sie im Apostelamt der Liebe weit mehr Heiden bekehrt als ich. Freilich kenne ich auch Ihren glühenden Eifer; und wenn der liebe Gott uns einmal nach unsern Werken richtet, so müssen Sie die Schutzheilige der grössten Stadt werden, während ich dann kaum auf den Rang eines Dorfpatrons werde Anspruch erheben dürfen. Sie wundern sich wohl über die frommen Ausdrücke, deren ich mich bediene? Aber Sie müssen wissen, dass ich seit acht Tagen keine andere Sprache mehr höre und rede, und dass ich mich darin mit einem Eifer übe, der mich für diesmal daran hindert, Ihren gütigen Befehlen zu gehorchen.

Zürnen Sie nicht, hören Sie mich erst. Ihnen als der Besitzerin aller meiner Herzensgeheimnisse will ich auch dies verraten, verraten will ich Ihnen den grössten aller Pläne, die ich je entwarf. Wie weit bleibt, was Sie mir auftragen, gegen dies mein Unternehmen zurück! Ich soll ein junges Ding verführen, ein Kind, das von nichts in der Welt weiss

das ohne allen Widerstand in meine Schlingen fallen, das die erste Liebeserklärung sinnlos berauschen würde, das sich von der Neugierde noch schneller als durch die Leidenschaft Schritt für Schritt vorwärts ziehen lassen würde? Das können zwanzig andere ebenso gut wie ich. Aber was ich vorhabe, ist wahrlich ein Plänchen von ganz anderer Art. Ruhm und Wonne in gleichem Masse erwarten mich am Ziel. Amor, der mir den Siegerkranz flechten will, weiss nicht, ob er Myrthe oder Lorbeer dazu verwenden soll. Richtiger noch, er greift zu beiden, um den Triumphator würdig zu schmücken. Sie selbst, schöne Marquise, sollen einen heiligen Respekt vor mir bekommen und mit Begeisterung ausrufen: Das ist der Mann nach meinem Herzen!

Sie kennen doch die Präsidentin von Tourvel, ihre Frömmigkeit, ihre Liebe zu ihrem Mann, ihre strengen Grundsätze?

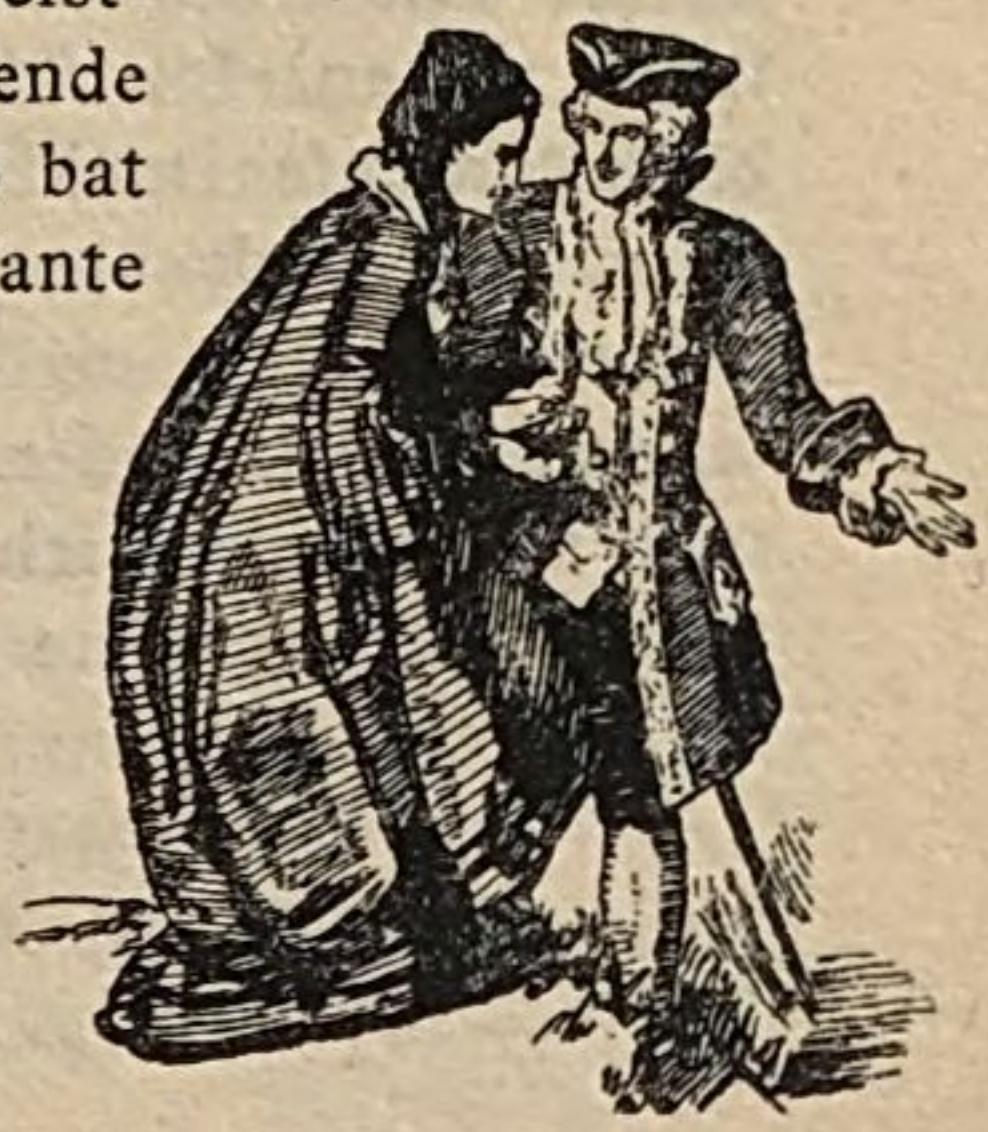
Mit alledem beginne ich den Kampf! Einen solchen Gegner finde ich meiner wert.

„Bleibt auch in diesem Kampf der Siegespreis nicht mein,
„Dass ich den Kampf gewagt, wird Ruhm genug mir sein."

(de la Fontaine)

Von einem grossen Dichter darf man ja wohl auch einen schlechten Vers zitieren. Nun hören Sie aber weiter. Der Präsident weilt eines wichtigen Prozesses wegen gegenwärtig

in Bourgogne (ich denke, er wird unterdessen hier einen noch wichtigeren verlieren). Seine untröstliche Ehegenossin hat sich entschlossen, derweil als traurige Witwe bei uns auf dem Lande zu leben. Täglich eine Messe, Besuche bei den Gemeinde-Armen, ihre Morgen- und Abendsegen, ferner einsame Spaziergänge, fromme Gespräche mit meiner alten Tante und zuweilen eine melancholische Partie Whist sollten hier ihr Zeitvertreib sein. Doch ich will mir Mühe geben, für eine bessere Unterhaltung zu sorgen. Mein guter Geist hat mich zu meinem und ihrem Glücke hierhergeführt. Ich bin ein rechter Thor gewesen. Mich verdrossen die vierundzwanzig Stunden, die ich an eine Anstandsvisite bei meiner Tante verschwenden sollte. O wie grausam hart wäre ich gestraft worden, hätte ich wirklich unverzüglich nach Paris zurück gemusst! Zu meinem Heile fehlte bei der Whistpartie der vierte Mann, und da hier ausser dem Ortsgeistlichen keine whistspielende Kreatur zu haben ist, so bat meine gottesfürchtige Tante mich recht dringend, ihr doch noch ein paar Tage zu schenken. Ich sah die Präsidentin und willigte ein. Und nun müssten Sie sehen, wie die Alte mich seitdem liebkost, und wie sie sich



an meinen regelmässigen Besuchen ihrer Bet-stunden und Messen erbaut. Freilich ahnt sie nicht im Traum, welche Gottheit ich da anbete.

Und so sitze ich nun seit vier Tagen hier, verliebt zum närrisch werden. Sie wissen, wie heftig meine Begierden sind, und wie ich jedes Hindernis mit Füssen trete. Aber wie sehr die Einsamkeit diese Glut noch vermehrt, das ist Ihnen vielleicht unbekannt. Ich habe jetzt in der That nur den einen Gedanken, der mich Tags über beschäftigt und der meine Nächte ausfüllt. Wahrhaftig, dies Weib muss sich er-geben, oder ich bin in dringender Gefahr, mich durch eine wirkliche Liebe lächerlich zu machen. Ernsthafter Widerstand gegen meine Wünsche könnte mich wahrhaftig dahin bringen. O du wonnereicher Genuss, dich rufe ich an, um meines Glücks und noch mehr um meiner Ruhe willen. Es ist wirklich ein Segen für uns, dass die Frauen sich so schlecht verteidigen. Gleich armen Sündern würden wir sonst vor ihnen stehen. Ich fühle mich in diesem Augen-blick von tiefer Dankbarkeit gegen alle gefälligen Damen durchdrungen, ein Gefühl, das mich natürlicherweise zu Ihren Füssen führt. Hier werfe ich mich nieder und flehe um Verzeihung, und so schliesse ich diesen schon zu langen Brief. Adieu, meine schöne Freundin! Nichts für ungut!

Die Marquise von Merteuil an den Grafen Valmont.

Paris, den 6. August.

Ihren Brief, lieber Graf, hat Ihnen ein seltsamer Uebermut diktiert. Eigentlich sollte ich mich darüber ärgern. Aber er beweist mir ja nur, dass Sie den Kopf verloren haben — und das allein schon schützt Sie vor meinem Unwillen. Als Ihre grossmütige und zärtliche Freundin will ich desshalb alle Beleidigungen vergessen, will Sie nur auf die Gefahr hinweisen, in der Sie sich befinden. Und so langweilig alles Räsonnieren auch ist, Ihretwegen und da Ihr Wohl es fordert, will ich mich doch darauf einlassen.

Also die Tourvel möchten Sie erobern! Ein närrischer Einfall! Daran erkenne ich so ganz Ihren wunderlichen Kopf, der immer gerade das begehrt, was ihm unerreichbar scheint.

Was fesselt Sie denn an diesem Weibe? Regelmässige Züge — nun ja, aber doch kein Ausdruck darin! Gewachsen — ja ziemlich — aber ohne alle Grazie! Dann ein Anzug zum Totlachen — ein ganzes Pack Tücher um den Busen, das Kleid geht ihr bis ans Knie. Kurz, ich sage Ihnen als Freundin, zwei Weiber von dieser Art, und es ist um Ihren Ruf geschehen.

Erinnern Sie sich doch gefälligst jener Festlichkeit in St. Roche, wo sie für die Armen sammelte! Mich dünkt, ich sehe sie noch vor mir, wie sie der hagern Figur mit den langen Haaren die Hand reichte, mit ihrem vier Ellen breiten Reifrock bald hier, bald dort Jemand an den Kopf stiess und bei jeder Verbeugung rot wurde. Wer hätte damals ahnen können, dass Sie sich an diese Frau machen würden! Schämen Sie sich, lieber Graf, und gehen Sie schleunigst in sich; ich verspreche Ihnen unbedingte Verschwiegenheit.

Erwägen Sie doch daneben auch all' die verdriesslichen Umstände bei dieser Geschichte! Der

Nebenbuhler, mit dem Sie kämpfen sollen, ist ein Ehemann! Fühlen Sie denn die Erniedrigung nicht? Welcher Schimpf, wenn Sie verlieren, und andererseits wie wenig Ruhm, wenn Sie siegen! Und dann, falls wirklich alles gelingt — welch ein armseliges Vergnügen wartet Ihrer! Sie haben es mit einer Frau zu thun, die nicht bloss spröde scheinen will, nein, die es thatsächlich ist. Diese Damen bleiben selbst in der Stunde der Lust noch karg und zurückhaltend. Gänzliche bedingungslose Hingebung, die höchste Wonne der Liebe kennen sie nicht. Ich sage Ihnen das alles vorher. Im glücklichsten Falle wird Ihre Präsidentin Sie wie ihren Ehemann behandeln, aber in den ehelichen Schäferstunden verschmilzt man nie völlig in eins. Ihr Fall liegt noch schlimmer, denn Ihre Spröde ist überaus fromm, und dank ihrer Frömmigkeit wird sie immer ein einfältiges Kind bleiben, sancta simplicissima. Sie können dies Hindernis vielleicht besiegen, aber es aus dem Wege schaffen, es aufheben, das wird Ihnen nimmer mehr gelingen. Denn wenn Sie schon ihre Liebe zu Gott zurückdrängen können, an ihrer Furcht vor dem Teufel scheitern Sie mit Gewissheit. Selbst in Ihren Armen wird das fromme Herz nicht aus Liebe zu Ihnen, sondern aus banger Angst klopfen. Ja, wenn Sie diese Frau früher kennen gelernt hätten, dann wäre wohl etwas aus ihr geworden, aber im zweiundzwanzigsten Jahre und nach einer fast zweijährigen Ehe — nein, glauben Sie mir, Graf,

sobald ein Weib einmal in dieser Beziehung abgestumpft ist, muss man sie ihrem Schicksal überlassen. Und nun denken zu müssen, dass solch' eine Dame Sie abhält, mir gehorsam zu sein, dass Sie sich ihretwegen lebendig bei Ihrer alten Tante begraben und um das köstlichste und ruhmvollste Abenteuer bringen lassen! Es ist doch eine eigene Fügung, dass der Gercourt immer gegen Sie im Vorteil sein soll.

Uebrigens muss ich Ihnen noch sagen, dass die kleine Volanges eine Eroberung gemacht hat. Der junge Danceny ist sterblich in sie verliebt. Er hat schon einigemal mit ihr gesungen und wirklich, sie singt besser als man's von einer Klosterjungfrau erwarten sollte. Wenn die beide fleissig weiter Duette singen, so glaube ich, dass sie sehr bald auch ein gewisses anderes Duett gern mit ihm anstimmen wird. Nur schade, dass dieser Danceny solch ein Pinsel ist! Er wird seine Zeit mit Seufzern verlieren und nie zum Ziele kommen. Zwar das junge Ding ist feurig genug, aber die Sache wird im besten Falle doch nicht halb so spasshaft werden, als sie es bei Ihrer gütigen Mitwirkung geworden wäre. Rund heraus gesagt, Ihre Weigerung verdriesst mich, und ich zanke mich desshalb heute sicher noch mit meinem Chevalier. Ich möchte ihm raten, heute sehr duldsam und sanft zu sein; denn ich bin dermassen übel gelaunt, dass ich um jeder Lappalie willen mit ihm brechen könnte. Und ich weiss, wenn ich ihn jetzt verabschiedete, würde er verzweifeln. Und

was in der Welt macht mehr Spass als eine verliebte Verzweiflung? Er würde mich treulos nennen, und dies Wort habe ich immer mit innigem Vergnügen gehört. Ausser dem Wort grausam ist es das angenehmste für ein weibliches Ohr, und es ist weniger mühsam zu verdienen. Ich werde mich allen Ernstes mit diesem Bruche beschäftigen. Sehen Sie, woran Sie alles schuld sind! Auch er fällt auf Ihr Gewissen. Adieu, empfehlen Sie mich dem andächtigen Gebet Ihrer Präsidentin!

Cäcilie Volanges an ihre Freundin Sophie Carnay.

Paris, den 7. August.

Ich habe Dir noch nichts Näheres über meine Heirat sagen können, liebe Sophie, weil ich noch immer eben so wenig davon weiss, wie am ersten Tage. Uebrigens denke ich auch kaum noch daran, weil die Art, wie ich lebe, mir täglich mehr behagt. Ich übe mich sehr im Singen und auf der Harfe, und es kommt mir vor, als wenn ich jetzt weit mehr Lust zur Musik hätte als früher, wo ich noch einen Lehrmeister hatte. — Vielleicht weil ich jetzt einen bessern habe. — Herr von Danceny, der junge Edelmann, von dem ich dir schon geschrieben habe, und mit dem ich bei Frau von Merteuil

sang, ist so gütig, uns täglich zu besuchen, und dann singen wir ganze Stunden lang zusammen. Er ist ein sehr angenehmer junger Herr, singt wie ein Engel und komponiert allerliebste kleine Arien, zu denen er auch selbst den Text macht. Schade, dass er Maltheserritter ist; ich glaube, seine künftige Gattin würde sehr glücklich werden, wenn er heiraten dürfte. Er hat ein sehr sanftes, einnehmendes Wesen. Komplimente macht er eigentlich garnicht, aber alles, was er sagt, ist schmeichelhaft. Er tadelt und meistert mich unaufhörlich,

bald bei der Musik, bald bei einer anderen Sache; aber sein Tadel ist immer so artig und voller Scherz, dass ich ihm dafür dankbar bin. Und wenn er Einen auch nur ansieht, so denkt man immer, er wolle etwas verbindliches sagen. Dabei ist er ungemein gefällig. Gestern zum Beispiel war er zu einem Konzert eingeladen; allein er wollte lieber den Abend bei der Mama zubringen. Das war mir besonders lieb, denn wenn er nicht da ist, so spricht kein Mensch mit mir, und ich habe die verdriesslichste Langeweile; ist er aber da, so singen oder plaudern wir miteinander, denn er hat immer etwas zu sagen. Er und die Frau von Merteuil sind die beiden einzigen Personen, die ich liebenswürdig finde. Lebewohl für dieses Mal, meine liebe Freundin, ich habe versprochen, morgen eine Arie zu singen, die eine sehr schwierige Begleitung hat. Ich muss Wort halten und noch fleissig üben, ehe er wieder kommt.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Schloss **, den 9. August.

Eine Frau missbraucht doch immer die Herrschaft, die sie sich zu verschaffen gewusst hat. Auch Sie, die ich so oft eine nachgiebige Freundin nannte, Sie hören endlich auf, es zu sein und scheuen sich nicht, mich in dem Gegenstande meiner Neigung zu kränken. Welch' ein Bild unterstehen Sie sich von der Tourvel zu entwerfen! Wahrlich, ein Mann hätte diesen Frevel mit seinem Leben bezahlt, und jedes andere Weib ausser Ihnen hätte mir mit einem Flecken auf ihrem guten Namen dafür büssen müssen. Ich bitte Sie, stellen Sie mich nicht auf so harte Proben; ich weiss nicht, ob ich sie immer bestehen würde. Im Namen der Freundschaft beschwöre ich Sie, halten Sie mit Ihren Verläumdungen gegen diese Frau so lange inne, bis sie mir alles gewährt hat. Wissen

Sie denn nicht, dass die befriedigte Lust allein die Täuschungen der Liebe zerstören darf und soll? Doch was rede ich da von Täuschungen? Eine Tourvel braucht sie garnicht — sie darf sich nur zeigen, ganz wie sie ist, um angebetet zu werden. Sie werfen ihr vor, dass sie sich schlecht anziehe — schön, das gebe ich zu, weil im Grunde jeder Anzug ihr nachteilig ist. Alles, was sie verhüllt, entstellt sie auch, und nur in der Nachlässigkeit ihres leichten Morgenkleides ist sie wahrhaft bezaubernd. Dank der drückenden Hitze, die wir jetzt haben, steht mir die ganze, herrliche Gestalt in so einem schlichten Hauskleide von blosser, leichter Leinwand immer vor Augen. Nur ein dünner Musselin verdeckt ihren Busen und gestattet meinem verstohlenen Blicke, die schönsten Formen zu erraten. Ihr Gesicht, sagen Sie, hat keinen Ausdruck. Was soll es aber ausdrücken, wenn ihr Herz mit nichts beschäftigt ist? Freilich verfügt sie nicht über jenen lügenhaften Blick unserer Koketten, der uns manchmal verführt und immer betrügt. Sie versteht es nicht, ein armseliges Geschwätz mit einem studierten Lächeln aufzustutzen, und obwohl sie die schönsten Zähne von der Welt hat, so lacht sie doch nur über das, was ihr wirklich belachenswert scheint. Bei unsern mutwilligen Spielen muss man sie sehen, wo sie ganz unschuldiger, zwangloser Frohsinn ist. Sehen muss man es, wenn sie Unglücklichen Beistand leistet, wie dann ihre Augen vor reiner Freude und rührendem Mitleid leuchten. Man

muss sie sehen, wenn sie über eine kleine Lobeserhebung oder Schmeichelei betroffen ist — über das ganze himmlische Antlitz breitet sich dann die reizende Unruhe holder Sittsamkeit, die bei ihr mehr als blosse Grimasse ist. Sie ist spröde und fromm, und deshalb nennen Sie sie kalt und ohne Empfindung. Ich aber bin ganz anderer Meinung. Wie könnte ihre Zärtlichkeit sonst wohl einem Ehemanne gelten, wie könnte sie mit solcher Innigkeit an einem immer Abwesenden hängen? Vielleicht fordern Sie noch einen schlagenderen Beweis als diesen — gut, ich habe mir auch den zu verschaffen gewusst.

Neulich lenkte ich unsern

Spaziergang unvermerkt nach einem Graben hin, über den wir hinweg mussten. So behend sie sonst ist, so furchtsam war sie doch in diesem Falle; auch wissen Sie, wie eine sittsame Frau sich dagegen sträubt, über einen Graben zu springen. Sie musste sich also meine Hilfe gefallen lassen, und ich fasste die Spröde in meine Arme. Noch kurz vorher hatte meine vergnügte Fromme sich über unsere Zurüstungen und den Transport der alten Dame recht herzlich satt gelacht. Jetzt hob ich sie auf, und durch eine wohl angebrachte Ungeschicktlichkeit liess ich meine Hände unter ihren Armen abgleiten. So hielt ich sie Brust an Brust fest umschlungen. Es war nur ein Moment, aber ich fühlte doch ihr Herz heftiger klopfen, eine entzückende Röte überflog ihr Angesicht; und ihre Unruhe bewies mir genügsam, dass ihr Herz vor Liebe und nicht vor Furcht geschlagen habe. Die Tante war in demselben Irrtum wie Sie befangen und meinte: „Sie hat sich wahrlich geängstigt, wie ein kleines Kind!“ Aber die Treuherzigkeit des „Kindes“ liess die Unwahrheit nicht hingehen. Sie antwortete sehr naiv: „Das nicht — aber ...“ Dies einzige Wort gab mir Licht, und seit diesem Augenblick hat die quälende Unruhe in meinem Herzen einer süssen Hoffnung Platz gemacht. Ja, dies Weib wird mein werden. Ich werde sie einem Manne stehlen, der sie nur entweiht; ich würde sie selbst dem Gott rauben, den sie anbetet. Und welche Wonne, wenn ich erst die Angst ihres Gewissens abwechselnd hören

und besänftigen werde! Ich denke ja nicht daran, die Vorurteile zerstören zu wollen, in denen sie befangen ist. Sollen doch selbst die mein Glück und meinen Ruhm vermehren! Sie mag an die Tugend glauben, aber sie soll sie mir opfern. Ihre Fehltritte mögen sie immerhin peinigen, aber die Kraft soll ihr fehlen, sich von ihnen loszureissen, und gegen tausend Schrecknisse, die sie quälen, soll sie nirgends Ruhe und Rettung als in meinen Armen finden. Dann lass ich's mir gefallen, dann mag sie mir gestehen, dass sie mich anbete. Sie allein unter allen Weibern ist würdig, dies Wort zu sagen, und ich will dann ihr einziger Gott sein. Lassen Sie uns auf-

richtig sein, meine Teure. Bei unsern im Grunde herzlosen, leicht geschlossenen Liaisons ist das, was wir euphemistisch Glück nennen, doch bestenfalls nur Vergnügen. Warum soll ich's Ihnen nicht gestehen, dass ich mein Herz schon längst für verwelkt und tot gehalten habe? Ich fand nur noch Sinnlichkeit bei mir und ärgerte mich über mein frühes Altwerden. Im Verkehr mit der Tourvel kommen mir die Illusionen der Jugend wieder. Neben ihr denk' ich kaum an den Genuss und bin doch glücklich. Das einzige, was mich bei dieser Geschichte erschreckt, ist die lange Zeit, die sie mich kosten wird. Denn ich darf hier nicht waghalsig verfahren. Was hilft's, dass ich mich meiner früheren Verwegenheit erinnere — hier ist sie durchaus nicht am Platze. Meine Angebetete muss sich mir selbst hingeben, wenn ich ganz glücklich werden soll, und das ist wahrhaftig keine Kleinigkeit.

Doch verdient meine grosse Klugheit von Ihnen bewundert zu werden. Das Wort Liebe ist noch nicht über meine Lippen gekommen;

bis zu den Worten Teilnahme, Vertrauen und dergleichen sind wir indessen schon gelangt. Um sie so wenig wie möglich zu betrügen, und noch mehr um dem Klatsch über mich zuvorzukommen, den sie hören und der mir bei ihr schaden könnte, habe ich ihr, und zwar unter heftigen Selbstvorwürfen, einige von meinen bekanntesten Streichen erzählt. Sie würden sich totlachen, wenn Sie sehen könnten, mit welchem heiligen Ernst und Eifer sie bei solchen Gelegenheiten Predigten hält. Sie will mich bekehren, wie sie sagt, aber es fällt ihr nicht ein, was diese Bekehrung sie kosten kann. Die Gute ahnt noch garnicht, dass sie im voraus in eigener Sache spricht, wenn sie sich der Weiber annimmt, „die ich unglücklich gemacht habe“. (Ich brauche ihre eigenen Worte.) Dies fiel mir gestern ein, mitten unter ihren Predigten; und ich konnte mir dén Spass nicht versagen, sie mit der Bemerkung zu unterbrechen, dass sie wie eine Prophetin rede. Adieu, meine schöne Freundin. Soviel haben Sie, wie ich hoffe, nun doch erkannt, dass ich nicht ohne Rettung verloren bin.

Nachschrift. A propos, was macht Ihr Ritter? Hat er sich schon aus Verzweiflung das Leben genommen? Kein Zweifel, Sie sind hundertmal boshafter als ich!

Die Präsidentin von Tourvel an Frau von Volanges.

Schloss **,
den 9. August.

Gnädige Frau, Ihr Vertrauen rührt mich tief, und Sie dürfen überzeugt sein, dass ich den grössten Anteil an der Verheiratung Ihrer Fräulein Tochter nehme. Von ganzer Seele wünsche ich ihr die Glückseligkeit, die sie verdient, und zu der Ihre Klugheit sie gewiss hinleiten wird. Ich kenne zwar den Herren Grafen von Gercourt nicht persönlich; aber das Vertrauen, womit Sie ihn beehren, ist hinreichend, um die vorteilhafteste Meinung von ihm zu erwecken. Ich wünsche nichts so sehr, als dass diese Ehe ebenso glücklich werden möge wie meine, die ja gleichfalls Ihr Werk ist, und für die ich Ihnen mit jedem Tage herzlicher danken muss. In dem Glück einer geliebten Tochter mögen Sie den Lohn für alles finden, was sie für meines gethan haben, und die

treueste aller Freundinnen möge so auch die glücklichste unter allen Müttern sein. Es ist mir recht peinlich, dass ich Ihnen nicht mündlich diesen meinen innigen Glückwunsch darbringen und dabei gleich die Bekanntschaft Ihrer Fräulein Tochter machen kann. Die gütigen Muttergesinnungen, die Sie auch auf mich ausdehnten, berechtigen mich, von ihr die zärtliche Freundschaft einer Schwester zu erhoffen. Haben Sie die Güte, gnädige Frau, sie in meinen Namen um diese Schwesterliebe zu bitten; ich hoffe ja, dass es mir gelingen wird, sie zu verdienen.

So lange mein Mann abwesend ist, denke ich auf dem Lande zu bleiben. Während der ganzen Zeit will ich den Umgang der verehrungswürdigen Frau von Rosemonde geniessen, dieser noch immer so ungemein liebenswürdigen Dame. Ihr hohes Alter hat ihr nichts geraubt. Sie erfeut sich noch eines ungeschwächten Gedächtnisses und ungeschwächter, fröhlicher Regsamkeit. Nur ihr Körper ist achtzig Jahre alt geworden, ihr Geist ist völlig jung geblieben. Unser einsames Leben gewinnt jetzt viel an Farbe und Heiterkeit durch den Grafen von Valmont, der hier ein paar Tage zu verbringen gedenkt. Ich kannte diesen Herren bisher nur par renommée, und sein Ruf machte mir allerdings wenig Lust nach seiner näheren Bekanntschaft. Doch scheint er besser zu sein als man sagt. Hier, wo der Strudel der grossen Welt ihn nicht mit fortreisst, spricht er zum Erstaunen ver-

nünftig. Er erkennt und tadelt seine Fehler mit seltener Aufrichtigkeit, wie er denn überhaupt gegen mich äusserst offenherzig ist, obgleich ich sein Betragen streng verurteile. Sie kennen ihn und sind gewiss auch der Meinung, dass es etwas Schönes um seine Bekehrung wäre. Freilich zweifle ich nicht daran, dass acht Tage Paris genügen würden, um ihn meine schönen Predigten vergessen zu machen. Jedenfalls aber bewirkt sein Aufenthalt bei uns zum mindesten eine Pause in seiner gewöhnlichen Lebensweise, und damit ist immer etwas gewonnen. Leute seiner Art thun wenigstens nichts böses, so lange sie garnichts thun. Er weiss, dass ich an Sie schreibe, und hat mir aufgetragen, Sie seiner ehrfurchtvollsten Ergebenheit zu versichern. Nehmen Sie auch meine Grüsse mit Ihrer gewöhnlichen Güte auf, und seien Sie überzeugt, dass ich mit den aufrichtigsten Gesinnungen verbleibe u. s. w.

Frau von Volanges an die Präsidentin von Tourvel.

Paris, den 11. August.

Niemals, meine schöne und junge Freundin, habe ich an Ihrer Freundschaft für mich gezweifelt; ebensowenig an Ihrer aufrichtigen Teilnahme an allem, was mich betrifft. Nicht um diese Angelegenheit ins klare zu bringen, antworte ich auf Ihren Brief — denn dieser Punkt bedarf keiner Besprechung mehr. Dagegen glaube ich dringend mit Ihnen über den Grafen Valmont sprechen zu müssen, den Sie in Ihrem Schreiben erwähnen.

Ich gestehe Ihnen, es kam mir unerwartet, seinen Namen von Ihrer Feder geschrieben zu lesen. Was in aller Welt können Sie mit diesem Menschen zu schaffen haben! Sie kennen ihn nicht. Wie sollten Sie sich auch von den Gedanken und Wünschen eines Libertins die kleinste Vorstellung machen können! Sie sprechen von seiner seltenen Aufrichtigkeit. Sie haben ganz recht. Valmonts Aufrichtigkeit wäre in der That eine wahre Seltenheit. O glauben Sie mir, dieser Mensch ist noch viel falscher und gefährlicher, als angenehm und verführerisch. Seit seiner frühsten Jugend hat er nie einen Schritt gethan oder ein Wort gesprochen, bei dem er nicht sein Plänchen hatte, und dies Plänchen war gewiss immer schändlich oder verbrecherisch. Sie kennen mich, liebe

Freundin, Sie wissen, dass zu den Tugenden, die ich mir zu erwerben wünsche, in erster Reihe Nachsicht gegen andere gehört. Ich bin mir bewusst, hätte Valmont sich bloss von heftigen Leidenschaften hinreissen lassen, fielen ihm, wie so manchen andern, blosse jugendliche Verirrungen zur Last, so würde ich zwar immer seine Aufführung tadeln, aber ihn selbst beklagen und es ruhig abwarten, ob Zeit und Besserung ihm die Achtung ehrenhafter Menschen wieder gewinnen könnten. Allein bei Valmont ist das ausgeschlossen. Sein Lebenswandel ist die Folge seiner „Grundsätze“. Bei allen seinen Schandthaten überlegt er immer nur eins, wie weit er gehen darf, ohne sich selbst in

Gefahr zu bringen. Um ohne Gefahr grausam und boshaft sein zu können, hat er sich die Frauen zu seinen Opfern erkoren. Ich will die garnicht erwähnen, die er alle verführt hat; aber wie viele hat er gänzlich zu Grunde gerichtet! In Ihr stilles und eingezogenes Leben ist die Kunde seiner skandalösen Abenteuer nicht gedrungen. Ich könnte Ihnen aber Dinge von ihm erzählen, dass Sie entsetzt zurückschaudern würden. Doch will ich Ihre reine Seele nicht damit erschrecken und beleidigen. Ihnen wird ein Valmont gewiss nicht gefährlich sein, und Sie bedürfen also keiner Waffen zu Ihrer Verteidigung. Nur soviel muss ich Ihnen sagen: jede Frau, der er, mit oder ohne Erfolg, nachgestellt hat, ist durch ihn in grosse Unannehmlichkeiten gekommen. Einzig und allein die Marquise von Merteuil macht eine Ausnahme von dieser Regel. Ihr allein gelang es, ihm Widerstand zu leisten und gleichzeitig seiner Bosheit die Spitze abzubrechen. Sein Verhalten gegen diese Dame macht ihm denn auch, wie ich ruhig zugeben will, in meinen Augen einige Ehre. War dies ritterliche Verhalten doch der Grund dafür, dass mancher Tadel verstummte, den sie sich zu Beginn ihrer Witwenschaft durch kleine Unvorsichtigkeiten zugezogen hatte.

Aber sei dem, wie ihm wolle, liebe, junge Freundin — mein Alter, meine Erfahrung und vor allem meine Freundschaft zu Ihnen zwingen mich, Sie darauf aufmerksam zu machen, dass

man über Valmonts Abwesenheit von Paris bereits zu sprechen beginnt. Sobald man erfahren sollte, dass er einige Zeit mit Ihnen und seiner Tante allein auf dem Lande gewesen ist, wird Ihr guter Ruf von ihm abhängen — und das ist das grösste Unglück, das einer Frau widerfahren kann. Ich rate Ihnen daher, bitten Sie seine Tante, ihn nicht länger zurückzuhalten, und sollte er darauf bestehen, zu bleiben, so dürfen Sie nach meiner Meinung nicht zögern, Ihrerseits auf der Stelle den Platz zu räumen. Doch warum sollte er bleiben wollen? Was treibt er überhaupt auf dem Lande? Wenn Sie ihm nachspüren würden, so würden Sie nach meiner festen Ueberzeugung bald die Entdeckung machen, dass er sich das Schloss seiner Tante nur zu einem bequemen Standquartier für allerlei schändliche Streiche in dortiger Gegend ausersehen hat.

Leben Sie wohl, meine Liebe. Die Heirat meiner Tochter wird sich ein wenig verzögern. Graf Gercourt schreibt mir, dass sein Regiment nach Korsika marschiert. Und da der Krieg noch immer nicht endigen will, wird er sich vor dem Winter nicht frei machen können. Das ist mir freilich nicht lieb, aber andererseits lässt es mich hoffen, Sie auf der Hochzeit zu sehen. Es hätte mir sehr leid gethan, Sie dabei entbehren zu müssen. Leben Sie nochmals recht wohl, ich bin ohne alle Komplimente, aber auch ohne allen Vorbehalt, ganz die Ihrige.

Die Marquise von Merteuil an den Grafen Valmont.

Paris, den 12. August.

Sind Sie böse, Valmont, oder sind Sie tot? Oder aber, was beinah eben so schlimm wäre, wollen Sie allein Ihrer Tourvel leben? Diese Dame, die Ihnen die „Illusionen der Jugend“ wiedergiebt, wird Ihnen wahrscheinlich auch alle albernen Vorurteile wiedergeben. Ein furchtsamer Sklave sind Sie ja schon, und das ist, denke ich, nicht viel besser, als wenn Sie ernstlich verliebt wären. Sie wollen Ihre frühere Verwegenheit nicht erproben — das heisst: Sie verfahren ohne Plan und Regel und überlassen sich ganz dem Zufall oder einer Laune. Haben Sie denn wirklich ganz vergessen, dass die Liebe der Heilkunde darin ähnelt, dass beide nur der Natur zu Hilfe kommen dürfen? Sie sehen, ich schlage Sie mit Ihren eigenen Waffen. Doch darauf will ich keineswegs stolz sein, denn das ist im grunde nichts grosses. Sie sagen: Sie selbst muss sich mir ergeben. Allerdings muss sie das. Auch wird sie es thun, so gut wie jede andere, nur mit dem Unterschied, dass sie sich sehr ungeberdig dabei stellen wird. Doch wenn Sie mit der Eroberung endigen

wollen, so dächte ich, müssten Sie doch notwendig mit der Belagerung anfangen. Der lächerliche Unterschied, den Sie diesmal künstlich konstruieren, ist nichts als ein verliebter Irrtum. Ich sage „verliebt“, denn Sie sind's. Es wäre treulos von mir, wollte ich Ihnen Ihr Unglück verhehlen. Sagen Sie mir also, Sie schmachtender Liebhaber, glauben Sie denn wirklich, all' Ihre früheren Flammen mit Gewalt besiegt zu haben? Du mein Himmel, merken Sie denn nicht, dass die Dämchen Ihnen das bloss weiss gemacht haben? Wir brauchen doch irgend einen Vorwand — eine Rechtfertigung unserer Niederlage, und da ist es doch entschieden das bequemste, so zu thun, als weiche man nur der Gewalt. Ich beichte es Ihnen gern, dass zu den Dingen, die mir am meisten schmeicheln, ein lebhafter und wohlgeordneter Angriff gehört, wo alles regelmässig und doch rasch hintereinander folgt, wo man uns nie in die peinliche Lage bringt, unsere absichtlich ungeschickte Verteidigung verbessern zu müssen; wo man allem, was wir erlauben, den Anschein des gewaltsam Erpressten verleiht. So schmeichelt man geschickt unseren beiden Lieblingsneigungen: dem Ruhme der Verteidigung und dem Vergnügen der Niederlage. Ganz offen gestanden: dies Talent, das viel seltener ist als man glaubt, hat mir immer, wo ich's antraf, unendliche Wonne bereitet, sogar dann, wenn es mich nicht verführte, und manchmal habe ich mich nur zur Belohnung dafür

freiwillig hingegeben. Auch bei unsern alten Rittern war die Schönheit immer der Siegespreis des Mutes und der Geschicklichkeit.

Sie aber, den ich kaum wieder erkenne, Sie thun ja gerade, als fürchteten Sie sich davor, Ihren Zweck zu erreichen. Seit wann rücken Sie denn in kleinen Tagemärschen und auf krummen Schleichwegen vor? Lieber Freund — will man an's Ziel kommen, dann doch gleich Postpferde und die gerade Strasse! Aber schweigen wir von einer Sache, die mir meine gute Laune umsomehr verdirbt, als sie mir Ihre Gesellschaft entzieht. Schreiben Sie mir wenigstens öfter als bisher, und halten Sie mich über Ihre Fortschritte hübsch auf dem Laufenden. Bedenken Sie, dass dies närrische Abenteuer Sie schon über vierzehn Tage beschäftigt, und dass Sie die ganze Welt darüber vernachlässigen.

Dabei fällt mir etwas ein. Sie machen es gerade wie gewisse Leute, die sich regelmässig, Tag für Tag, nach dem Befinden ihrer kranken Freunde erkundigen lassen, sich aber um die Antwort nicht weiter bekümmern. Ihr letzter Brief schliesst mit der Frage: ob mein Ritter sich aus Verzweiflung das Leben genommen habe. Ich antworte nicht darauf, und das genügt Ihnen auch. So wenig interessieren Ihre Freunde Sie. Oder wissen Sie nicht, dass mein Geliebter allemal Ihr geborener Freund ist? Doch beruhigen Sie sich, Ihr Freund ist nicht tot. Höchstens hätte er am Uebermass seines

Glückes sterben können.
Der gute Chevalier! Ach,
wie zärtlich er ist, wie so ganz zur Liebe geschaffen, wie stark und lebhaft seine Gefühle sein können! Ich werde ganz begeistert, wenn ich daran denke. Wahrhaftig, das schrankenlose Glück, das er in der Liebe findet, macht ihn mir ordentlich teuer.

An demselben Tage, wo ich Ihnen schrieb, dass ich mit ihm brechen wolle, machte ich ihn wieder rein toll vor Seligkeit. Ich sann gerade über ein Mittel nach, ihn zur Verzweiflung zu bringen, als er sich anmelden liess. War's Einbildung oder Wahrheit, genug, er schien mir heut liebenswürdiger als je. Trotzdem empfing ich ihn äusserst frostig. Er hatte darauf gerechnet, ein paar Stündchen bei mir zu verbringen, ehe ich andere Gesellschaft empfing, ich sagte ihm aber gleich, dass ich im Begriff stünde, auszugehen. Er fragte mich nach dem Ziele, ich lehnte die Antwort ab. Nun drang er in mich. „Wohin Sie doch nicht kommen werden", erwiderte ich endlich in verdriesslichem Tone. Es war sein Glück, dass er bei dieser Antwort wie versteinert dastand. Denn hätte er auch nur ein Sterbenswörtchen verlautbart,

so hätte ich ihm eine Szene gemacht, der der schon beschlossene Bruch auf dem Fusse gefolgt wäre. Sein Schweigen machte mich ein wenig betroffen, ich sehe ihn endlich an, thatsächlich bloss um zu sehen, was er für ein Gesicht dazu mache. Und da entdecke ich auf seinem hübschen Gesicht jenen tiefen, zärtlichen Kummer, von dem Sie selbst sagen, dass man ihm nur schwer widerstehen kann. Die nämliche Ursache brachte auch hier die nämliche Wirkung hervor; ich wurde zum zweiten Mal überwunden. Jetzt sann ich nur noch darauf, wie ich mein Unrecht vor ihm verbergen könnte. „Ich gehe in Geschäften aus“, sagte ich ein wenig sanfter, „und selbst diese Geschäfte betreffen Sie. Aber fragen Sie mich nicht weiter. Ich esse heut abend zu Hause, kommen Sie dann wieder, und Sie sollen alles erfahren.“ Jetzt gewann er die Sprache zurück, aber ich hinderte ihn daran, sich ihrer zu bedienen. „Ich habe jetzt Eile“, sagte ich. „Lassen Sie mich — auf heut Abend!“ Er küsste mir die Hand und empfahl sich.

Um ihn — vielleicht auch mich selbst — zu entschädigen, beschloss ich auf der Stelle, ihn mit meinem „kleinen Hause“ bekannt zu machen. Bisher hatte er keine Ahnung davon. Ich rief meine treue Viktoria, schützte im Hause Migräne vor und begab mich scheinbar zur Ruhe. Nun war ich mit der Getreuen allein. Geschwind verkleidete sie sich in einen Bedienten, während ich mich in die Kleider eines Kammermädchens steckte. Sie holte dann ein Fiaker,

der an der hinteren Gartenthür halten musste, und nun ging's los. Als ich im Heiligtum Amors angekommen war, legte ich sogleich mein bestrickendstes Negligée an. Ich hab' es selbst erfunden, und es ist wirklich reizend; es lässt nichts sehen und doch alles erraten. Sie sollen ein Exemplar davon für Ihre Präsidentin haben, sobald Sie sie eines solchen Kleides würdig gemacht haben werden.

Während die brave Viktoria dann noch allerhand andere kleine Vorbereitungen traf, las ich ein Kapitel aus dem Sopha*), einen Brief der Heloise und zwei Erzählungen von Lafontaine's, um mich so an die ganz verschiedenen Tonarten zu gewöhnen, die ich heut abwechselnd anschlagen wollte. Unterdessen kommt der Chevalier mit seiner gewöhnlichen Eilfertigkeit vor meinem Hause an. Mein Schweizer weist ihn mit der Meldung ab, ich sei krank. Die erste Ueberraschung. Darauf händigt er ihm ein Billet aus, das aber — Sie kennen ja diese meine Vorsicht — nicht von meiner Hand war. Viktoria hatte es geschrieben. Er öffnet und liest: „Punkt neun Uhr, auf dem Boulevard vor den Cafés.“ Spornstreichs eilt er dorthin. Hier findet er einen kleinen Lakai, den er nicht kannte oder doch wenigstens nicht zu kennen glaubte, denn es war Viktoria. Man bittet ihn, seinen Wagen zurückzuschicken und zu Fusse zu folgen. Dieses romanhafte Hin

---

*) von Crébillon d. J.

und Her erhitzt ihm schon den Kopf, und je mehr der erhitzt wird, um so besser ist's. Endlich ist er da, und Ueberraschung und Liebe halten ihn wie im Zauberbann gefangen. Um ihm Zeit zu lassen, sich zu erholen, machten wir erst eine kleine Promenade durch den Garten, dann führte ich ihn in's Haus zurück, wo er für zwei Personen gedeckt und ein Bett gemacht fand. Dann gingen wir in's Boudoir, das in seinem vollen Glanze prangte. Hier schlang ich sinnend und gefühlvoll meine Arme um ihn und sagte, indem ich sanft zu seinen Füssen hinglitt: „O mein Freund! Um dich in dieser Stunde so recht überraschen zu können, habe ich dich leider heute durch den Anschein übler Laune betrüben, mein Herz auf einen Augenblick vor dir verstecken müssen. Vergieb mir mein Unrecht: ich will es durch Liebe wieder gut machen.“ Sie können sich die Wirkung dieser empfindsamen Rede denken. Mein in den siebenten Himmel entzückter Chevalier riss mich empor und presste mich an sein Herz. Auf demselben Divan, der uns beide einst mit so ausgelassener Fröhlichkeit unsere ewige Trennung feiern sah und auf dieselbe Art vollendeten jetzt mein Chevalier und ich unsere Versöhnung.

Wir hatten volle sechs Stunden mit einander zu verbringen, und es war meine Absicht, ihm diese ganze Zeit gleich entzückend erscheinen zu lassen. Ich mässigte daher seine Glut und ersetzte meinerseits die Zärtlichkeit

durch liebenswürdige Koketterie. Nie habe ich es so darauf angelegt, zu gefallen wie diesmal, und nie ist mir's so sehr gelungen. Nach dem Essen spielte ich abwechselnd bald das kindische, bald das vernünftige, bald das mutwillige, bald das gefühlvolle, dann auch manchmal das sinnliche Weib. Wie einen Sultan in seinem Serail behandelte ich ihn, und die verschiedenen Favoritinnen, die ihn nacheinander beglückten, stellte ich gewiss nicht übel dar. Seine unablässigen Liebkosungen empfing immer dieselbe Frau, er aber glaubte sie immer einer neuen Geliebten darzubringen.

Endlich dämmerte der Morgen, und wir mussten uns trennen. Was er auch sagte und was er sogar that, um mich vom Gegenteil zu überzeugen, so war ihm diese Trennung doch gewiss eben so nötig, wie sie ihm verdriesslich war. Im Augenblick des Abschieds gab ich ihm den Schlüssel zu diesem allerliebsten Ort. „Ich habe ihn nur für Sie", sagte ich, „und es ist am besten, Sie nehmen ihn in Verwahrung. Der Oberpriester muss über den Tempel verfügen können." Durch diese Wendung

wollte ich allen Grübeleien über den immerhin verdächtigen Besitz eines kleinen Hauses vorbeugen. Ich kenn ihn genügsam, um überzeugt zu sein, dass er's ohne mich nie benutzen wird, und verspürte ich einmal Lust, ohne ihn da zu sein, so habe ich ja noch einen zweiten Schlüssel. Er wollte mit Gewalt gleich den Tag einer zweiten Zusammenkunft festgesetzt haben, aber noch liebe ich ihn zu sehr, um ihn so rasch abzunutzen. Derlei Exzesse erlaubt man sich nur mit Leuten, die man gern bald los sein will. Er versteht freilich nichts davon; aber zu seinem Heile verstehe ich es für uns beide.

Sieh da — es ist drei Uhr morgens, und statt ein paar Worte, wie's mein Vorsatz war, habe ich ein ganzes Buch geschrieben. So gross sind die Reize vertraulicher Freundschaft. Dank ihr habe ich Sie noch immer lieber als sonst jemanden, obgleich mir, unter uns, mein Chevalier jetzt besser gefällt.

Cäcilie Volanges an die Marquise von Merteuil.

den 13. August.

Mama ist nicht recht wohl, gnädige Frau. Sie kann nicht ausgehen, und ich muss ihr Gesellschaft leisten. Ich bin deshalb gezwungen, auf die Ehre, mit Ihnen heute in die Oper zu gehen, zu verzichten. Sie können es mir gewiss glauben, dass ich das recht bedauere, denn ich liebe Sie so sehr. Hätten Sie wohl die grosse Güte, dem Herrn von Danceny zu sagen, dass ich die Sammlung nicht besitze, von der er neulich sprach, und dass ich mich sehr freuen würde, wenn er sie mir morgen mitbringen wollte? Sollte er heut zu uns kommen, so würde man ihm sagen, wir wären nicht zu Hause, weil Mama heut keinen Besuch annehmen will. Aber ich hoffe, dass es ihr morgen besser gehen wird. Ich habe die Ehre etc.

Die Marquise von Merteuil an Cäcilie Volanges.

Schloss ***, den 13. August.

Auch ich bedauere es ungemein, meine Liebe, dass ich heute nicht das Vergnügen haben soll, Sie zu sehen — und noch mehr, dass eine Unpässlichkeit Ihrer Frau Mutter die Ursache ist. Ich hoffe indessen, dies Vergnügen ein andermal zu haben. Ihren Auftrag an Herrn von Danceny werde ich besorgen. Er wird gewiss die Krankheit Ihrer Frau Mutter gleichfalls sehr bedauern. Wenn sie morgen meinen Besuch annehmen kann und will, so würde ich ihr gern ein wenig Gesellschaft leisten. Wir beide, Ihre Frau Mama und ich, wollen dann dem Herrn von Belleroche beim Piquet tüchtig in die Enge treiben, und während wir ihm sein Geld abgewinnen, werden Sie uns zur Vergrösserung des Vergnügens mit Ihrem liebenswürdigen Lehrmeister, dem Herrn von Danceny, etwas vorsingen. Ja! Ich hoffe nämlich, auch ihn mitbringen zu können. Ist es also Ihrer Frau Mutter und Ihnen so recht, dann sage ich hiermit mich und die beiden Herren für morgen an. Leben Sie inzwischen wohl, meine Liebe, und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter. Ich umarme Sie aufs zärtlichste.

Die Präsidentin von Tourvel an Frau von Volanges.

Schloss **,

13. August.

Ihr strenger Brief, sehr verehrte Frau, würde mich recht beunruhigt haben, wenn ich nicht zum Glück triftige Gründe gefunden hätte, ganz ruhig zu sein.

Der furchtbare Graf Valmont, der der Schrecken aller Frauen zu sein scheint, muss wohl seine totbringenden Waffen vor seinem Eintritt in diese friedliche Burg samt und sonders abgelegt haben. Es fällt ihm so wenig bei, hier über unheimlichen Plänen zu brüten, dass er sogar nicht einmal Ansprüche irgend welcher Art erhebt. Er lässt den liebenswürdigen Mann, als den ihn doch selbst seine Feinde kennzeichnen, so wenig durchblicken, dass wir fast nichts als eine kindliche Gutmütigkeit an ihm gewahr werden. Unstreitig hat die Landluft dies Wunder bewirkt. Und das kann

ich Ihnen wahrheitsgemäss versichern, obgleich er fast immer, und wie es scheint, nicht ungern mit mir zusammen ist, hat er sich doch nie auch nur die leiseste Anspielung über Liebe oder dergleichen erlaubt. Und eben so wenig eine von den dahin zielenden, tausend Phrasen, die fast alle Männer im Munde führen, ohne dass sie auch nur entfernt soviel natürliches Recht dazu hätten wie er. Nie bedarf es bei ihm jenes zurückhaltenden Wesens, das heutzutage jede Frau, die Achtung vor sich selbst hat, in Männergesellschaft beobachten muss, will sie anders Zudringlichkeiten abwehren. Er missbraucht nie und unter keinen Umständen die Lustigkeit, womit er uns alle erfüllt. Vielleicht macht er ein wenig zu viel Elogen. Aber er thuts mit einer Feinheit, dass er selbst die Bescheidenheit daran gewöhnen würde. Wahrlich, hätt' ich einen Bruder, so würde ich wünschen, dass er ganz so wäre, wie Graf Valmont sich hier wenigstens zeigt. Manche andere würde vielleicht ein bischen mehr Galanterie von ihm verlangen, aber ich für meinen Teil weiss es ihm vielen Dank, dass er mich richtig genug beurteilt, um mich nicht mit jenen in eine Klasse zu werfen.

Dies Gemälde weicht freilich von dem ab, das Sie entworfen haben, und dennoch könnten vielleicht beide dem Original ähnlich sein, wenn man nämlich an die verschiedenen Zeiten der Aufnahme denkt. Er selbst gesteht, manches Böse gethan zu haben, und vieles hat man ihm

auch wohl obendrein angedichtet. Was mich betrifft, so habe ich wenig Männer gefunden, die von tugendhaften Frauen mit grösserer Hochachtung, ich möchte fast sagen, mit solcher Begeisterung gesprochen hätten wie er. Sie selbst sagen ja, dass ihm wenigstens in diesem Punkt zu trauen sei. Sein Verhalten gegen Frau von Merteuil ist ein offenbarer Beweis dafür. Er spricht viel von ihr und das mit solcher Wärme, mit so inniger, unverkennbarer Anhänglichkeit, dass ich bis zum Empfange Ihres Briefes thatsächlich der Meinung war, sein Verhältnis zu ihr ginge trotz seiner gegenteiligen Versicherung weit über blosse Freundschaft hinaus. Ich bereue jetzt dies voreilige Urteil umsomehr, als er sich alle Mühe gegeben hat, es richtig zu stellen. Ich hielt leider das, was doch wirklich ehrliche und treue Ergebenheit war, für nichts weiter als eine schlaue Finte. Ich weiss nicht, verehrte Frau, ob ich mich irre, aber ich denke, ein Mann, der einer so wahren und dauerhaften Freundschaft für eine so hochachtbare Dame fähig ist, kann unmöglich ein ganz verlorener Wüstling sein. Ob wir übrigens sein vornehmes Benehmen uns gegenüber irgend einem Anschlage verdanken, den er hier nach Ihrer Meinung ausführen will, das wage ich nicht zu entscheiden. Es giebt wohl einige hübsche Weiber hier herum, aber er ist sehr wenig ausserm Hause, mit Ausnahme des Morgens, wo er angeblich auf die Jagd geht. Es ist wahr, Beute macht er nicht viel,

indessen gesteht er auch ruhig ein, dass er ein schlechter Schütze ist. Uebrigens kümmere ich mich sehr wenig darum, was er ausserm Hause thut; und wenn ich's zu wissen wünschte, so wäre es bloss, um unseren freundschaftlichen Streit über ihn leichter entscheiden zu können.

Sie wünschen, ich soll dahin arbeiten, dass er seinen Aufenthalt bei uns abkürze. Allein mich dünkt, es schickt sich nicht recht, seine Tante zu bitten, dass sie ihren Neffen von sich entferne, zumal sie ihn so sehr liebt. Trotzdem will ich aber, nur um Ihnen gehorsam zu sein und nicht etwa aus Furcht, doch bei der nächsten passenden Gelegenheit meine Bitte vorbringen, entweder seiner Tante oder ihm selbst gegenüber. Was mich betrifft, so kennt mein Mann meine Absicht, bis zu seiner Rückkehr hier zu bleiben, und er würde sich mit Recht über meinen Leichtsinn wundern, wenn ich diese Absicht plötzlich änderte.

Das sind freilich sehr weitläufige Erörterungen, meine hochverehrte Frau. Aber die Wahrheitsliebe zwang mich zu einem günstigen Zeugnis für Graf Valmont. Bedarf er doch obendrein eines solchen Zeugnisses so sehr bei Ihnen. Ich weiss deshalb die Freundschaft wohl zu würdigen, die Ihnen Ihre Warnungen eingegeben hat. Auch was Sie mir anlässlich der verzögerten Heirat Ihrer Fräulein Tochter Schmeichelhaftes sagen, ist ein neuer Beweis Ihrer Güte gegen mich. Recht herzlichen Dank dafür! Und so sehr ich mich

auch auf die schönen Stunden freue, die ich bei dieser Gelegenheit mit Ihnen verbringen werde, so wollte ich sie doch opfern, wenn ich damit das Glück Ihrer geliebten Tochter beschleunigen könnte, vorausgesetzt nämlich, dass sie noch ein schöneres Glück finden kann, als das, in der Gesellschaft einer Mutter zu leben, die ihre Zärtlichkeit und Verehrung so sehr verdient. Dieselben Empfindungen sind es, die mich an Sie fesseln. Nehmen Sie diese wiederholte Versicherung gütig auf, und gestatten Sie mir etc.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Schloss **, den 15. August.

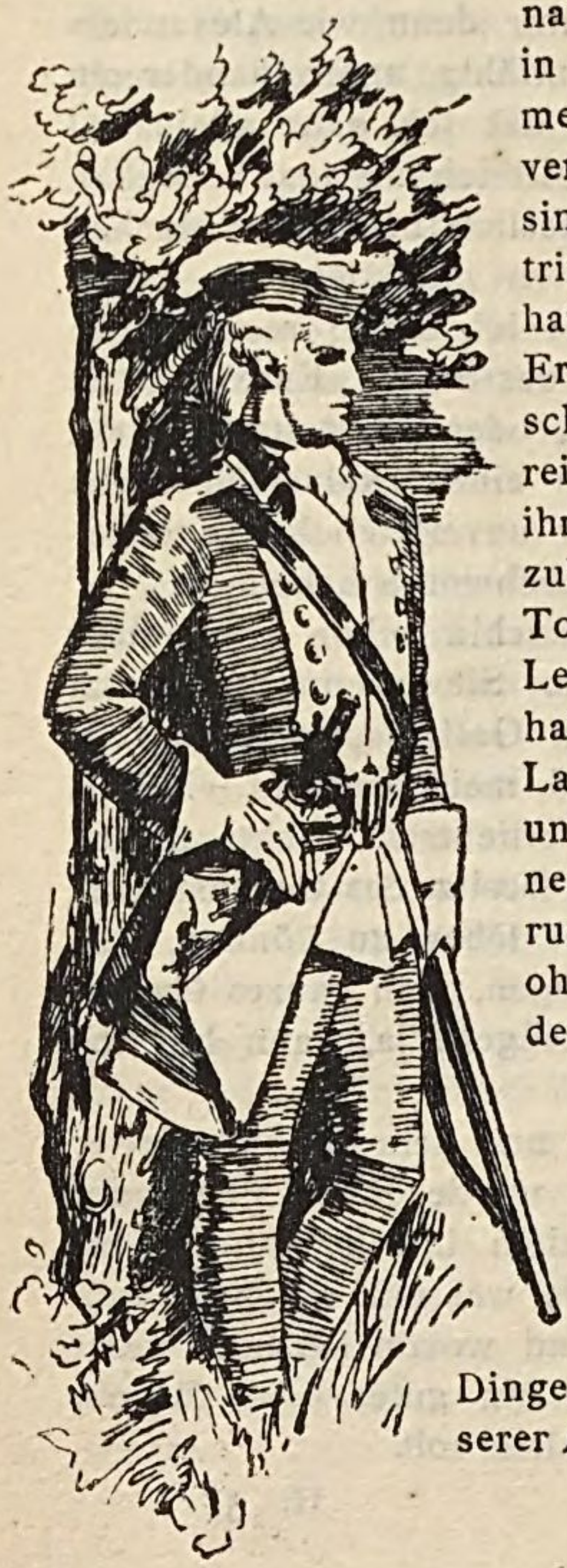
Es ist nett von Ihnen, dass Sie mich nicht meinem traurigen Schicksal überlassen wollen. Das Leben hier fängt wirklich an, mich zu ermüden durch sein Uebermass von Ruhe und stumpfsinniger Einförmigkeit. Als ich Ihren

Brief und darin die Schilderung jenes entzückenden Abends las, war ich mehr als zwanzigmal im Begriff, ein Geschäft vorzuschützen, zu Ihren Füssen hinzufliegen und Sie um eine Untreue an Ihrem Chevalier zu bitten, der — alles was recht ist — sein Glück doch kaum verdient. Wahrhaftig, ich fange an, eifersüchtig auf ihn zu werden, und was Sie mit unserer ewigen Trennung meinen, das verstehe ich nicht. Ich schwöre den Eid ab, den ich im Wahnwitz ausgesprochen habe. Wir wären nicht wert, ihn gethan zu haben, wenn wir wirklich beabsichtigt hätten, ihn zu halten. Wie ich mich darnach sehne, mich in Ihren Armen für den Verdruss schadlos zu halten, den mir das Glück Ihres Chevaliers verursacht hat! Ich möchte rasend werden, bei dem Gedanken, dass dieses Kerlchen, ohne viel zu grübeln, ohne sich's die geringste Mühe kosten zu lassen, einfach, indem er wie ein dummes Tier seinem Herzensinstinkt nachgeht, einen Genuss finden musste, zu dem ich's nie habe bringen können. Aber nur Geduld! Ich will ihm seine Kreise schon stören, und nicht wahr, Sie erlauben mir das? Sie selbst sind ja durch ihn gedemütigt worden. Sie legen es darauf an, ihn zu betrügen, und der Herr fühlt sich dabei wohler als Sie. Sie denken, er trägt Ihre Ketten, und dabei sind Sie's, die die seinigen tragen. Er schläft ganz ruhig, während Sie wachen und auf sein Vergnügen sinnen. Könnte sein Sklave mehr für ihn thun?

Merken Sie sich eins, meine schöne Freundin. So lange Sie Ihre Gunst unter mehreren teilen, fühle ich nicht die mindeste Eifersucht. Ihre Liebhaber kommen mir dann wie Alexanders Nachfolger vor, alle unfähig, untereinander ein Reich zu behaupten, das ich ganz allein beherrschte. Aber das bitt' ich mir aus: schenken Sie nie einem ausschliesslich Ihre Gunst! Machen Sie nie einen allein so glücklich wie ich es war! Denn das dulde ich nicht; rechnen Sie nie darauf, dass ich das dulde. Entweder Sie nehmen mich wieder, oder Sie nehmen viele. Versündigen Sie sich einer exklusiven Laune zu Liebe nicht an der unverletzlichen Freundschaft, die wir uns geschworen haben.

Ich habe mich ohnehin schon genug über die Liebe zu beklagen. Sie erkennen, dass ich die Sache aus Ihrem Gesichtspunkte zu betrachten anfange und mein Unrecht einsehe. In der That, wenn Verliebtsein nichts anders heisst, als ohne den Besitz des Gegenstandes seiner Wünsche nicht leben zu können, ihm alle Zeit, alles Vergnügen, sein ganzes übriges Leben zum Opfer bringen, ja, dann bin ich wirklich verliebt.

Leider bin ich nur sehr wenig weiter gekommen. Und ich würde Ihnen überhaupt nichts neues mitzuteilen haben, wenn nicht etwas vorgefallen wäre, was mir viel Stoff zum Nachdenken giebt, und wovon ich noch nicht weiss, ob ich es für ein gutes oder für ein schlimmes Zeichen halten soll.



Sie kennen meinen Jäger, ein Subjekt, so aus Ränken zusammengesetzt, wie je eines auf dem Theater erschienen ist. Ich hatte ihm natürlich befohlen, sich in das Kammermädchen meiner Angebeteten zu verlieben und dem Gesinde tüchtig zuzutrinken. Der Schurke hat mehr Glück als ich. Er hat seine Absichten schon vollständig erreicht. Und es gelang ihm kürzlich, herauszubekommen, dass die Tourvel einem ihrer Leute Auftrag gegeben hat, mein Thun und Lassen zu überwachen und mir sogar auf meinen Vormittags-Wanderungen, soweit es sich ohne Gefahr der Entdeckung thun liesse, nachzuschleichen! Was in aller Welt nimmt sie sich heraus? Dies Muster schüchterner Bescheidenheit wagt Dinge, an die Menschen unserer Art sich kaum wagen

würden? Doch ich schwöre .. Nein, ehe ich darüber nachsinne, wie ich mich für diese Weiberlist rächen kann, möchte ich mich erst mit der Frage beschäftigen, wie ich sie am besten zu meinem Vorteil wende. Bisher hatten diese Morgen-Wanderungen, die man für verdächtig hält, keinen besonderen Zweck; jetzt sollen sie einen bekommen. Doch das muss ich ungesäumt in reifliche Ueberlegung ziehen. Also Adieu für diesesmal, meine schöne Freundin!

Cäcilie Volanges an Sophie Carnay.

Paris, den 20. August.

Wie, liebe Sophie, Du tadelst im voraus, was ich thun will? Ach, und ich hatte doch schon Angst genug — nun vermehrst Du sie noch. Es ist klar, sagst Du, dass ich auf Herrn von Danceny's Brief an mich, worin er mir seine Zuneigung offenbart, nicht antworten darf. Du hast gut reden. Im Grunde aber weisst Du doch nichts von den näheren Umständen, kannst auch, der Entfernung halber, nichts davon wissen. Wärst Du an meiner Stelle, so würdest Du gewiss ebenso handeln wie ich. Darin hast Du ja recht — im allgemeinen soll man auf solche Briefe nicht antworten; und aus meinem gestrigen Briefe wirst Du wohl auch gesehen haben, dass dies in der That auch anfangs

mein Vorsatz war. Aber in einer so seltsamen und besonderen Lage wie ich hat sich wohl noch kein Mensch befunden.

Und dabei muss ich meine Entschlüsse ganz allein fassen. Frau von Merteuil, auf deren Besuch ich gestern Abend mit Sicherheit rechnete, ist nicht gekommen. Alles geht mir konträr. Sie ist doch Schuld daran, dass ich ihn kennen gelernt habe; fast nur bei ihr habe ich ihn gesehen und gesprochen. Ich bin deshalb ja nicht gerade böse auf sie; aber sie sollte mich jetzt in der Not nicht so sitzen lassen. Ach, liebe Sophie, ich bin doch recht zu bedauern!

Denke Dir, gestern kommt er wie gewöhnlich. Ich war so bestürzt, als er hereintrat, dass ich garnicht wagte, die Augen aufzuschlagen. Sagen konnte er nichts zu mir, denn Mama sass dabei. Ich fürchtete, er würde böse werden, wenn er meinen Brief nicht an gewünschter Stelle fände. Ich wusste wahrhaftig nicht, was ich thun sollte. Nicht lange darnach fragte er mich auch schon, ob er meine Harfe holen dürfe. Mein Herz klopfte so arg, dass ich kaum ein Ja herausbringen konnte. Als er wiederkam, war es noch schlimmer. Ich wagte ihn nur einmal von der Seite anzusehen, er aber blickte garnicht auf und sah ganz blass und krank aus. O, wie mir das weh that! Er stimmte die Harfe und brachte sie mir und sagte weiter garnichts als: Ach, mein Fräulein! Mehr als die zwei Worte hörte ich wirklich nicht, aber sie klangen so, dass ich hätte

weinen mögen. Ich präludierte, ohne zu wissen, was. Mama fragte, ob wir nicht singen wollten. Er entschuldigte sich mit einer kleinen Unpässlichkeit. Ich kam nicht gleich auf eine Ausrede und musste also singen. Aber ich wünschte in diesem Augenblick, keine Note herausbringen zu können. Darum wählte ich auch eine Arie, die ich noch nicht studiert hatte, denn ich wusste, dass mir heut die allerleichteste nicht gelingen würde, und dadurch hätte ich mich verdächtig gemacht. Zu meinem Glück kam Besuch. Sobald ich den Wagen rollen hörte, schwieg ich und bat ihn, meine Harfe wieder fortzubringen. Ich hatte Angst, dass er dann gleich weggehen würde, aber nein, er kam zurück.

Während Mama sich mit dem Besuch unterhielt, wagte ich's, ihn rasch einmal anzusehen. Ich begegnete seinem

Blick, und es war mir unmöglich, meine Augen wegzuwenden. Jetzt bemerkte ich, dass er weinte, er musste sich wegwenden, um nicht bemerkt zu werden. Nun konnte ich mich nicht länger halten. Ich fühlte, dass das Weinen auch mir sehr nahe war und eilte hinaus. Draussen schrieb ich in der grössten Eile mit Bleistift auf ein Streifchen Papier nur die Worte: „Ich bitte Sie, seien Sie doch nicht so traurig. Ich verspreche Ihnen, zu antworten.“ Du kannst gewiss nicht sagen, liebe Sophie, dass ich damit etwas schlimmes that, und dann — dann war mein Herz stärker als ich. Ich wickelte das Papierchen ebenso um die Saiten meiner Harfe, wie er es mit seinem Briefe gethan hatte und ging nachher viel ruhiger in den Saal zurück. Ich wartete mit Schmerzen darauf, dass der Besuch sich empfahl. Zum Glück musste die Dame noch weiter und verabschiedete sich bald. Nun bat ich ihn, noch einmal die Harfe zu holen. Aus seinen Mienen erkannte ich, dass er nichts ahnte. Aber als er wiederkam — nein, Du glaubst nicht, wie sein Gesicht sich auf-

geheitert hatte. Wie er mir die Harfe gab, drehte er sich so, dass Mama nichts sehen konnte, und dann ergriff er meine Hand und drückte sie — ach — auf eine Art! Es war nur ein Augenblick, aber ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich es mich machte. Ich zog sie indes zurück, und so habe ich mir nichts vorzuwerfen.

Du wirst mir nun aber zugeben, liebste Freundin, dass ich ihm jetzt auch antworten muss. Ich hab' es doch einmal versprochen. Und ausserdem möchte ich ihm nicht von neuem Kummer bereiten, denn ich leide darunter mehr, als er selbst. Wäre das Schreiben etwas schlimmes, so würde ich es gewiss nicht thun. Aber was kann denn schlimmes dabei sein, besonders wenn man durch einen kleinen Brief verhindern kann, dass jemand sich unglücklich fühlt? Mich ängstigt nur, dass ich keinen ordentlichen Brief zu schreiben weiss. Doch er wird schon einsehen, dass ich nichts dafür kann, und ich glaube, dass ihm jede Zeile von meiner Hand so oder so Vergnügen macht.

Adieu, liebste Freundin! Wenn Du meinst, dass ich nicht recht thue, so sage es mir, aber ich glaube es nicht. Je näher der Augenblick kommt, wo ich den Brief anfangen soll, desto heftiger schlägt mir das Herz, ich begreife nicht, warum! Schreiben muss ich nun doch, denn ich habe es ja versprochen. Leb' wohl.

Die Marquise von Merteuil an den Grafen von Valmont.

den 20. August.

Sie Bandit — jetzt schmeicheln Sie mir, damit ich mich nicht über Sie lustig mache. Schön, ich will Gnade üben. Sie schreiben mir ja so viel fideles Zeug, dass ich Ihnen schon deshalb die ehrbare Gesetztheit, worin Ihre Präsidentin Sie zu erhalten weiss, verzeihen muss. Mein Chevalier freilich würde kaum so duldsam sein und sich schwerlich mit der Erneuerung unseres alten Verhältnisses einverstanden erklären. Er könnte Ihre tollen Einfälle vielleicht weniger spasshaft finden. Ich für meinen Teil habe ja herzlich darüber gelacht und fand es recht dumm, dass ich allein lachen musste. Wären Sie gleich bei der Hand gewesen, wer weiss, wozu mich die Lustigkeit verführt hätte. Aber so blieb mir Zeit, mich zu besinnen, und jetzt bin ich wieder mit Strenge bewaffnet. Glauben Sie deshalb nicht, dass ich Ihnen alle

Hoffnung nehmen will. Aber ich vertage die Erfüllung Ihrer Wünsche, und das aus guten Gründen. Meine Eitelkeit könnte leicht in's Spiel kommen, und spielt man erst einmal mit dem Feuer, dann weiss man nachher nicht mehr Mass zu halten, Wie leicht könnte ich mir's nicht in den Kopf setzen, Sie von neuem zu fesseln und Ihre Präsidentin auszustechen. Aber wäre es nicht ein Skandal, wenn eine Sünderin wie ich Ihnen allen Geschmack an der Tugend nähme? Um dieser Gefahr zu entgehen, stelle ich Ihnen hierunter meine Bedingungen.

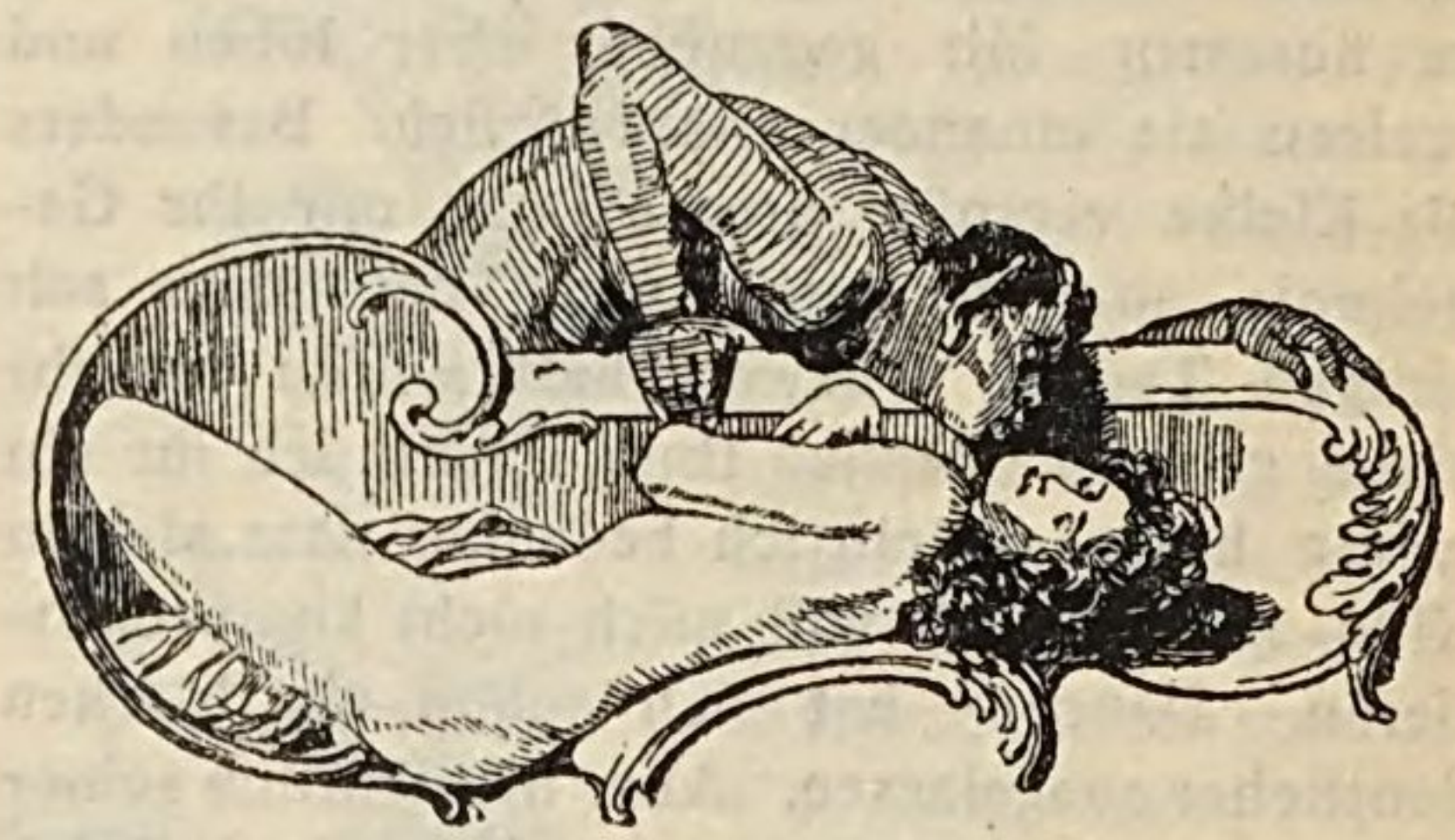
Kommen Sie erst einmal mit Ihrer Betschwester zum Ziel, liefern Sie mir den Beweis dafür, und ich bin die Ihre. Aber vergessen Sie nicht, dass bei wichtigen Angelegenheiten die Beweise allemal schriftlich sein müssen. Wenn wir die Sache so arrangieren, würde meine Liebe Ihnen eine Belohnung und nicht ein Trost sein, und das gefällt mir entschieden besser. Was Sie anbelangt, so wird Ihr Glück bei der Tourvel dadurch einen grösseren Reiz bekommen, dass es zugleich das Mittel zur Untreue gegen sie ist. Beeilen Sie sich also, mir den verlangten Siegesbeweis einzuhändigen, nach Art jener alten Ritter etwa, die die glänzenden Früchte ihrer Triumphe ihren Damen zu Füssen legten. Ganz im Ernst, ich bin sehr neugierig, zu sehen, was eine Prüde wohl nach solchem Augenblicke schreibt, und in was für Schleier sie ihre Worte hüllt, nach-

dem sie ihre Person ganz ohne Schleier gezeigt hat. Entscheiden Sie nun, ob ich einen zu hohen Preis verlange. Aber das sage ich Ihnen vorher, abzuhandeln ist nichts. Bis dahin, lieber Graf, werden Sie wohl damit einverstanden sein müssen, dass ich meinem Chevalier treu bleibe, und dass ich ihn zum Zeitvertreib glücklich mache, selbst wenn Sie das ein bischen ärgert.

An der kleinen Volanges freilich fände er jetzt einen gefährlichen Nebenbuhler, wenn sie nicht ein Mädchen, und ich nicht so sittenstreng wäre. Ich bin närrisch in die Kleine verliebt, es ist eine ordentliche Leidenschaft von mir. Und ich müsste mich sehr irren, oder sie kommt einmal sehr in Mode. Ihr Herzchen entwickelt sich gemach vor meinen Augen, und das

ist einfach ein entzückendes Schauspiel. Sie liebt ihren Danceny mit grossem Ungestüm, ohne doch das mindeste davon zu ahnen. Der junge Herr erfreut sich bei aller heftigen Verliebtheit doch noch der ganzen Schüchternheit seines glücklichen Alters und wagt seine Gefühle nicht zu äussern. Mir gegenüber aber loben und preisen sie einander unaufhörlich. Besonders die Kleine verspürt grosse Lust, mir ihr Geheimnis anzuvertrauen, ganz besonders seit einigen Tagen. Unzweifelhaft würde ich ihr einen grossen Gefallen thun, wenn ich ihr ein wenig hülfe. Allein ich bedenke, dass sie ein Kind ist, und ich will mich nicht kompromittieren. Danceny hat sich schon ein bischen deutlicher ausgelassen. Aber hinsichtlich seiner Person ist mein Entschluss gefasst, ihn will ich nicht hören. Was die Kleine betrifft, so bin ich allerdings öfter versucht gewesen, sie in meine Schule zu nehmen. Diesen Dienst möchte ich dem Gercourt gar zu gern erweisen. Zeit lässt er mir dazu; denn er ist jetzt auf Korsika, wo er bis zum Oktober bleiben wird. Ich habe in der That die Absicht, diese Zeit zu benutzen und ihm statt seiner unschuldigen Pensionärin eine gehörig zugerichtete Frau zu geben. Ich wundere mich nur über die stolze Sicherheit dieses Herrn, der sich sorglos schlafen legt, während eine von ihm gekränkte Frau ihre Rache noch nicht genossen hat. Wäre die kleine Volanges in diesem Augenblick bei mir, wer weiss, was ich ihr alles sagen würde.

Gute Nacht, Valmont, und viel Glück! Aber so schreiten Sie doch um Gottes Willen vorwärts! Bedenken Sie, wenn Sie diese Frau nicht besitzen, so werden alle anderen, bei denen Sie glücklicher waren, sich schämen müssen.



Graf von Valmont an die Marquise von Merteuil.

den 20. August.

Endlich, schönste Freundin, habe ich einen Schritt vorwärts gethan — und zwar einen grossen Schritt. Bringt er mich auch nicht geradenwegs zum Ziel, so hat er mir doch wenigstens die Gewissheit verschafft, dass ich auf dem rechten Pfade bin und mich nicht verirrt habe. Kurz und gut, ich habe ihr eine Liebeserklärung in aller Form gemacht. Und wenn sie auch das denkbar hartnäckigste Schweigen wahrt, so darf ich mich doch einer

Antwort rühmen, die meines Erachtens so unzweideutig und schmeichelhaft wie möglich ist. Doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen, sondern alles hübsch der Reihe nach erzählen.

Sie erinnern sich, dass man meine Spaziergänge auskundschaften lassen wollte. Sofort sann ich darüber nach, wie dieser skandalöse Anschlag der öffentlichen Wohlfahrt dienstbar gemacht werden könnte. Hören Sie, was ich that. Ich beauftragte meinen Burschen, mir in der Nachbarschaft irgend einen Unglücklichen aufzustöbern, der dringend der Unterstützung bedürfe. Nichts war leichter als das. Gestern Nachmittag meldete er mir, dass man heut' früh in einem benachbarten Dorfe eine arme Familie auspfänden wolle, da sie nicht imstande sei, die Steuern zu zahlen. Ich vergewisserte mich zunächst, ob in dieser Familie nicht etwa ein junges, hübsches Mädchen oder Frauchen wäre, die meine Wohlthätigkeit verdächtig machen könnten. Nachdem ich mich darüber beruhigt hatte, erklärte ich beim Abendessen, dass ich am folgenden Morgen auf die Jagd gehen wolle. Hier muss ich meiner Präsidentin Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zweifellos machte sie sich bereits Gewissensbisse über die eingeleitete Spionage, und da sie nicht imstande war, ihre Neugierde zu überwinden, so versuchte sie es wenigstens, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Sie redete mir vor, dass die Hitze so unerträglich wäre, dass ich mich krank machen, doch nichts schiessen und mich nur

vergebens abquälen würde. Dabei sagten mir ihre beredten Augen, wie herzlich sie wünsche, dass ich diese leichten Gründe für vollwichtig nehmen möchte. Aber natürlicherweise hütete ich mich wohl, ihr zu gehorchcn. Ich liess sogar eine kleine Standrede wider Jagd und Jäger über mich ergehen, und blieb unerschütterlich, trotz des Wölkchens trüber Laune, das ihr himmlisches Gesicht den ganzen Abend über verfinsterte. Einen Augenblick fürchtete ich wirklich, sie könnte ihre geheimen Aufträge zurücknehmen und ihr feines Ehrgefühl werde mir meinen ganzen, schönen Plan verderben. Aber ich unterschätzte die weibliche Neugierde, meine Besorgnisse waren ganz eitel. Darüber klärte mich mein Jäger noch am selben Abend auf, und so begab ich mich vergnügt zur Ruhe.

Mit Tagesanbruch stehe ich auf und marschiere los. Kaum fünfzig Schritte vom Schlosse sehe ich mich schon von dem braven Spion verfolgt. Ich gehe in mein Jagdrevier und so

immer querfeldein auf das Dorf zu, wohin ich wollte. Ich belustigte mich unterwegs damit, den armen Teufel von Spion ausser Atem zu bringen. Weil der Kerl die Landstrasse nicht verlassen durfte, um sich nicht verdächtig zu machen, musste er wiederholt im Galopp einen dreimal so langen Weg als ich zurücklegen. Bei diesem Jagdrennen hatte ich mich sogar sehr erhitzt und setzte mich daher ein bischen unter einen Baum. Und was glauben Sie — der Hallunke hatte die Dreistigkeit, sich noch nicht zwanzig Schritte von mir hinter ein kleines Gebüsch zu schleichen und sich hier gleichfalls niederzusetzen. Schon griff ich nach meiner Flinte, um ihn mit einer Ladung Schrot über die Gefahren der Neugier nachdrücklich zu belehren. Zu seinem Glück dachte ich daran, wie nützlich, ja sogar wie notwendig er bei meinen Entwürfen wäre, und dieser Gedanke rettete ihn.

Endlich komme ich in meinem Dorfe an, sehe den Auflauf, eile hinzu und frage. Man sagt mir, was vorgeht; ich rufe den Einnehmer zu mir. Jetzt überwältigt mich mein edelmütiges Mitleid, und nobel zähle ich die geforderten 56 Livres auf, um derentwillen unsere allergnädigste und weiseste Regierung fünf Menschen auf's Stroh werfen und in Nacht und Verzweiflung jagen wollte. Sie können sich nicht denken, welche Sündflut von Segenswünschen nach dieser nicht gerade ungeheuerlichen That über mich hereinbrach. Ganze Thränenbäche

der Dankbarkeit strömten über die Wangen des greisen Familienhauptes und machten sein ehrwürdiges Patriarchen-Gesicht noch schöner, ein Gesicht, das kurz vorher die wilde Verzweiflung scheusslich verzerrt hatte. Während ich mir dies Schauspiel noch ansehe, stürzt ein junger Bauer mit seinem Weibe und zwei Kindern an der Hand auf mich zu und ruft: Lasst uns diesem Engel Gottes auf unsern Knieen danken! Im selben Augenblick liegt die ganze Familie zu meinen Füssen. Ich muss meine Schwachheit schon gestehen, es haben sich Thränen in meine Augen gedrängt, und ganz wider Willen habe ich mich zu einer höchst süssen Rührung hingerissen gefühlt. Ueberhaupt bin ich erstaunt gewesen über die Freuden, die die Wohlthätigkeit schenkt, und auf den Gedanken gekommen, dass die sogenannten Tugendwerke lange nicht so schwer und verdienstlich sind, wie man gewöhnlich behauptet. Genug, ich glaubte, den armen Leuten dies ganz neue Vergnügen, das ich empfand, bezahlen zu müssen, und so gab ich ihnen die zehn Louisd'or, die ich noch bei mir hatte. Nun erneuerten sich ihre Danksagungen, aber sie hatten den hohen Grad des Pathetischen nicht mehr. Nur die Rettung aus der höchsten Not war imstande gewesen, diese grosse und einzige Wirkung hervorzubringen. Jetzt folgte nur ein sanfter Ausdruck der Erkenntlichkeit und des Erstaunens über ein eigentlich entbehrliches Geschenk.

In mitten all' dieser bäuerischen Segens-

wünsche nahm ich mich wie ein Theaterheld auf dem Gipfel seiner Grösse aus. Sie können sich denken, dass der treue Spion in der Menge nicht fehlte. Meine Absicht war nun erreicht, ich machte mich los und ging nach Hause. Und ich habe alle Ursache, mir zu meinem Einfalle Glück zu wünschen. Diese Frau ist es wert, dass ich mir soviel Mühe ihretwegen gebe. Und da ich so bereitwillig vorausgezahlt habe, darf ich eines Tages um so dreister fordern, brauche mir keinen Vorwurf daraus zu machen, wenn ich dereinst mit dem Erworbenen nach meinem Belieben schalte.

Um nichts ungenutzt zu lassen, habe ich die guten Leute bei meinem Abschiede natürlich noch gebeten, mich und meine Unternehmungen in ihr frommes Gebet einzuschliessen. Gleich sollen Sie sehen, wie dies Gebet zum Teil schon erhört worden ist. Doch man ruft mich zum Abendessen, und ich muss meinen Brief jetzt schliessen, weil es nach dem Essen zu spät wäre, ihn abzuschicken. Das Uebrige also verspare ich mir auf's nächste Mal. Ich thue es freilich ungern, denn dies Uebrige ist eigentlich das Beste. Leben Sie inzwischen wohl, liebe Freundin. Sie haben mir wieder eine Minute von dem Vergnügen, mein Lieb zu sehen, geraubt.

Cäcilie Volanges an Herrn von Danceny.

den 20. August.

Sie waren gestern so traurig, Herr von Danceny, und das that mir so leid, dass ich mich bewegen liess, Ihnen eine Antwort auf Ihren Brief zu versprechen. Freilich ist mir auch heut noch so, als dürfe ich Ihnen nicht antworten. Doch ich habe es nun einmal versprochen, und sein Wort muss man halten. Das wird Ihnen aber auch zeigen, wie viel Freundschaft ich für Sie empfinde. Und nun Sie dies wissen, werden Sie in Zukunft gewiss keinen Brief mehr von mir verlangen. Und nicht wahr, Sie sagen niemandem, dass ich an Sie geschrieben habe, das könnte mir üble Nachrede zuziehen und Kummer machen. Vor allen aber hoffe ich, dass Sie selbst deshalb nicht schlecht von mir denken werden, denn das würde mir noch viel mehr weh thun. Sie können es mir glauben, niemandem als Ihnen hätte ich einen solchen Wunsch erfüllt. Nun dürfen Sie aber auch nicht mehr so traurig sein, denn wenn Sie traurig sind, finde auch ich nicht solch Vergnügen wie sonst in Ihrer Gesellschaft. Sie sehen, Herr von Danceny, ich spreche ganz aufrichtig mit Ihnen. Und ich wünsche von Herzen, dass unsere Freundschaft ewig dauern möge, aber ich bitte Sie, schreiben Sie mir nicht mehr.

Ich habe die Ehre etc.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

den 21. August,
morgens um vier Uhr.

Gestatten Sie mir, teilnehmende Freundin, in meinem Berichte fortzufahren. Nach meiner Rückkehr in's Schloss nahm ich mir kaum die Zeit, mich ein wenig umzukleiden. Im Salon fand ich meine Schöne am Stickrahmen, während Ehrwürden im Begriff war, meiner alten Tante die Zeitungen vorzulesen. Ich setzte mich zur Stickerin. Ihre Blicke, die viel sanfter als gewöhnlich und fast liebkosend waren, liessen mich sofort erraten, dass ihr Diener schon Bericht erstattet habe. Wirklich konnte die liebenswürdige Neugierige ihr süsses Geheimnis kaum länger auf dem Herzen behalten. Sie scheute sich nicht, Ehrwürden zu unterbrechen, der eben seine Vorlesung im gediegenen Marktschreiertone beginnen wollte. „Auch ich habe eine Neuigkeit zu erzählen", rief sie, und nun wurde mein ganzes Abenteuer mit einer Ge-

nauigkeit wiedergegeben, die der Intelligenz ihres Sendboten zur höchsten Ehre gereicht. Sie können sich denken, wie ich alle Register meiner ganzen Bescheidenheit spielen liess. Aber wer kann die Beredsamkeit einer Frau hemmen, die, ohne es zu ahnen, ihrem Geliebten eine Lobrede hält! Ich liess ihr also freien Lauf. Sie wurde so eifrig, wie ein Mönch, der den Ruhm seines Kalenderheiligen kündet. Ich weidete mich indessen an dem lebendigen Glanz ihrer Augen, an ihrer jetzt viel lebhafteren und freieren Bewegung, an dem lieblichen Ton der Stimme, die deutlich ihre innere Rührung verriet. Und nicht ohne Hoffnung erwog ich, wie viel Wonnen dies alles dem künftigen glücklichen Liebhaber versprach. Kaum war sie mit ihrer Rede fertig, als Frau von Rosemonde bewegt ausrief: „Kommen Sie, lieber Neffe, umarmen Sie mich.“ Ich merkte gleich, dass die hübsche Predigerin sich nicht gross wehren würde, wenn die Reihe, umarmt zu werden, nun auch an sie kam. Freilich wollte sie sich davon machen, aber sie lag sehr bald in meinen Armen, und sic hatte so wenig Kraft zum Widerstande, dass sie sich kaum aufrecht erhalten konnte. Je mehr ich diese Frau betrachte, um so begehrenswürdiger erscheint sie mir.

Sie beeilte sich dann, ihre Arbeit wieder aufzunehmen, und jeder glaubte, sie setze sie fort. Doch ich sah recht wohl, wie das Zittern ihrer Hand ihr keinen ordentlichen Stich erlaubte.

Nach dem Mittagessen wollten die Damen die unglückliche Familie, der ich mit so vieler Frömmigkeit beigestanden hatte, ihrerseits besuchen. Ich will Ihnen mit diesem zweiten Auftritt voll Erkenntlichkeit und Lob keine Langeweile machen. Mein Herz labte sich mittlerweile an einer süssen Erinnerung, und ich drang auf baldige Rückkehr. Unterwegs war meine schöne Präsidentin nachdenklicher als sonst und sprach kein Wort. Ich war so damit beschäftigt, Mittel und Wege zu finden, um aus ihren heute ausgelösten Gefühlen Nutzen ziehen zu können, dass ich gleichfalls schwieg. Frau von Rosemonde sprach allein. Sie erhielt aber nur seltene und kurze Antworten. Wir mussten sie verdriesslich machen, das gehörte mit in meinen Plan, und es gelang. Gleich beim Aussteigen ging sie in ihr Zimmer und liess meine Schöne und mich in dem nur matt erleuchteten Salon allein. Eine liebliche Dämmerung herrschte, die der furchtsamen Liebe Dreistigkeit einflösste.

Es fiel mir nicht schwer, das Gespräch auf den Punkt zu lenken, auf dem ich es haben wollte. Der Eifer meiner liebenswürdigen Frommen brachte mich schneller zum Ziel, als es meine Geschicklichkeit vermocht hätte. „Wenn man so würdig ist, Gutes zu thun“, sagte sie, indem sie ihr sanftes Auge auf mich richtete, „wie ist es dann möglich, sein Leben mit schlechten Thaten auszufüllen?“ — „Ich verdiene“, erwiderte ich, „weder jenes Lob noch

diesen Tadel, und ich wundere mich nur, dass eine Frau von Ihrem Geiste mich noch nicht durchschaut hat. Doch sollte meine Offenherzigkeit mir bei Ihnen auch schaden — Sie sind ihrer in so hohem Masse würdig, dass ich Ihnen die Wahrheit nicht länger vorenthalten darf. Sie finden den Schlüssel zu meinem ganzen Thun und Treiben in einem unglücklicherweise zu schwachen Charakter. Ich lebte unter sittenlosen Menschen und nahm ihre Fehler an. Vielleicht trieb mich die Eitelkeit, sie noch zu übertreffen. Hier reisst mich ein Muster der Tugend fort, und ich versuchte es, in Ihre Fusstapfen zu treten, wenn auch ohne alle Hoffnung, Sie erreichen zu können. Vielleicht würde die Handlung, deretwegen Sie mich heute so loben, allen Wert in Ihren Augen verlieren, wenn Sie wüssten, aus welcher Quelle sie eigentlich geflossen ist. (Bemerken Sie, meine schöne Freundin, wie nahe ich mich an die Wahrheit gehalten habe.) Nicht mir, fuhr ich fort, schulden diese Unglücklichen den Dank für ihre Rettung. Ich sah vielmehr in dieser von Ihnen rühmlich genannten Handlung nur ein Mittel, Ihnen zu gefallen. Ich war, um Ihnen die volle Wahrheit zu sagen, nur das schwache Werkzeug einer Gottheit, die ich anbete. (Hier wollte sie mich unterbrechen, aber ich liess ihr keine Zeit.) „Auch dieser Augenblick“, fuhr ich fort, „der mir mein Geheimnis entreisst, ist ein Beweis meiner Schwäche. Ich hatte es mir geschworen, zu schweigen. Ich fand mein Glück

in dieser reinen und stillen Verehrung Ihrer Tugenden wie Ihrer Reize. Sie sollte Ihnen nie bekannt werden. Aber bei einem solchen Muster von Aufrichtigkeit, wie ich es vor mir habe, wird mir jede Täuschung unmöglich, und ich kann mich nicht länger verstellen. Doch glauben Sie nicht, dass eine verbrecherische Hoffnung Sie entweihe. O nein — ich weiss wohl, dass ich unglücklich sein werde; aber mein Leiden wird mir teuer werden, wird mir die Stärke meiner Liebe beweisen. Nur zu Ihren Füssen, in Ihren Schoss will ich meine Klagen niederlegen. Hier will ich Kräfte sammeln, um von neuem zu dulden, hier werde ich teilnehmende Güte finden, hier wird Ihr Bedauern mein Trost sein. O Sie, die ich anbete, hören Sie mich, beklagen Sie mich, helfen Sie mir!“ Und bei diesem Worte lag ich zu

ihren Füssen und umschloss ihre Hände mit den meinen. Doch sie zog sie unverzüglich zurück, schlug sie vor das Gesicht und rief mit dem Ausdruck der Verzweiflung: „Ach ich Unglückliche!“ Und dann zerfloss sie in Thränen. Zum Glück war ich in meiner Rolle so aufgegangen, dass ich gleichfalls weinte. Ich fasste ihre Hände wieder und benetzte sie mit Thränen. Diese Vorsicht schien mir von Nöten, denn sie war mit ihrem eigenen Schmerz so beschäftigt, dass sie den meinigen garnicht bemerkt haben würde, wenn ich ohne diese Erinnerung von den meinigen sie nicht in zarter Weise daran erinnert hätte. Und so konnte ich mit aller Bequemlichkeit ihr reizendes Antlitz betrachten. Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg und war so wenig Herr meiner selbst, dass ich schon im Begriff stand, den Augenblick zu benutzen.

Wie gross ist doch die menschliche Schwachheit und die Gewalt, die die Ereignisse und Stimmungen der Minute über uns haben! Ich war nahe daran, meinen ganzen, fein ausgearbeiteten Plan zu vergessen, die Wonne weiterer Kämpfe und all' die interessanten Einzelheiten des Sieges über die widerstrebende Tugend einzubüssen, um eines übereilten Genusses willen. Der Besieger einer Tourvel war in dringender Gefahr, wie ein Milchbart von der Begierde hingerissen zu werden, statt der köstlichen Früchte seiner Mühen nur den unbedeutenden Vorteil zu ernten, ein Weib mehr in seinen Armen gehabt zu haben. Nein! Sie

soll sich ergeben, aber vorher soll sie kämpfen; entreisse ich ihr den Sieg, so will ich ihr doch nicht die Ehre des Widerstandes rauben. Sie widerstrebe, so kräftig sie es vermag; nur die Kraft, mir auf die Dauer zu widerstehen, fehle ihr. So soll sie allmählich ihre ganze Schwachheit fühlen und endlich gezwungen sein, sich selbst für überwältigt zu erklären. Ein rechter Jäger überlässt es dem feigen Wilddiebe, den Hirsch aus dem Hinterhalte zu beschleichen und zu erlegen, er hetzt das edle Geschöpf auf offenem Felde. Nicht wahr, dieser Plan ist von seltener Erhabenheit? Aber wenn nicht der Zufall meiner Klugheit zu Hilfe gekommen wäre, bedauerte ich jetzt vielleicht zu spät, ihn nicht befolgt zu haben.

Wir hörten ein Geräusch. Es kam jemand nach dem Salon. Die Tourvel sprang erschrocken auf, nahm ein Licht und eilte hinweg; ich musste es geschehen lassen. Es war nur ein Bedienter, der die Störung verursacht hatte. Sobald ich das wusste, ging ich ihr nach. Aber kaum stand ich draussen, so hörte ich, dass sie ihre

Schritte beschleunigte und in ihr Zimmer eilte, dessen Thür sie hinter sich verschloss. Entweder hatte sie mich erkannt, oder ein plötzlicher Schrecken hatte sie ergriffen. Ich schlich hinzu, aber der Schlüssel steckte innen. Selbstverständlich fiel es mir nicht ein, anzuklopfen; ich hätte ihr damit nur Gelegenheit zu einem allzu leichten Widerstande gegeben. Statt dessen kam mir der einfache und glückliche Gedanke, durch's Schlüsselloch zu sehen, und da erblickte ich denn das anbetungswürdige Weib auf den Knieen, in Thränen aufgelöst, inbrünstig betend. Welchen Gott wagte sie anzurufen? Ist einer mächtiger als der Gott der Liebe? Vergebens

erfleht sie Hilfe von einer fremden Hilfe — ich allein habe über ihr Schicksal zu entscheiden.

Ich glaubte, für diesen Tag genug gethan zu haben und zog mich auf mein Zimmer zurück, um an Sie zu schreiben. Ich hoffte, Madame beim Abendessen wieder zu sehen, aber sie liess sich entschuldigen und sagen, sie wäre nicht wohl und schon zu Bett gegangen. Frau von Rosemonde wünschte zu ihr hinauf zu gehen, aber die Listige hatte einen Kopfschmerz vorgeschützt, der ihr das Reden unmöglich mache. Sie können sich denken, dass die Konversation nach Tisch sehr abgekürzt wurde, und dass sich auch bei mir bald Kopfschmerzen einstellte. Ich eilte also auf mein Zimmer, und hier schrieb ich noch einen langen Brief an sie, in dem ich mich über ihre Härte beklagte. Mit dem Vorsatz, ihr das Schreiben heute früh zu geben, legte ich mich nieder. Wie schlecht ich geschlafen habe, können Sie aus dem Datum dieses Briefes sehen. Ich stand auf und las meine Epistel noch einmal durch. Und da fand ich, dass ich nicht genug auf mich acht gegeben, dass ich mehr Begierde als Liebe, mehr Verdruss als Traurigkeit an den Tag gelegt hatte. Der Brief muss umgearbeitet werden, aber dazu muss ich vor allen Dingen ruhiger sein.

Ich lege mich deshalb wieder hin und nehme Abschied mit der Versicherung, mich nie so ausschliesslich mit dieser Frau zu beschäftigen, dass mir nicht Zeit bliebe, recht oft an Sie zu denken. Adieu, meine schöne Freundin.

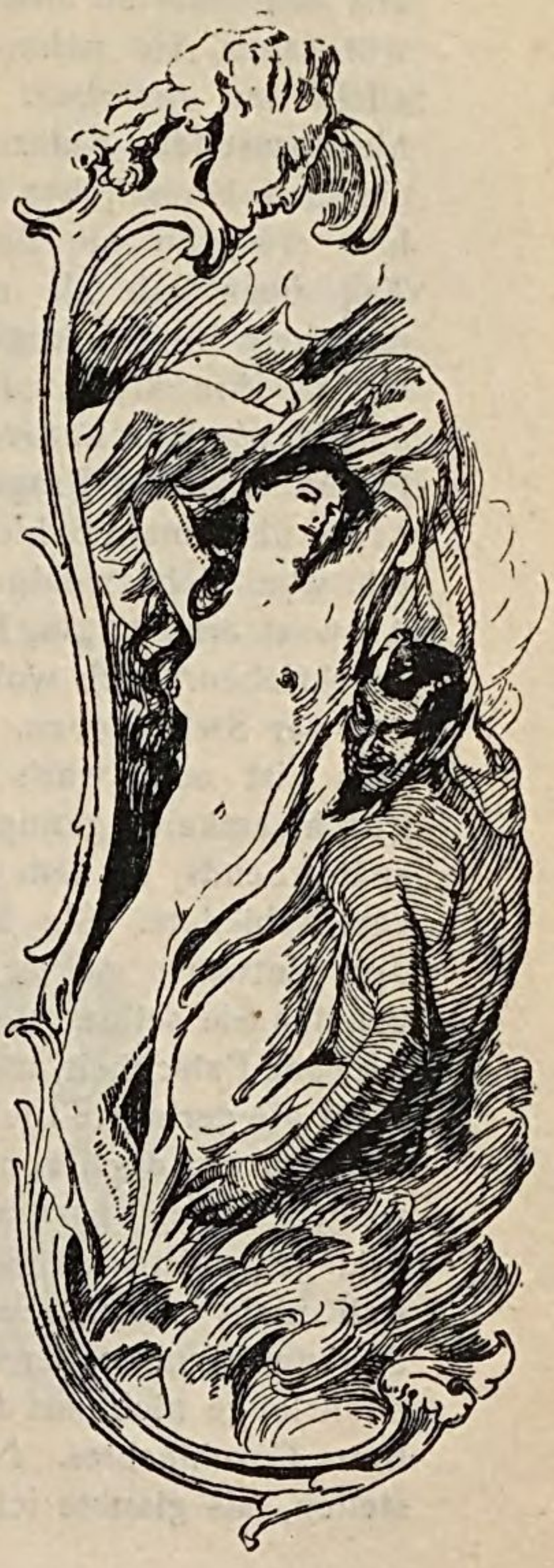
Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

den 22. August.

Hier die Erlebnisse von gestern.

Um 11 Uhr ging ich zu Frau von Rosemonde, und unter ihrer mütterlichen Obhut nahte ich mich unserer Kranken, die noch im Bette lag. Ihre Augen waren umflort, ich hoffe, dass sie so schlecht wie ich geschlafen hat. Ich passte den Augenblick ab, wo Frau von Rosemonde den Rücken wandte, um ihr meinen Brief zuzustecken. Man wollte ihn nicht annehmen, aber ich liess ihn getrost auf dem Bette liegen und ging ganz ehrbar hin, um der Tante einen Armstuhl zu holen, damit sie sich zu ihrem lieben Töchterchen ans Bett setzen konnte. Madame musste den fatalen Brief also schnell wegschaffen, um einen Skandal zu vermeiden. Zu ihrem Unglück fing sie dann zu reden an und sagte, sie glaube ein wenig Fieber zu haben. Frau von Rosemonde bat mich sogleich, ihren Puls zu fühlen, wobei sie meine medizinischen Kenntnisse pries. Meine Schöne hatte so den doppelten

Verdruss, mir ihren Arm hingeben zu müssen und ihre kleine Lüge auf der Stelle entdeckt zu sehen. Ich nahm denn auch wirklich ihre Hand und drückte sie, während ich mit meiner anderen ihren schönen, vollen Arm streichelte. Die boshafte Person antwortete auf nichts. Dies bewog mich, indem ich meine Hand zurückzog, zu versichern, dass ich nicht die geringste unruhige Bewegung verspüre. Ich vermutete einen strengen, strafenden Blick, aber ich war so tückisch, ihm sorgfältig auszuweichen. Gleich darauf sagte sie, dass sie aufzustehen wünsche, und so liessen wir sie allein. Mittags erschien sie beim Essen, das melancholisch genug verlief. Sie teilte



uns mit, dass sie heute nicht ausgehen würde, will sagen, sie nahm mir jede Hoffnung, sie allein zu sprechen. Ich fühlte wohl, dass hier passender Anlass zu einem Seufzer und einem schmerzlichen Blicke wäre. Unzweifelhaft erwartete sie das auch, denn den ganzen Tag über sah sie mir nur bei dieser Gelegenheit in die Augen. So redlich und brav sie ist, ihre kleinen Ränke hat sie doch eben so gut wie jede andere. Ich fand endlich Gelegenheit zu der Frage, ob sie die Güte gehabt hätte, über mein Schicksal zu entscheiden, und ich war nicht wenig überrascht, als ich zur Antwort erhielt: „Ja, Herr Graf, ich habe Ihnen geschrieben.“ Ich wollte natürlich diesen Brief auf der Stelle haben, aber war es nun gleichfalls List oder war's Ungeschicklichkeit oder Furchtsamkeit, genug, ich empfing ihn erst spät Abends in dem Augenblick, als sie sich verabschiedete. Sie finden ihn beiliegend mit dem Entwurfe meiner Antwort. Lesen Sie und urteilen Sie selbst. Beachten Sie nur die durchtriebene Falschheit, mit der sie mich versichert, nicht die geringste Liebe für mich zu empfinden. Und ich bin doch vom Gegenteil so sehr überzeugt! Dabei, passen Sie auf, wird sie sich beklagen, wenn ich sie später betrüge, sie, die sich nicht scheut, mich vorher zu betrügen! Schöne Freundin, der verschlagenste Mann steht noch lange nicht auf der Höhe der Einfältigsten Ihres Geschlechtes. Natürlich muss ich mich stellen, als glaubte ich dem ganzen Geschwätz

und als wollte ich mich vor Verzweiflung zerreissen, da es der Madame gefällt, die Strenge zu spielen. Wie kann man sich bei solchen Teufeleien des Wunsches nach Rache erwehren! Doch nur Geduld! Und nun leben Sie wohl, ich habe heute noch viel zu schreiben.

A propos, Sie müssen mir den Brief meiner Tyrannin ja zurückschicken. Es wäre möglich, dass man sich in der Folge den Anschein geben müsste, als lege man auf solche Armseligkeiten hohen Wert, und da muss alles seine Ordnung haben.

Ich sage Ihnen heute nichts von der kleinen Volanges. Wir reden nächstens von ihr.

Cäcilie Volanges an Sophie Carnay.

den 24. August.

Ich sagte Dir bereits, liebe Sophie, dass es Fälle giebt, wo man schreiben darf, und ich will es nicht leugnen, es thut mir leid, dass ich Deiner Ansicht gefolgt bin, wodurch mir und Herrn von Danceny nur Kummer und Verdruss entstanden ist. Herr von Danceny schreibt mir trotz meiner Bitte weiter, das ist wahr. Aber wie recht ich doch daran that, seinen ersten Brief zu beantworten, geht klar daraus hervor, dass die Frau Marquise von Merteuil, eine Dame, die es gewiss versteht, meiner Meinung schliesslich doch beigetreten ist. Ihr habe ich alles gestanden. Zuerst sprach sie gerade so wie Du. Als ich aber alles genau erklärt hatte, gab sie zu, dass dieser Fall allerdings ganz besonders liege. Nur das musste ich ihr versprechen, dass ich ihr sowohl meine wie Danceny's Briefe sämtlich

zeigen würde; es ist dies notwendig, damit ich nichts Unpassendes schreibe. Und nun bin ich völlig beruhigt. Mein Gott, wie lieb habe ich doch Frau von Merteuil! Sie ist so gütig und dabei eine so ungemein tugendhafte, hoch angesehene Dame. Was sie sagt, ist richtig; dagegen giebt es keine Einwände.

O was will ich nun Herrn von Danceny alles schreiben, und wie zufrieden wird er nun sein! Noch weiss er garnichts davon, denn bis jetzt sprach ich mit ihm immer nur von Freundschaft, und er wollte durchaus, ich sollte Liebe sagen. Im Grunde glaube ich, war es wohl ein und dasselbe, aber ich wagte es nie so recht, und er bestand immer fort darauf. Ich habe mit Frau von Merteuil davon gesprochen, und sie meinte, dass ich ganz recht hätte. Man dürfe nie eingestehen, dass man jemand liebe, bis man sich nicht länger wehren könne. Nun weiss ich aber, dass ich mich wirklich nicht länger wehren kann, und am Ende ist es ja auch einerlei, wie ich's sage. Nur dass ihm das von der Liebe lieber sein wird.

Frau von Merteuil hat mir auch versprochen, mir Bücher zu leihen, die von derlei Dingen

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

handeln, und woraus ich sowohl hinsichtlich meines Benehmens als auch meines Briefstils viel lernen kann. Denn sieh nur, sie nennt mir alle meine Fehler, was gewiss ein unleugbarer Beweis dafür ist, dass sie mich liebt. Nur hat sie mir geraten, Mama nichts von diesen Büchern zu sagen. Das sehe ja auch so aus, als finde sie meine Erziehung vernachlässigt, was Mama natürlich sehr übel nehmen würde. Ich werde ihr also gewiss nichts sagen.

Es ist doch etwas Aussergewöhnliches, dass eine Frau, die kaum mit mir verwandt ist, sich mehr Mühe mit mir giebt als meine eigene Mutter. Ich darf mich wahrlich glücklich schätzen, dass ich sie kennen gelernt habe.

Sie hat Mama um Erlaubnis gebeten, mich übermorgen mit in die Oper zu nehmen. In ihrer Loge, sagte sie, seien wir beide ganz allein und könnten uns nach Herzenslust ausschwatzen, ohne uns vor Horchern fürchten zu müssen. Das ist mir lieber als alle Opern. Wir wollen dann auch von meiner Heirat reden. Denn sie sagt, es sei allerdings richtig, dass ich bald heiraten soll, aber weiter haben wir noch nichts miteinander darüber gesprochen. Nun sag einmal selbst, ist es nicht erstaunlich, dass Mama mir von alledem noch kein Wörtchen gesagt hat?

Adieu, liebe Sophie. Ich will nun gleich an Herrn von Danceny schreiben. O mein Gott, wie froh bin ich!

Die Marquise von Merteuil an den Grafen Valmont.

den 24. August.

Falls Sie sich davor fürchten, Ihr Ziel zu erreichen, mein lieber Graf, falls Sie selbst Waffen gegen sich schmieden wollen und falls Ihnen mehr um den Kampf als um den Sieg zu thun ist — dann habe ich nichts weiter zu sagen. Dann ist Ihr Benehmen ein Meisterstück von Klugheit. Andernfalls würde es aber die denkbar grösste Dummheit sein. Und gerade herausgesagt, ich glaube, dass es eine Dummheit ist. Ich will Ihnen ja keinen Vorwurf daraus machen, dass Sie den günstigen Augenblick nicht auf der Stelle benutzt haben. Einmal ist es mir nicht klar genug, ob er wirklich vorhanden gewesen ist, und andernteils weiss ich, was man auch dagegen sagen

mag, recht gut, dass eine verfehlte Gelegenheit sich wieder finden kann, während ein übereilter Schritt nie wieder gut zu machen ist.

Aber recht schülerhaft war es, dass Sie sich aufs Schreiben eingelassen haben. Ich bitte Sie, überlegen Sie doch gefälligst, wohin das führen kann. Hoffen Sie denn etwa, dieser Frau den mathematischen Beweis zu liefern, dass sie sich Ihnen ergeben muss? Mir scheint doch, hier handelt es sich um Gefühle, nicht um Räsonnements, um eine Sache des Herzens und nicht des Kopfes.

Oder glauben Sie, mit Ihren Briefen den starren Sinn Madames zu erweichen? Gesetzt dies gelänge, was würde es Ihnen helfen, da Sie doch nie bei der Hand sind, den Erfolg auszunützen? Selbst wenn Ihre schönen Phrasen die süsse Trunkenheit der Liebe hervorbrächten, würde dieser Rausch doch nicht so lange anhalten, um jede ruhige Ueberlegung und damit wenigstens das Geständnis ihrer Liebe zu verhindern. Wieviel Zeit gehört nicht schon dazu, einen Brief zu schreiben, dann ihn zu übergeben, und nun fragen Sie sich, ob eine Frau von Grundsätzen wie Ihre Fromme so lange bei einem Entschluss verharren wird, den sie doch aus allen Kräften zu bekämpfen sucht. Mag sein, dass dieser Weg bei unerfahrenen Kindern zu etwas führt, die ja noch nicht wissen, dass das Wort: Ich liebe Dich, soviel heisst wie: Ich ergebe mich Dir. Aber die nachdenkliche Tugend der Tourvel scheint mir

den Wert der Ausdrücke ganz genau zu kennen. Auch werden Sie, der doch bei der mündlichen Unterhandlung entschieden im Vorteil war, brieflich aus der schon eroberten Stellung herausgedrängt. Das leugnen Sie ja selbst nicht. Ich will Ihnen begreiflich machen, woher das kommt. Lässt man sich erst einmal aufs Disputieren ein, so will man natürlich nicht unterliegen. Man sieht sich also nach Gründen um, und man findet welche, man offenbart sie und versteift sich darauf, nicht weil man die Gründe für gut hält, sondern nur, weil man sich nicht widerrufen und preisgeben will.

Und dann eine Beobachtung, die Sie zu meinem Erstaunen nicht gemacht haben, nämlich die, dass es in der Liebe nichts Schwereres giebt, als etwas zu schreiben, was man nicht fühlt. Ich meine so zu schreiben, dass es natürlich, wahrscheinlich klingt. Man gebraucht freilich die gang und gäben Ausdrücke, aber man ordnet sie zu sehr, und das ist vom Uebel. Lesen Sie nur Ihren Brief wieder durch; es ist eine Ordnung drin, die Sie in jeder Zeile

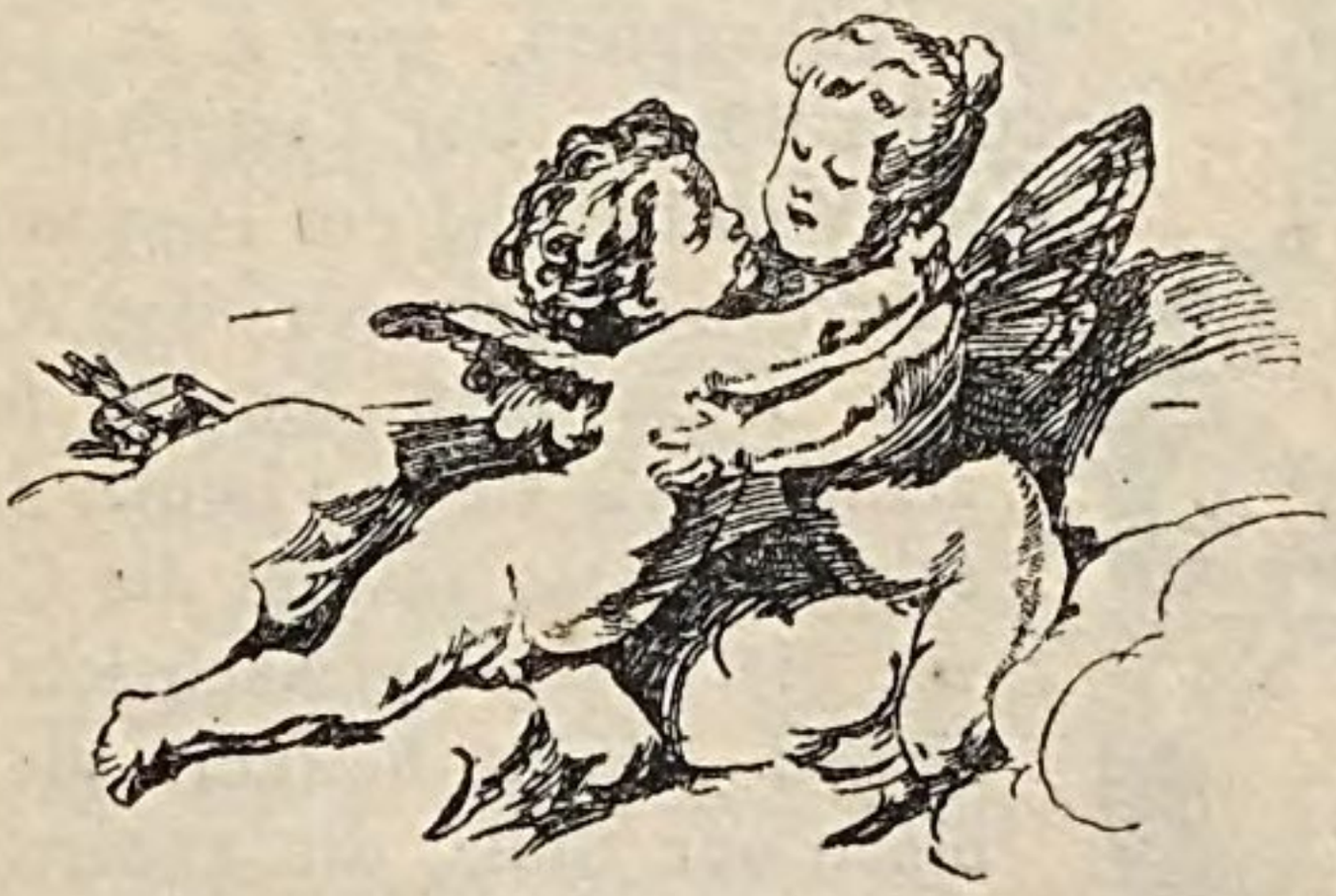
verrät. Ich will gern glauben, dass Ihre Präsidentin nicht genug Erfahrung hat, um das zu merken, aber was nützt das? Die Wirkung bleibt doch aus. Hier liegt ja der Fehler unserer Romane. Der Verfasser zermartert sich, um in Wärme und Begeisterung zu kommen, der Leser aber bleibt kalt. Mit dem Sprechen ist es doch ganz etwas anderes als mit dem Schreiben. Da man seine Stimme sehr in der Gewalt hat, gelingt es viel besser, mit ihr allerlei Gefühle auszudrücken; die Kunst der Thränen kommt hinzu; Begierde und Zärtlichkeit verschmelzen im Auge zu einer Flamme, und das Unzusammenhängende der Rede ruft den Anschein von Verwirrung und Unruhe, dieser wahren Beredsamkeit der Liebe, hervor. Dazu kommt noch, dass die Gegenwart des geliebten Gegenstandes die Hirnthätigkeit schwächt und die süsse Sehnsucht, besiegt zu werden, erweckt. Folgen Sie mir, Graf. Man bittet Sie, nicht mehr zu schreiben — schön, benutzen Sie das, um Ihren Fehler wieder gut zu machen, warten Sie nunmehr die Gelegenheit zu reden ab.

Ich muss Ihnen übrigens sagen, dass diese Frau doch mehr Stärke zeigt, als ich ihr zugetraut hätte. Ihre Verteidigung ist garnicht schlecht. Und wenn ihr Brief nicht so unmenschlich lang wäre, wenn Sie nicht einmal von „Dankbarkeit“ spräche, zu der Sie sie verpflichten könnten — wodurch sie Ihnen einen Vorwand bietet, die Debatte wieder aufzu-

nehmen — dann würde sie sich nicht im mindesten verraten haben.

Was Ihnen indessen meiner Ansicht nach einige Hoffnung giebt, ist der Umstand, dass sie alle ihre Kräfte auf einmal anstrengt. Sie wird ihr Widerstandsvermögen im Wortkriege ausgeben und nachher, wenn es zum Kampf um die Sache kommt, schlecht bestehen.

Ihre Briefe empfangen Sie anbei zurück. Wenn Sie klug sind, bleibt's bei diesen beiden bis nach dem Siege. Wäre es nicht schon so spät, so würde ich Ihnen von der kleinen Volanges erzählen, die ganz hübsche Fortschritte macht und mit der ich sehr zufrieden bin. Ich glaube immer, ich komme eher als Sie zum Ziele; Sie sollten sich wirklich schämen. Adieu für heute.



Frau von Volanges
an die
Präsidentin von Tourvel.

den 24. August.

Sie wollen also durchaus, meine Liebe, dass ich an die Tugend des Grafen Valmont glaube. Ich gestehe, dass mir dies noch immer sehr schwer fällt. Nach der einen Thatsache, die Sie mir von ihm erzählen, kann ich ihn eben so wenig für rechtschaffen halten, wie ich einen anerkannt guten Menschen deswegen für lasterhaft halten würde, weil er einen einzigen Fehltritt begangen hat. Wir Menschen sind in keiner Hinsicht vollkommen, weder im Guten noch im Bösen. Der Lasterhafte hat seine Vorzüge und der Tugendhafte seine Schwächen. An diese Wahrheit muss man um so fester glauben, als sie uns immer daran erinnert, dass sowohl die Guten wie die Bösen der Nachsicht bedürfen. Auch bewahrt sie die einen vor Stolz, die andern vor Mutlosigkeit. Sie werden mir

zweifellos vorwerfen, dass ich eben jetzt die Nachsicht, die ich predige, sehr schlecht übe. Allein alle Nachsicht scheint mir dann in gefährliche Schwachheit auszuarten, wenn sie uns dazu verführen will, den lasterhaften Menschen genau so wie den guten zu behandeln.

Ich erlaube mir nicht, irgend etwas über die Beweggründe der guten That Valmonts zu sagen; ich will gern glauben, dass sie eben so lobenswert wie die That selbst sind. Aber hat er deswegen zeitlebens weniger Unfrieden, Unehre und öffentliche Schande über ganze Familien gebracht? Hören Sie, wenn Sie wollen, auf die Stimme des Unglücklichen, dem er geholfen hat, aber das darf Sie nicht daran hindern, auch das Jammergeschrei der hundert Unseligen zu hören, die er seinen Lüsten opferte. Wenn er, wie Sie schreiben, wirklich nur ein Beispiel dafür ist, was schlechter Umgang für Gefahren bringt, wird Ihnen dann der Umgang mit ihm deshalb weniger gefährlich sein? Sie glauben, dass es für ihn zur Umkehr noch nicht zu spät ist. Ich will noch weiter gehen und sogar annehmen, dies Wunder sei wirklich bereits geschehen. Wird sich die öffentliche Meinung nicht trotz alledem auch weiterhin energisch gegen ihn erklären? Und sollte Ihnen nicht schon dieser Umstand Ihr Betragen gegen ihn vorschreiben? Niemand als Gott allein kann dem Reuigen verzeihen, er liest in unseren Herzen. Wir Menschen aber vermögen die Gesinnungen nur nach den Hand-

lungen zu beurteilen, und wer von uns die Achtung seiner Mitmenschen einmal verscherzt hat, der darf sich nicht über ein nur zu berechtigtes Misstrauen beklagen. Bedenken Sie ferner, meine junge Freundin, wie leicht man die gute Meinung zuweilen schon dadurch verliert, dass man sich den Anschein giebt, als lege man keinen Wert auf sie. Halten Sie diese Art ja nicht für Ungerechtigkeit. Man nimmt mit Fug an, dass niemand freiwillig auf seinen guten Ruf verzichtet, sofern er ein gegründetes Recht auf dies köstliche Gut hat. Und wen dieser mächtige Zügel nicht mehr zurückhält, dem darf man eine schlechte Aufführung wohl zutrauen. Und sehen Sie, dies wäre der Gesichtspunkt, aus dem man einen intimen Umgang von Ihnen mit Graf Valmont beurteilen würde, so unschuldig dieser Umgang an sich auch vielleicht wäre.

Mich erschreckt die Wärme, womit Sie ihn verteidigen, und darum beeile ich mich, einigen Einwürfen zu begegnen, die ich vorhersehe. Sie werden mir Frau von Merteuil anführen, der man den Verkehr mit ihm verziehen hat. Sie werden mich fragen, warum ich Valmont in meinem eigenen Hause empfange; Sie werden mir sagen, dass sich anständige Leute keineswegs von ihm zurückziehen, dass er vielmehr in der sogenannten guten Gesellschaft überall wohlgelitten, ja sogar gesucht ist. Ich glaube, ich kann alles dies beantworten.

Frau von Merteuil, die in der That eine

hochachtbare Dame ist, hat vielleicht nur den einen Fehler, dass sie ihrer Stärke allzu sehr vertraut. Sie kommt mir vor wie jemand, der sich auf seine Geschicklichkeit beim Fahren etwas zugute thut und dem es deshalb Vergnügen macht, seinen Wagen zwischen Felsen und Abgründen herumzutummeln. Der Erfolg allein kann dergleichen rechtfertigen. Frau von Merteuil verdient alles Lob für ihre Stärke, aber es wäre unklug, sie nachahmen zu wollen. Das gesteht sie auch ein, ja sie tadelt sich selbst. Je mehr Erfahrungen sie gemacht hat, desto strenger sind ihre Grundsätze geworden, und ich kann Ihnen ohne Bedenken die Versicherung geben, dass sie genau so urteilen würde wie ich.

Was mich selbst anbelangt, so will ich mich ebensowenig rechtfertigen wie die andern. Gewiss, ich empfange Herrn von Valmont, er wird überall empfangen; das ist aber eine von den Inkonsequenzen, die neben tausend anderen unser gesellschaftliches Leben bestimmen. Sie wissen so gut wie ich, dass man sie zeitlebens bemerkt, sich über sie beklagt und sich ihnen doch unterwirft. Graf Valmont, der über einen berühmten Namen, ein grosses Vermögen und eine gewisse Liebenswürdigkeit verfügt, hat frühzeitig die Entdeckung gemacht, dass man es zu hohem Ansehen in der Gesellschaft bringt, wenn man Lob und Spott mit einiger Geschicklichkeit zu handhaben versteht. Keiner kommt ihm in dieser Hinsicht gleich. Mit der einen Waffe bezaubert er, mit der anderen macht er sich furchtbar. Man achtet ihn nicht, aber man schmeichelt ihm. Und so hält er sich aufrecht in der grossen Welt, die nicht sowohl mutig als behutsam ist und Leute seiner Art lieber schont als bekämpft.

Und trotzdem würde weder Frau von Merteuil noch irgend eine andere es wagen, sich mit diesem Menschen fast ohne alle andere Gesellschaft auf dem Lande zu verstecken. Der sittsamsten und bescheidensten unter allen war es vorbehalten, das Beispiel einer solchen Unschicklichkeit zu geben. Verzeihen Sie diesen Ausdruck, der einer Freundin entwischte. Ihr tugendhaftes Herz selbst wird an Ihnen zum Verräter, weil es Ihnen eine so unbefangene

Sicherheit einflösst. Aber bedenken Sie, wen Sie zum Richter über sich haben werden; auf der einen Seite die Sittenlosen, die eine ihnen persönlich ganz unbekannte Tugend auch sonst niemandem zutrauen; auf der anderen Seite die Boshaften, die sich anstellen, als glaubten sie an Ihre Tugend nicht, um sich so eben dieser Tugend wegen an Ihnen zu rächen. Bedenken Sie, dass Sie etwas thun, was sogar Männer nicht wagen würden. Selbst unter den jungen Leuten, deren Orakel Graf Valmont nur allzusehr geworden ist, würden alle die, denen an ihrem guten Ruf gelegen ist, sich nur ungern in vertrautem Umgang mit ihm zeigen. Und Sie — Sie fürchten sich nicht davor. Kehren Sie zurück, kehren Sie um, ich beschwöre Sie! Wenn alle meine Gründe nicht hinreichen, um Sie zu überzeugen, so geben Sie nach um meiner Freundschaft willen! Denn sie zwingt mich, Ihnen diese Bitte in einem fort zu wiederholen, und sie rechtfertigt diese Bitte auch. Sie nennen meine Freundschaft strenge, und ich wünsche von Herzen, dass diese Strenge überflüssig wäre. Aber lieber sollen Sie sich über zu grosse Besorgnis meinerseits als über zu grosse Sorglosigkeit zu beklagen haben.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

den 25. August.

Sie sprechen wie ein Buch, meine schöne Freundin. Aber warum strengen Sie sich so an, um etwas zu beweisen, was doch kein Mensch bezweifelt? Um in der Liebe schnell vorwärts zu kommen, ist Reden besser als Schreiben. Das ist, irre ich nicht, der ganze Inhalt Ihres Briefes. Aber dieser Satz gehört ja zu dem ABC der Verführungskunst, und ich bemerke dabei nur, dass es ausser der einen Ausnahme von der Regel, die Sie anführen, noch eine zweite giebt. Abgesehen von den jungen Dingern nämlich, die sich in ihrer Schüchternheit der Feder bedienen und die sich aus Unerfahrenheit ergeben, muss man noch die schöngeistigen Weiber ins Auge fassen. Ihrer Eigenliebe ist ein Briefwechsel immer willkommen, und ihre Eitelkeit führt sie in die Schlinge. So bin ich zum Beispiel gewiss, dass die Gräfin B., die ohne Bedenken

auf meinen ersten Brief antwortete, damals noch so wenig Liebe für mich hatte, wie ich für sie, und dass nur der Wunsch sie stachelte, vor mir mit ihrem Geiste zu glänzen. Aber wie dem auch sei — die Juristen sagen: das Gesetz ist auf vorliegenden Fall nicht anwendbar. Sie nehmen irrtümlich an, meine Teure, dass ich zwischen Reden und Schreiben die freie Wahl habe. Aber seit dem Vorfalle vom 19. hat meine Grausame, die sich ganz und gar auf die Verteidigung beschränkt, jedes Alleinsein mit mir sorgfältig zu vermeiden gewusst, und durch diese Strategie meine Taktik unwirksam gemacht. Sie geht darin so weit, dass ich mich gegebenenfalls jedes Mittels bedienen werde, um wieder meinen alten Vorteil zu erlangen. Denn ich will auf keinem Gebiete von ihr geschlagen werden. Selbst meine Briefe sind jetzt der Gegenstand eines kleinen Krieges. Sie schweigt nicht nur darauf, sondern sie weigert sich sogar, sie anzunehmen. Jedesmal muss ich eine eigene List ersinnen, die dazu nicht einmal immer gelingt. Sie erinnern sich, durch welches einfache Mittel ich ihr den ersten in die Hände spielte. Der zweite machte kaum grössere Schwierigkeiten. Sie hatte ihren Brief zurückgefordert; ich gab ihr dafür den meinigen, ohne dass sie Verdacht schöpfte. Aber war es der Aerger, sich überlistet zu sehen, oder Eigensinn oder vielleicht gar Tugend (sie zwingt mich am Ende doch noch, daran zu

glauben) — genug, sie weigerte sich standhaft, den dritten anzunehmen. Ich hoffe indessen, die Verlegenheit, worin sie sich dieser Weigernng wegen brachte, wird ihr für die Zukunft zur Warnung gereichen.

Dass sie diesen dritten Brief, den ich ihr ganz offen hinreichte, nicht nehmen würde, das vermutete ich vorher. Dabei hätte sie sich schon etwas vergeben, und ich war auf einen längeren Widerstand gefasst. Nach diesem Versuch, den ich nur so im Vorübergehen machte, that ich meinen Brief in ein Couvert, passte die Gelegenheit ab, wo Frau von Rosemonde und ihr Kammermädchen bei ihr waren, und sandte dann das Schreiben durch meinen Jäger, wobei ich sagen liess, das wäre das bewusste Papier, das sie von mir verlangt hätte. Ich hatte ganz richtig vorausgesehen, dass sie, um allen weitschweifigen Erläuterungen und jedem Skandal auszuweichen, den Brief annehmen würde, und mein Kerl, dem ich aufgetragen hatte, ihre Mienen zu beobachten, und der sehr scharf sieht, bemerkte nur eine leichte Röte und mehr Verlegenheit als Zorn.

Ich wünschte mir schon Glück. Denn entweder, dachte ich, muss sie den Brief behalten, oder wenn sie ihn zurückgeben will, so muss sie dich allein zu sprechen suchen, und dann hast du Gelegenheit, zu reden. Ungefähr eine Stunde später kommt einer von ihren Leuten auf mein Zimmer und bringt mir mit einer Empfehlung von der gnädigen Frau ein Päckchen

von ganz anderer Form als mein Brief war, und mit einer Aufschrift an mich, in der ich gleich die mir so teure Hand erkannte. Ich reisse es hastig auf, es war — mein Brief, unerbrochen und bloss noch einmal zusammengebogen. Gewiss besorgte sie, dass ich hinsichtlich des Skandales weniger ängstlich als sie sein würde, und deshalb nahm sie zu solch einer teuflischen List ihre Zuflucht.

Sie kennen mich, ich brauche Ihnen also meine Wut nicht erst zu schildern. Und doch hatte ich all meine Kaltblütigkeit nötig, um ein neues Mittel zu ersinnen. Das einzige, was ich fand, war folgendes. Es geht alle Morgen jemand nach Briefen von hier auf die Post, die etwa eine halbe Stunde entfernt ist. Man bedient sich dabei einer verschlossenen Büchse, zu der der Postmeister und Frau von Rosemonde je einen Schlüssel haben. Wer Briefe hat, steckt sie in die Büchse, abends werden sie darin zur Post getragen, während morgens die angekommenen darin abgeholt werden. Die Bedienten im Hause, sowohl die meiner Tante wie die fremden, machen abwechselnd den Gang zur Post. Mein Bursche war gerade nicht an der Reihe, aber er erbot sich zu gehen, weil er in der Gegend ohnehin zu thun habe.

Ich schrieb inzwischen meinen Brief, die Aufschrift mit verstellter Handschrift; aufs Couvert malte ich das Postzeichen Dijon, was mir ziemlich gut gelang. Ich wählte diese Stadt, teils weil es mir Spass machte, mit dem

Ehemann, dessen Rechte ich suchte, auch aus einem Orte zu schreiben, dann aber auch, weil meine Angebetete den ganzen Tag über nach Briefen aus Dijon verlangt hatte und ich ihr diesen Wunsch erfüllen wollte.

Den Brief zu den übrigen eingelaufenen in die Büchse zu stecken, hatte keine Schwierigkeit. Meine neumodische Art der Briefbeförderung verschaffte mir noch den Vorteil, dass ich Zeuge des Empfanges sein konnte. Es ist hier nämlich Sitte, des Morgens in Gesellschaft zu frühstücken und dabei die Ankunft der Briefe abzuwarten. Endlich trafen die heutigen ein. Frau von Rosemonde öffnete die Büchse. „Von Dijon“, sagte sie und gab den Brief der Tourvel hin. „Das ist nicht meines Mannes Hand“, entgegnete die Schöne unruhig und erbrach ihn hastig. Ein Blick auf den Inhalt genügte, ihre Mienen veränderten sich so auffallend, dass Frau von Rosemonde es bemerkte und ganz erschrocken fragte: „Mein Gott, was ist Ihnen?“ Ich trat gleichfalls hinzu und meinte: „Der Brief scheint nicht viel Angenehmes zu enthalten?“ Die schüchterne Fromme wagte nicht die Augen aufzuschlagen und sprach kein Wort. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, that sie, als ob sie den Brief überfliege, aber sie war jetzt gewiss nicht imstande, ein Wort zu lesen. Ich belustigte mich an ihrer Aufregung, und um sie ein wenig zu necken, sagte ich: „Ihr Gesicht wird ruhiger, meine gnädige Frau. Der Brief hat Ihnen wohl nur einen

kleinen Schreck, aber keinen eigentlichen Kummer verursacht.“ Der Zorn gab ihr jetzt eine bessere Antwort ein, als die Klugheit hätte thun können. „Er enthält Dinge“, rief sie, „die mich beleidigen, und ich bin erstaunt über die Frechheit, mir so etwas zu schreiben.“ — „Mein Gott, von wem ist er denn?“ fragte Tantchen. „Er ist ohne Unterschrift“, antwortete meine Schöne in grosser Bitterkeit, „aber der Brief und sein Verfasser sind mir gleich verächtlich. Ich bitte Sie sehr um die Gefälligkeit, nichts weiter davon zu erwähnen.“ Bei diesen Worten zerriss sie das verwegene Papier, steckte die Stücke zu sich, stand auf und ging hinaus. Aber trotz dieses Zorns hat sie den Brief sicherlich gelesen, und sie hat ihn von Anfang bis zu Ende gelesen, dafür bürgt mir ihre Neugierde.

In der Anlage finden Sie meine beiden Briefe im Brouillon, und nun wissen Sie so viel wie ich. Wollen Sie auch fernerhin Einsicht in den Briefwechsel nehmen, so müssen Sie sich schon an meine kleine Schrift in den Entwürfen gewöhnen. Denn um alles in der Welt möchte ich dies ekelhafte Zeug nicht noch einmal abschreiben. Leben Sie wohl, meine schöne Freundin.

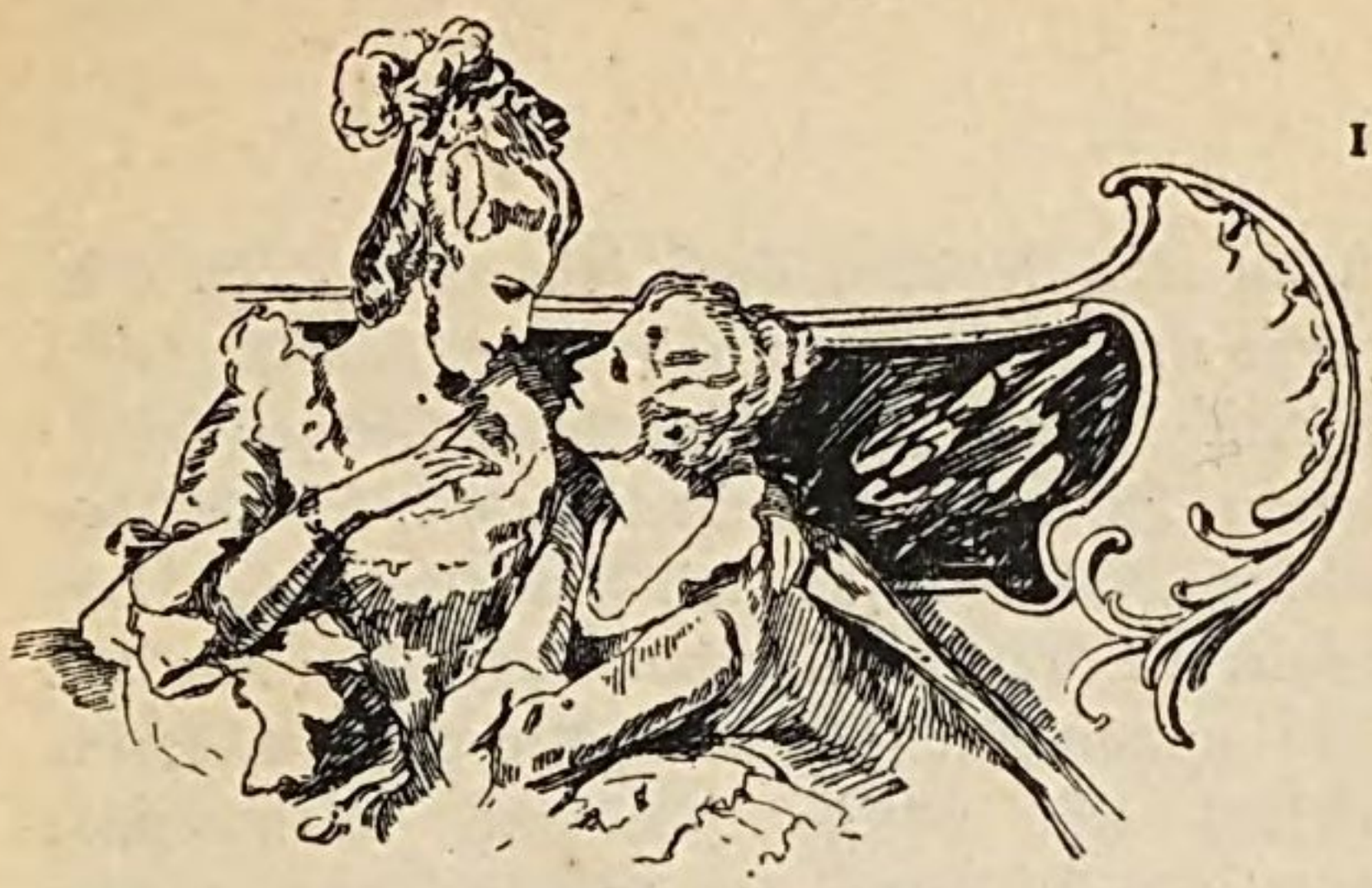
Die Marquise von Merteuil an den Grafen Valmont.

den 27. August.

Eben kommt Ihr umfangreiches Packet an, mein lieber Graf. Wenn das Datum darauf richtig ist, so hätte ich es schon einen ganzen Tag früher haben müssen. Doch wie dem auch sei — ich kann mir jetzt nicht die Zeit nehmen, es durchzustudieren, weil ich sonst keine Zeit hätte, Ihnen zu antworten. Also bestätige ich Ihnen einstweilen bloss den Empfang und plaudere gleich von anderen Dingen mit Ihnen.

Ich hätte freilich auch mancherlei über mich selbst zu sagen. Der schöne Herbst lockt fast alles aus Paris fort, was irgend menschliche Gestalt hat, und ich lebe seit einem Monat einsam und tugendhaft zum Umkommen. Jedem anderen ausser meinem Chevalier würde meine grosse Standhaftigkeit unerträglich werden. Und da ich nun garnichts Besseres zu thun habe, so vertreibe ich mir die Zeit mit der kleinen Volanges. Und von ihr will ich denn auch mit Ihnen reden.

Wissen Sie wohl, dass Sie mehr als Sie glauben verloren haben, als Sie sich mit diesem Kinde nicht einlassen wollten? Das Mädchen ist einfach hinreissend. Sie hat weder Charakter noch Grundsätze. Wie sanft und leicht dadurch der Verkehr mit ihr wird, können Sie selber beurteilen. Ich glaube nicht, dass sie jemals



durch besonders tiefes Gefühl glänzen wird, aber alles an ihr verspricht eine ungemein lebhafte Sinnlichkeit. Ohne viel Witz und Feinheit besitzt sie gleichwohl eine natürliche Verschlagenheit, die mich selbst manchmal in Erstaunen setzt, und mit der sie um so leichter wird betrügen können, als ihr Aeusseres lautere Aufrichtigkeit und Unschuld atmet. Sie ist ein rechtes Schmeichelkätzchen, und das belustigt mich zuweilen ganz ausserordentlich. Ihr Köpfchen erhitzt sich mit unglaublicher Leichtigkeit, und dann ist sie um so drolliger, als sie nichts, schlechterdings garnichts von alle dem weiss, was sie doch so gern wissen möchte. Sie ist dann die possierlichste kleine Ungeduld. Sie lacht, sie gerät in Zorn, sie weint — und endlich bittet sie mich mit schlechthin verführerischer Treuherzigkeit, sie zu belehren. Ich bin thatsächlich fast eifersüchtig auf den, dem dies Vergnügen vorbehalten ist.

Ich weiss nicht, ob ich Ihnen schon mitgeteilt habe, dass ich seit vier oder fünf Tagen die Ehre habe, ihre Vertraute zu sein. Sie

können sich denken, dass ich anfänglich sehr strenge that. So bald ich aber merkte, dass sie mich durch ihre schlechten Gründe überwunden zu haben glaubte, gab ich mir den Anschein, als nähme ich sie für gute. Das Mädchen ist fest davon überzeugt, dass nur ihre Beredsamkeit mich so weit gebracht hat. Diese Vorsicht war nötig, weil ich mich sonst kompromittiert hätte. Ich erlaubte ihr nun, ihm zu sagen und zu schreiben: ich liebe Sie. Am selben Tage habe ich ihr, ohne dass sie meine Absicht gewahr wurde, ein Tête-à-tête mit ihrem Danceny vermittelt. Aber nun stellen Sie sich den Pinsel vor — er hat noch nicht einmal einen Kuss von ihr bekommen! Dabei macht der Bursche allerliebste Verse. Du mein Himmel, was sind die Schöngeister doch für Dummköpfe! Dieser ist es in solchem Grade, dass ich nichts mit ihm anzufangen weiss, denn ihn kann ich doch nicht auch noch in die Schule nehmen!

Und nun würden Sie mir wirklich von grossem Nutzen sein. Sie sind mit Danceny hinreichend bekannt und können sein Vertrauen leicht gewinnen; haben wir das einmal erlangt, dann geht's mit Riesenschritten vorwärts. Beeilen Sie sich also mit Ihrer Präsidentin, denn ich dulde es auf keinen Fall, dass Gercourt so davon kommt. Gestern erzählte ich der kleinen Volanges von diesem ihrem Zukünftigen. Ich habe ihn dabei so abgemalt, dass sie ihn ärger hasst, als wenn sie seit zehn Jahren mit ihm ver-

heiratet wäre. Daneben habe ich aber über die eheliche Treue ein langes und breites gepredigt. Nichts gleicht meiner Strenge in diesem Punkt! Dadurch erreiche ich zweierlei bei ihr: ich befestige sie nämlich in ihrer hohen Meinung von meiner Tugend, der allzuviel Entgegenkommen leicht schaden könnte, und zugleich bestärke ich sie in dem Hasse, womit ich ihren zukünftigen Gemahl von Herzen gern bezahlen möchte. Und wenn ich sie davon überzeugen kann, dass sie das Glück der Liebe nur noch während der kurzen Zeit ihres Unverheiratetseins geniessen darf, so wird sie sich um so eifriger bemühen, nichts davon verloren gehen zu lassen. Leben Sie wohl, Graf. Ich muss jetzt an die Toilette, wo ich Ihren Briefvolum durchlesen werde.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

den 27. August.

Hören Sie nur: meine Tyrannin begnügt sich nicht mehr damit, meine Briefe unbeantwortet zu lassen, ja sogar ihre Annahme zu verweigern. Sie geht noch weiter, sie will mir auch ihren Anblick rauben und verlangt von mir, dass ich mich entferne. Und was Sie noch mehr in Erstaunen setzen wird: ich bin entschlossen, mich dieser Strenge zu unterwerfen. Sie werden mich vielleicht tadeln. Aber ich hielt es für geraten, mir einmal etwas von ihr befehlen zu lassen; erstens, weil jeder, der befiehlt, damit eine Verpflichtung übernimmt, und zweitens, weil die scheinbare Autorität, die man den Frauen einräumt, eine von den Schlingen ist,

womit man sie am leichtesten fängt. Es kommt hinzu, dass sie mich durch ihre Kunst, alles Alleinsein mit mir zu vermeiden, in eine wirklich gefährliche Lage gebracht hat, eine Lage, aus der ich mich um jeden Preis befreien muss. Denn da ich beständig in ihrer Gesellschaft bin, ohne sie mit meiner Liebe beschäftigen zu können, muss ich befürchten, dass sie sich am Ende daran gewöhnen wird, mich ohne alle Unruhe neben sich zu sehen; und Sie wissen selbst, wie schwer es fällt, aus diesem gottverdammten Verhältnis der Gewöhnung und Gleichgültigkeit wieder in ein besseres zu kommen.

Uebrigens können Sie sich wohl denken, dass ich mich nicht ganz bedingungslos unterwerfe. Ich habe sogar die Vorsicht gebraucht, unter anderen eine Bedingung zu stellen, die sie unmöglich erfüllen kann, teils damit es mir immer frei steht, mein Versprechen zurückzuziehen, teils zur Ermöglichung einer mündlichen oder schriftlichen Verhandlung darüber. Diese Verhandlung werde ich beginnen, sobald meine Schöne mit mir zufriedener ist als jetzt, und sobald ihr daran liegt, dass auch ich mit ihr zufrieden sei. Und dann müsste ich schon sehr einfältig sein, wenn ich nicht für den Verzicht auf meine Forderung (so unhaltbar sie an sich ist) eine kleine Entschädigung von ihr erlangen könnte.

Nach diesem umständlichen Vorwort lassen Sie uns, geliebte Leserin, zu der Geschichte

der beiden letzten Tage übergehen. Als Aktenstück lege ich Ihnen zwei Briefe bei, den von ihr und meine Antwort darauf. Sie werden zugeben, dass ich an Exaktheit die meisten Historiker weit übertreffe.

Sie erinnern sich der Wirkung, die mein Brief aus Dijon hervorbrachte. Der Rest des vorgestrigen Tages war sehr stürmisch. Meine reizende Spröde liess sich nicht eher wieder sehen, als bis wir uns an den Tisch setzen wollten. Sie klagte über heftige Migräne, ein Vorwand, worunter sie den stärksten Anfall von übler Laune, den ein Weib nur haben kann, verbergen wollte. Ihr ganzes Gesicht war verändert. Der Ausdruck sanfter Freundlichkeit, den Sie an ihr kennen, war zu einem harten Zuge erstarrt, der sie mit einer neuen Schönheit schmückte. Ich habe mir vorgenommen, späterhin von dieser Entdeckung Gebrauch zu machen und die zärtliche Geliebte manchmal mit der trotzigen abwechseln zu lassen.

Ich sah voraus, dass es einen trüben Nachmittag geben würde, schützte deshalb vor, dass ich Briefe zu schreiben hätte und ging auf mein Zimmer. Erst gegen sechs Uhr kam ich in den Salon zurück. Frau von Rosemonde schlug eine Spazierfahrt vor, was angenommen wurde. Aber in dem Augenblick, wo wir in den Wagen steigen wollten, hatte meine kerngesunde Kranke den höllischen Einfall, plötzlich verdoppelte Schmerzen vorzuschützen (vielleicht

um sich dadurch für meine vorherige Abwesenheit zu rächen), und so musste ich ohne Barmherzigkeit mit der alten Tante allein fahren. Ich weiss nicht, ob meine Flüche über diesen Teufel von Weib erhört worden sind, jedenfalls fanden wir sie bei unserer Rückkehr schon schlafen gegangen.

Am nächsten Morgen beim Frühstück war sie wieder eine ganz andere Frau. All ihre natürliche Sanftheit war wieder da, und ich hatte allen Grund, mich für begnadigt zu halten. Nach dem Frühstück stand die sanfte Person mit unbefangener Miene auf und ging in den Park. Ich, wie Sie glauben werden, spornstreichs hinterdrein. „Wie kommen Sie nur auf den Einfall, jetzt einen Spaziergang zu machen?“ redete ich sie an. „Ich habe heute Morgen etwas viel geschrieben“, erwiderte sie, „und fühle mich davon ein wenig ermüdet.“ „Ich bin wohl nicht so glücklich“, sagte ich, „an dieser Ermüdung schuld zu sein?“ —„Doch“,

antwortete sie, „ich habe an Sie geschrieben. Aber ich bin noch unschlüssig, ob ich Ihnen den Brief übergeben soll. Er enthält eine Bitte, und Bitten von mir pflegen bei Ihnen kein Gehör zu finden.“ — „O, ich schwöre Ihnen, wenn es mir irgend möglich ist.“ — „Nichts ist leichter“, erwiderte sie, „und obgleich ich vielleicht die Erfüllung meiner Bitte als Ihre Pflicht und Schuldigkeit ansehen könnte, so will ich doch eine Gefälligkeit von Ihnen darin erblicken.“ — Mit diesen Worten reichte sie mir den Brief. Ich nahm ihn und fasste zugleich ihre Hand, die sie zwar zurückzog, doch ohne Zorn, mehr ängstlich als heftig. „Es ist doch heisser als ich dachte“, fing sie jetzt an, „ich will lieber wieder umkehren.“ Vergebens bemühte ich mich, sie zum Bleiben zu bewegen. Zum Glück dachte ich daran, dass man uns vielleicht beobachte, und so liess ich's beim blossen Zureden bewenden. Sie kehrte um, ohne noch ein Wort zu verlieren, und ich wusste jetzt, dass der ganze Gang nur den Zweck gehabt hatte, mir den Brief in die Hand zu spielen. Als wir wieder im Schlosse waren, begab sie sich auf ihr Zimmer, und ich eilte auf das meinige, um den Brief zu lesen, den Sie, nebst meiner Antwort darauf, jetzt auch erst lesen müssen.

Fortsetzung des vorigen Briefes.

Sie haben die beiden Episteln gelesen, schöne Freundin, und es wird Ihnen so klar wie mir sein, dass die gewissenhafte und ehrliche Tourvel auf meine erste Bedingung unter keinen Umständen eingehen, niemals das Vertrauen ihrer Freunde verraten und mir meinen Ankläger nennen wird. Nun freilich gilt mein Versprechen nur, wenn sie alle meine Bitten erfüllt, und somit habe ich noch vollkommen freie Hand. Und dann: schlägt sie meine erste Bitte ab, so bleibt ihr nichts übrig, als wenigstens die zweite zu erfüllen; ich gewinne auf diese Weise das Recht zu einem regelmässigen Briefwechsel mit ihr. Ich gewinne es ganz sicher; das muss sie mir bewilligen, wenn auch weiter nichts. Denn dass sie sich auf das Rendezvous einlässt und so auch meine dritte Bedingung annimmt, glaube ich nicht. Eigentlich will ich sie damit ja auch nur an die künftigen gewöhnen, die mir nötiger sein werden und die sie mir dann nicht abschlagen darf.

Ehe ich abreise, bleibt mir nun nur noch übrig, die lieben Herrschaften herauszubekommen, die sich so grosse Mühe gegeben haben, mir bei ihr zu schaden. Ich nehme an, dass es ihr Pinsel von Mann ist, und ich wünschte, er wäre es. Abgesehen davon, dass ein ehemännliches Verbot nur die Begierde stachelt, wäre ich auch sicher, dass ich den Gatten von dem Augenblick an nicht mehr zu

fürchten brauche, wo sie sich mit mir in einen Briefwechsel einlässt; hat sie sich dann doch selbst in die Zwangslage, ihn betrügen zu müssen, versetzt.

Sollte es aber eine intime Freundin sein, die ihr Vertrauen besitzt und mir entgegenarbeitet, so muss ich versuchen, sie zu entzweien. Das wird sich machen lassen, aber erst muss ich einmal wissen, um wen es sich handelt.

Ein Versuch, den ich gestern in dieser Richtung machte, ist daran gescheitert, dass diese Frau so ganz und gar nicht wie andere Frauen denkt und thut. Wir waren gerade zu Besuch bei ihr, als man uns zu Tisch rief. Während sie sich in aller Hast ein wenig mit ihrer Toilette beschäftigte und sich deshalb in einem fort entschuldigte, bemerkte ich, dass sie ihren Schreibtischschlüssel stecken liess. Ihre Gewohnheit, das Zimmer selbst nie zu verschliessen, kannte ich schon. Beim Essen hörte ich plötzlich ihre Kammerzofe die Treppe herunterkommen, und nun war mein Entschluss gefasst. Ich schützte Nasenbluten vor und eilte hinaus. Ich flog an ihren Schreibtisch, alle Schubladen standen offen, aber kein beschriebenes Stück Papier lag darin. Da man in diesen warmen Tagen doch eigentlich keine Gelegenheit hat, seine Briefe immer sofort zu verbrennen, begriff ich nicht, wo sie die ihrigen lässt — und sie empfängt deren doch genug. Ich habe nichts übersehen, alles stand offen

und ich habe alles durchsucht, aber nichts als die Ueberzeugung mitnehmen können, dass der kostbare Schatz sich in ihren Taschen befinden müsse.

Wie ihn aber dort herausbringen? Schon seit gestern zerbrach ich mir vergebens den Kopf darüber und vermag doch den Wunsch nicht niederzuzwingen. Was gäbe ich jetzt nicht darum, ein ausgelernter Taschendieb zu sein! Wahrhaftig, die Kunst dieser Herren sollte ein Gegenstand des Unterrichtes bei jedem sein, der sich mit Intriguen abgeben will. Es wäre zu köstlich, den Brief oder das Bild eines Nebenbuhlers zu stehlen; aus den Taschen einer zimperlichen Tugendboldin den Beweis für ihre Fehltritte zu holen! Aber unsere Eltern denken leider rein an garnichts, und ich, der ich hinterher daran denke, merke nur, wie ungeschickt ich bin, ohne dem doch abhelfen zu können.

Aeusserst missvergnügt nahm ich wieder an der Tafel Platz. Meine Schöne besänftigte indes meine böse Laune ein wenig durch die teilnehmende Miene, die sie zu meiner angeblichen Unpässlichkeit machte. Ich verfehlte denn auch nicht, mich über starke Congestionen zu beklagen, die mich seit einiger Zeit quälten und meine Gesundheit untergrüben. Da sie sich für die Ursache all dieses Blutandranges hält, ist es doch eigentlich selbstverständlich, dass sie es sich zur Gewissenssache macht, dem Schaden abzuhelfen. Aber bei aller

Frömmigkeit ist sie nicht sehr barmherzig. Sie versagt mir jedes Almosen der Liebe, und diese Härte entschädigt wohl, sollte ich meinen, einen unbedeutenden Diebstahl. Doch genug für heut. Ich weiss ja kaum noch, was ich zusammenschreibe; ich denke an nichts als an die verwünschten Briefe. Gute Nacht!

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

den 28. August.

Freuen Sie sich mit mir, schöne Marquise — ich werde geliebt, ich habe das rebellische Herz bezwungen! Vergebens verstellt es sich noch. Meine Schlauheit hat ihm sein Geheimnis entrissen. Dank meinen rastlosen Bemühungen weiss ich endlich alles, was ich wissen wollte. Seit voriger Nacht, seit dieser glücklichen Nacht bin ich wieder in meinem Elemente,

habe mich selbst wieder gefunden. Ein doppeltes Geheimnis der Liebe und des Frevels ist in meinen Händen. Das eine soll mir Genuss, das andere süsse Rache spenden — so will ich von Wonne zu Wonne eilen. Der blosse Gedanke daran berauscht mich schon in einem Masse, dass es mir Mühe kosten wird, meine alte Klugheit zu bewahren, und vielleicht ist es mir nicht einmal möglich, das in geordneter Weise zu erzählen, was ich Ihnen mitzuteilen habe. Doch ich will es versuchen.

Vorgestern, gerade als ich meinen Brief an Sie abgesandt hatte, erhielt ich einen von meiner Betschwester. Ich lege ihn bei, Sie werden aus ihm ersehen, dass sie mir darin auf die denkbar feinste Art die Erlaubnis giebt, ihr zu schreiben. Aber sie dringt auch zugleich auf meine Abreise, und ich fühlte, dass ich sie nun nicht länger aufschieben konnte, ohne mir zu schaden.

Aber immer noch verzehrte mich der brennende Wunsch, zu erfahren, wer wohl gegen mich intriguiert haben könnte. Leider wusste ich nicht, was ich thun sollte. In meiner Aufregung verfiel ich auf den Gedanken, ihre Kammerjungfer zu bestechen und sie zu bewegen, mir einen Einblick in die Taschen Madames zu gewähren. Sie konnte ja die Kleider, ganz ohne Verdacht zu erregen, abends fortnehmen und am nächsten Morgen wieder an Ort und Stelle bringen. Ich bot also dem Mädchen zehn Louisdor für den kleinen Dienst. Aber sie entpuppte

sich als ein gewissenhafter und ängstlicher Maul-affe, bei dem weder Zureden noch Geld etwas vermochten. Ich drang noch in sie, als schon das Abendessen auf dem Tisch stand — aber ich musste endlich doch mit langer Nase ab-ziehen und konnte noch von Glück sagen, dass sie so gnädig war, mir strenge Verschwiegen-heit zu versprechen. Natürlich baute ich auf dies Gelübde nicht sonderlich.

Ich war in unbeschreiblich schlechter Stimmung, hatte ich mich doch unrettbar bloss-gestellt! Den ganzen Abend über verwünschte ich meinen unbesonnenen Schritt.

Als ich, von Unruhe verzehrt, endlich auf meinem Zimmer allein war, sprach ich mit meinem Jäger über die Sache, konnte er doch als glücklicher Liebhaber dabei von Wert sein. Ich verlangte, dass er das Mädchen entweder zur Erfüllung meines Wunsches zwingen, oder sie doch wenigstens bewegen sollte, reinen Mund zu halten. Dieser Kerl aber, dem sonst alles eine Kleinigkeit ist, schien diesmal an dem Erfolg zu verzweifeln und machte nur nach-stehende Bemerkung, deren Tiefe mich über-raschte: „Der gnädige Herr wissen besser als ich“, fing er an, „dass bei einem Mädel schlafen doch im Grunde nichts weiter ist, als etwas thun, was ihr behagt. Aber von ihr verlangen, dass sie etwas thun solle, was uns behagt — ja, das ist doch ein ganz anderes Ding. Für dies Mädchen“, fuhr er fort, „kann ich um so weniger einstehen, als ich glaube, dass sie

bereits einen Liebsten hat; ich diene ihr nur als Zeitvertreib in der ländlichen Langeweile. Auch würde ich sie sicher nur einmal gehabt haben, wenn nicht mein Eifer für den Herrn Grafen wäre. (An dem Burschen besitze ich einen wahren Schatz!) Was ihr Schweigen anbelangt", fügte er hinzu, „so sehe ich nicht ein, was wir dabei gewinnen, wenn wir's uns von ihr versprechen lassen. Sie kann uns doch betrügen, wenn sie will. Und fangen wir noch einmal davon zu reden an, so merkt sie höchstens, wieviel uns an der Sache liegt, und sie wird nur noch mehr Lust bekommen, sich durch Plaudern bei ihrer Herrschaft einzuschustern."

Je richtiger diese Bemerkungen waren, desto grösser wurde meine Angst. Glücklicherweise war der drollige Kerl einmal im Zuge zu schwatzen, und da ich seiner Hülfe bedurfte, liess ich ihn ungestört reden. Er erzählte mir ausführlich seine Abenteuer mit dem Mädchen, und dabei erfuhr ich ganz zufällig Folgendes. Die Kammer, worin sie schläft, ist von dem Schlafzimmer der Präsidentin nur durch eine dünne Bretterwand geschieden, so dass man auch das kleinste Geräusch hört. — Aus diesem Grunde hielten die Beiden ihre nächtlichen Zusammenkünfte in seiner Kammer ab. Im Handumdrehen stand mein Plan fest, ich weihte ihn ein, und wir gingen mit Erfolg ans Werk.

Ich wartete bis zwei Uhr nachts, dann betrat ich der Abrede gemäss mit einem Lichte in der Hand die Kammer des Glückes, unter

dem Vorwande, schon mehrmals vergeblich geklingelt zu haben. Mein Spiessgesell, der seine Rolle meisterhaft spielte, mimte den zu Tode Erschrockenen und Verzweifelten, bis ich ihn mit dem Befehl fortschickte, mir Theewasser zu machen, dessen ich bedürfe. Das gewissenhafte Kammerjüngferchen wollte vor Scham und Angst fast vergehen, hatte sie mein Bursch doch, im Interesse unseres Vorhabens, zu einer Toilette überredet, die die heisse Jahreszeit wohl duldet, aber nicht entschuldigt.

Da ich fühlte, dass das arme Geschöpf um so leichter auf mein Verlangen eingehen würde, je tiefer ich sie demütigte, musste sie bleiben, wie sie war. Ich setzte mich seelenruhig zu ihr aufs Bett und begann das Gespräch. Keinesfalls durfte ich die Macht, die mir die Verhältnisse gaben, aufs Spiel setzen, und so bewahrte ich denn eine zurückhaltende Kälte, die selbst einem Cato Ehre gemacht hätte. Nicht die kleinste Freiheit nahm ich mir heraus, obgleich doch alles dazu einlud und sie offenbar selbst darauf hoffte. Ich besprach meine Angelegenheit mit ihr vielmehr so ruhig, als hätte ich mit einem Staatsanwalte zu thun. Ich versprach ihr, das Geheimnis treu zu bewahren,

falls sie mir in der nächsten Nacht um dieselbe Stunde die Taschen ihrer Herrschaft ausliefern würde. „Gestern bot ich zehn Louis für diesen Dienst“, setzte ich hinzu, „die sollen Sie auch jetzt noch haben. Denn ich will aus Ihrer peinlichen Lage keinen Vorteil ziehen.“ Wie Sie sich denken können, einigten wir uns aufs beste, und so entfernte ich mich und liess das Pärchen gewähren.

Jetzt legte ich mich ruhig schlafen. Morgens ging ich sofort auf die Jagd, was mir einen schicklichen Vorwand gab, den Brief meiner Schönen so lange unbeantwortet zu lassen, bis ich ihre Papiere durchgestöbert hatte, was erst in der kommenden Nacht geschehen konnte. Den ganzen Tag über blieb ich im Walde. Zu Hause wurde ich natürlich ziemlich kalt empfangen. Ich glaube, man hatte mir's übel genommen, dass ich die kurze Zeii, die ich noch hier bleiben durfte, nicht besser benutzte, besonders nach dem ungewöhnlich gütigen Briefe, den man mir geschrieben hatte. Ich schliesse das daraus, dass sie den Vorwürfen, die Frau von Rosemonde mir wegen meiner langen Abwesenheit machte, ein wenig bitter hinzusetzte: „Tadeln wir doch den Grafen nicht deshalb, dass er dem einzigen Vergnügen nachgeht, das er hier haben kann.“ Ich beklagte mich über diese ungerechte Bemerkung und benutzte sie zu der Versicherung, die Gesellschaft der Damen fessele mich so sehr, dass ich ihretwegen sogar einen höchst interessanten

Brief, den ich schreiben müsste, noch nicht begonnen hätte. Ich fügte hinzu, mein Schlaf wäre leider seit mehreren Nächten so schlecht, dass ich heute notgedrungen den Versuch gemacht habe, mich zu übermüden. Meine Blicke liessen über den Anlass von Brief und Schlaflosigkeit keinen Zweifel. Den ganzen Abend über liess ich eine sanfte Melancholie mein Haupt umschatten, was mir ziemlich gut gelang und worunter ich glücklich meine ungeduldige Sehnsucht nach der Stunde verbarg, die mir das so sorgsam gewahrte Geheimnis in die Hände liefern sollte. Wir trennten uns endlich, und bald nachher erschien die getreue Zofe und händigte mir den Preis meiner Verschwiegenheit aus.

Nun ich endlich Herr dieses Schatzes war, nahm ich die nähere Untersuchung mit all der Klugheit vor, die Sie an mir kennen. Musste doch alles wieder an denselben Platz zurückgelegt werden. Zuerst fielen mir zwei Briefe des Herrn Gemahls in die Hände — allerlei krauses Zeug durcheinander, von Prozessen und ehelicher Liebe. Ich hatte die Geduld, es ganz zu lesen, fand aber keine Silbe über mich. Verdriesslich legte ich die Briefe an ihren Platz. Aber meine Laune verbesserte sich sogleich, als ich die Stücke meines berühmten Briefes aus Dijon sorgfältig zusammengelegt fand. Ich kam auf den glücklichen Einfall, sie durchzusehen, und denken Sie sich meine Freude, als ich hier und da Spuren von Thränen

drin bemerkte. Ich gestehe Ihnen meine Schwachheit, jugendliche Gefühlsduselei übermannte mich dermassen, dass ich das Papier mit einer Inbrunst küsste, der ich mich längst nicht mehr fähig glaubte. Ich setzte meine vom Glück begünstigten Nachforschungen fort. Alle meine Briefe, nach dem Datum geordnet, fand ich wieder; ja zu meiner höchst angenehmen Ueberraschung sogar den allerersten, den mir die Undankbare zurückgegeben hatte — er lag in getreuer Abschrift da. Aber ihre Hand hatte dabei gezittert und fast unleserlich geschrieben, was deutlich genug für die Unruhe ihres Herzens bei dieser Arbeit sprach.

Bis jetzt hatte mich nur das Gefühl der Liebe beherrscht, bald aber machte es rasender Wut Platz. Raten Sie einmal, wer mich in den Augen dieses Weibes, das ich anbete, moralisch zu Grunde richten will? Welche Furie halten Sie für boshaft genug, solche Büberei zn begehen? Sie kennen sie, es ist eine Freundin,

eine Verwandte von Ihnen, es ist Frau von Volanges. Sie haben keine Ahnung, welch ein Gewirr von Abscheulichkeiten ihr die höllische Megäre zu meinem Schaden geschrieben hat. Sie allein hat das arglose Herz dieser engelgleichen Frau mit Angst erfüllt. Auf ihren Rat, auf ihr teuflisches Drängen und Treiben hin muss ich fort von hier. Ihr hat sie mich geopfert! Doch nur Geduld, zum Dank dafür will dir deine Tochter verführen . . . nein, das ist noch keine genügende Rache — ganz verderben will ich sie. Da dein Alter, verdammtes Weib, dich selbst vor meinen Streichen schützt, so sollen sie auf den Gegenstand deiner Zärtlichkeit fallen, und da sollst du sie doppelt fühlen!

Die gnädige Frau wollen mich also nach Paris zurück haben. Gut, meinetwegen. Aber diese Rückkehr soll Ew. Gnaden viele Seufzer und Thränen kosten! Es verdriesst mich nur, dass Danceny der Held dieses Abenteuers ist. Er leidet an einem Ehrgefühl, dass uns oft genieren wird. Freilich ist er verliebt, und wir sind viel zusammen; daraus lässt sich am Ende Vorteil ziehen. Aber wo komm ich in meinem Zorn hin — ich schulde Ihnen

ja noch die Geschichte des heutigen Tages. In aller Frühe sah ich meine Gefühlvolle wieder. Niemals habe ich sie so schön gefunden. Das war wohl natürlich. Der Augenblick, wo ein Weib uns am reizendsten dünkt, der einzige Augenblick, wo sie jene Trunkenheit der Seele hervorbringt, von der man so oft schwatzt und die man so selten empfindet, tritt dann ein, wenn man ihrer Liebe gewiss ist, ohne doch ihrer höchsten Gunst gewiss zu sein. Genau in diesem Falle befand ich mich. Vielleicht trug auch der Gedanke an die nahe Trennung viel dazu bei, sie in meinen Augen zu verschönern. Als dann der Courier kaum, erhielt ich Ihren Brief vom 27. Während ich ihn durchlas, schwankte ich wieder, ob ich mein Wort halten sollte; aber da begegnete ich ihren Augen, und nun war's mir unmöglich, mich länger zu weigern.

Ich habe also meinen Abschied angekündigt. Gleich darauf liess Frau von Rosemonde uns allein. Aber kaum hatte ich mich der schlimmen Person auf vier Schritt genähert, als sie mit allen Zeichen des Schreckens aufsprang und rief: „Lassen Sie mich, Graf! Um Gottes willen, lassen Sie mich!“ Diese Worte verrieten den Sturm, der in ihrer Seele tobte, sie rissen mich gewaltsam vorwärts. Und schon stand ich vor ihr, schon hielt ich ihre beiden Hände, die sie mit wahrhaft rührender Miene gefaltet hatte; schon begann ich im zärtlichsten Tone zu reden — als der böse Feind Frau von Rosemonde zu-

rückführte. Meine schüchterne Fromme, die in der That einigen Grund zur Furcht hatte, benutzte das und entfernte sich schleunigst.

Ich bot ihr trotzdem meinen Arm, den sie annahm. Diese ihre Sanftmut, die ich lange habe entbehren müssen, schien mir ein gutes Zeichen. Ich fasste ihre Hand und drückte sie, indem ich wieder anhob, mich zu beklagen. Zuerst wollte sie ihre Hand zurückziehen, aber da ich lebhafter in sie drang, überliess sie sie mir mit ziemlich freundlichem Gesicht. Freilich erwiderte sie weder meine Rede noch meinen Händedruck. Vor der Thür ihres Zimmers wollte ich die weichen Fingerchen, die ich nun fahren lassen musste, noch einmal küssen. Sie widerstand von neuem und ernsthafter. Aber ein zärtliches: „Denken

Sie denn garnicht daran, dass ich nun von Ihnen gehen muss?“ machte sie gleich nachgiebig. Dann entzog sie mir ihre Hand doch und ging nun in ihr Zimmer, wo ihr Mädchen sie erwartete. Hier endigt meine Geschichte.

Da ich vermute, dass Sie morgen bei der Frau Marschall ** sein werden, wo ich Sie nicht aufsuchen kann; da ich ferner annehme, dass wir bei unserer ersten Zusammenkunft mehr als eine Angelegenheit zu besprechen haben werden, vor allem das Schicksal der kleinen Volanges, die ich keineswegs aus den Augen verliere, so halte ich's für ratsam, diesen Brief mir vorausgehen zu lassen. So lang er aber auch ist, ich werde ihn doch nicht eher versiegeln, als in dem Augenblick, wo er auf die Post muss. Denn wie die Sache jetzt steht hängt unter Umständen alles von einer günstigen Gelegenheit ab, und ich schliesse hier, um sie zu suchen.

P. S. Acht Uhr abends. — Nichts Neues. Wir waren keinen Augenblick allein, ja man vermied dies sorgfältig. Uebrigens zeigte man soviel Traurigkeit, wie die gute Sitte nur irgend erlaubt. Vielleicht nicht ganz bedeutungslos ist der Umstand, dass Frau von Rosemonde mir auftrug, Frau von Volanges in ihrem Namen einzuladen, einige Zeit hier auf dem Lande zu verbringen.

Leben Sie wohl, schöne Freundin, bis morgen oder spätestens übermorgen.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Praber, den 30. August.

Ich kann Sie heute noch nicht besuchen, meine schöne Freundin. Hier die Gründe dafür, die ich mit freundlicher Nachsicht aufzunehmen bitte.

Anstatt gestern geraden Wegs nach Paris zu fahren, suchte ich die Gräfin *** auf, an deren Schloss ich ohnehin beinahe vorbei kam, und lud mich bei ihr zum Diner ein. Ich kam also erst gegen sieben Uhr in Paris an und stieg gleich bei der Oper ab, wo ich Sie zu finden hoffte.

Nach der Oper suchte ich ein paar Intime auf. Dabei traf ich meine gute alte Emilie, um

sie herum einen grossen Hofstaat von Damen sowohl wie Herren, denen sie am Abend ein Souper in Praber geben wollte. Kaum war ich eingetreten, als man mich einstimmig aufforderte, daran teilzunehmen. Eine kleine Mannesgestalt, kurz und dick, trat aus der Knappen zagendem Chor und wiederholte die Einladung unter zahllosen Kratzfüssen. Sein Französisch war eigentlich Holländisch. Ich erkannte in dieser Gestalt bald den Helden der Fête und sagte zu.

Auf dem Wege nach P. hörte ich denn, dass die Villa, zu der wir uns begaben, der vertragsmässige Preis für Emiliens Liebenswürdigkeit gegen die groteske Mannesgestalt sein sollte und dass uns demnach eine Art Hochzeitsschmaus aufgetischt werden würde. Der kleine Herr Holländer war wegen des ihm bevorstehenden Glücks schier ausgelassen vor Freude. Er schien mir so zufrieden, dass ich Lust bekam, ihm einen Strich durch die Rechnung zu machen, was mir denn auch gelang.

Die einzige Schwierigkeit, die ich zu überwinden hatte, bestand darin, Emilien selbst zu überreden; bei dem Reichtum ihres Bürgermeisters hatte sie tausend Bedenken. Nach einem endlosen Hin und Her ging sie doch auf meinen Plan ein, dies Bierfass mit Wein zu füllen und ihn so für die Nacht kampfunfähig zu machen.

Die erhabene Vorstellung, die wir von einem holländischen Zecher hatten, veranlasste uns,

alle bekannten Mittel gegen ihn anzuwenden. Und das mit solchem Erfolg, dass er beim Dessert kaum noch imstande war, das Glas zu heben. Aber die emsige Emilie und ich gossen ihm immer noch tapfer ein. Endlich sank er vom Stuhl herab, auf mindestens acht Tage betrunken. Es wurde jetzt beschlossen, ihn nach Paris zurückzuschaffen. Ich packte ihn in meinen Wagen, weil er seinen schon fortgeschickt hatte, und blieb an seiner Stelle. Nun nahm ich die Glückwünsche der Gesellschaft entgegen, die sich ebenfalls bald empfahl und mich als Herrn des Schlachtfeldes zurückliess. Dank meiner Lustigkeit und vielleicht auch wegen meines langen Einsiedlerlebens fand ich Emilien so reizend, dass ich ihr versprach, ihr bis zur Auferstehung ihres Holländers Gesellschaft zu leisten.

Für diese meine Gefälligkeit musste sie mir aber eine andere erweisen und mir erlauben, an ihrem Bette einen Brief an meine schöne Betschwester zu schreiben. Es kitzelte mich, der Tugendsamen einen Brief zu schicken, der fast in den Armen eines Mädchens geschrieben, ja durch eine Untreue in aller Form unterbrochen worden war, einen Brief, worin ich ihr eine treue Schilderung meiner Lage und meines Betragens gab. Emilie hat sich über diese Epistel halb tot gelacht, und auch Sie, hoffe ich, werden Ihren Spass daran haben.

Da der Brief aber mit dem Stempel Paris versehen sein muss, so lege ich ihn Ihnen un-

verschlossen bei. Seien Sie so gut, ihn, wenn Sie ihn gelesen habe, zu siegeln und auf die Post zu schicken. Aber nehmen Sie ja nicht Ihr Petschaft, auch keins mit Liebes-Emblemen oder dergleichen. Am besten ist irgend ein Kopf. Adieu, meine schöne Freundin.

R. S. Ich öffne diesen Brief noch einmal. Ich habe Emilien beredet, ins Schauspiel aux Italiens zu gehen. Ich möchte Sie währenddem besuchen. Um sechs Uhr spätestens bin ich bei Ihnen; wenn es Ihnen passt, könnten wir gegen sieben zu der Volanges gehen. Der Anstand erfordert es, dass ich ihr Frau von Rosemondes Einladung unverzüglich überbringe. Ich bin auf die kleine Volanges sehr gespannt. Adieu, wunderschöne Frau. Sie wieder zu umarmen, soll mir soviel Vergnügen machen, dass Ihr Chevalier darüber rasend vor Eifersucht werden könnte.

Graf Valmont
an die Präsidentin von Tourvel.

Geschrieben in Praber, datirt von Paris,
den 30. August.

Das war eine stürmische Nacht! Kein Auge konnte ich schliessen. Heisse, verzehrende Glut, die mich auf meinem Lager umherwarf, wechselte mit der tötlichsten Ermattung ab, die alle meine Kräfte aufzulösen schien. Die Nacht ist vorüber, und nun suche ich bei Ihnen, gnädige Frau, die Ruhe, deren ich bedarf und auf die ich doch kaum zu hoffen wage. Wahrlich, in der Lage, in der ich gegenwärtig an Sie schreibe, fühle ich mehr als je die unwiderstehliche Macht der Liebe. Kaum weiss ich mich soweit zu beherrschen, dass ich meine Gedanken wenigstens etwas zu ordnen vermag, und ich sehe voraus, dass ich diesen Brief nicht

ohne Unterbrechung werde zu Ende schreiben können. Ach, darf ich denn wirklich hoffen, dass Sie je die Unruhe mit mir teilen werden, die ich in diesem Augenblick empfinde? Wenn Sie diese Unruhe der Liebe nur kennten, Sie würden ganz gewiss nicht so gleichgültig dagegen sein! Glauben Sie mir, gnädige Frau, die kalte Ruhe, der Schlummer der Seele, der ein Bild des Todes ist, führen nicht zur echten Glückseligkeit. Nur thätige Leidenschaft führt dahin, und trotz der Qualen, die Sie mir auferlegen, darf ich wohl behaupten, in diesem Augenblick glücklicher zu sein als Sie. Vergebens häufen Sie alle Ihre peinigende Strenge auf mein schmerzendes Haupt. Ich werfe mich trotzdem ganz der Liebe in die Arme und weiss in ihren Entzückungen die Verzweiflung zu vergessen, der Sie mich überlassen wollen. So will ich mich für die Verbannung rächen, zu der Sie mich verdammt haben. So oft ich Ihnen auch schrieb, noch niemals habe ich so viel Vergnügen wie jetzt empfunden. Niemals noch durchströmten mich bei dieser Beschäftigung so erquickende und so lebhafte Erregungen. Alles um mich her scheint dies Wonnegefühl vermehren zu wollen. Die Luft, die ich atme, brennt von Wollust; der Tisch selbst, auf dem ich Ihnen schreibe und der zum erstenmale dazu benutzt wird, dünkt mich ein Altar der Liebe. Wie er sich in meinen Augen verschönt — wie gern würde ich hier schwören, Sie ewig zu lieben! Verzeihen Sie,

ich bitte Sie darum, dass meine Sinne sich verwirren. Verzeihen Sie, dass ich mich Entzückungen überlasse, die Sie nicht mit mir teilen. Ich muss Sie nunmehr auf einen Augenblick verlassen, um eine Trunkenheit zu zerstreuen, die fortwährend zunimmt und mich ganz überwältigt.

Ich kehre jetzt zu Ihnen zurück, gnädige Frau — freilich mit denselben, innigen Wünschen; aber der Rausch ist verflogen und an seine Stelle die schmerzliche Erkenntniss getreten, dass ich so sehr viel entbehren muss. Was hat es für einen Zweck, Ihnen von meinen Empfindungen zu sprechen, da ich doch ausser Stande bin, Sie zu überzeugen? Nach so oft wiederholten Versuchen haben Zuversicht und Kraft mich verlassen. Wenn mir auch die Freuden der Liebe noch in Gedanken vorschweben, so vermehrt das nur mein Bedauern darüber, ihrer beraubt zu sein. So ist denn Ihre gütige Nachsicht mein einziger Trost, und ich fühle in diesem Augenblick mehr denn je, wie sehr ich ihrer bedarf. Darum war meine Liebe auch nie ehrfurchtsvoller, wollte Sie nie weniger beleidigen als eben jetzt. Ich darf wohl sagen, dass selbst die strengste Tugend sie jetzt nicht zu fürchten brauchte. Ich für meinen Teil aber fürchte, Sie schon zu lange von meinem Kummer unterhalten zu haben. Da ich nur zu gut weiss, dass die Geliebte, die ihn mir verursacht hat, ihn nicht mit mir teilt, will ich wenigstens nicht ihre

Güte missbrauchen, und das würde ich thun, wenn ich Ihnen das traurige Bild meines gegenwärtigen Zustandes noch weiter ausmalte. Ich schliesse mit der zwiefachen Bitte, mich gütigst einer Antwort zu würdigen und an der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen nicht zu zweifeln.

Die Präsidentin von Tourvel an Graf Valmont.

den 1. September.

Erfüllen Sie so die Bedingungen, Herr Graf, unter denen ich Ihnen erlaubte, mir dann und wann zu schreiben? Und habe ich nicht Ursache, mit Ihnen unzufrieden zu sein, wenn Sie mich ausschliesslich von einer Leidenschaft unterhalten, vor der ich mich selbst dann noch fürchten würde, wenn ich ihr ohne alle Verletzung meiner Pflichten nachgeben könnte?

Hätte ich noch Gründe nötig, um mich in dieser heilsamen Furcht zu erhalten, so würde ich deren genug in Ihrem letzten Briefe finden. Denn selbst in dem Augenblick, wo Sie die Liebe begeistert zu preisen glauben, beschränken Sie sich allein darauf, mir ihre furchtbaren Stürme zu schildern. Wer kann sich wohl ein Glück wünschen, das einem alle Vernunft

raubt, dessen rasch vergängliche Freuden nur bittere Reue, vielleicht sogar quälende Gewissensbisse zur Folge haben?

Sie selbst, bei dem doch langjährige Gewohnheit die Wirkung dieses gefährlichen Rausches vermindern muss, sehen Sie selbst sich nicht zu dem Eingeständnis gezwungen, dass er Ihnen oft zu mächtig wird, und klagen Sie nicht über die unfreiwillige Unruhe, die er Ihnen verursacht? Welche fürchterliche Verwirrung würde die Leidenschaft aber in einem unerfahrenen und gefühlvollen Herzen anrichten, wo sie durch die Grösse der ihr dargebrachten Opfer an Stärke und Gewalt ins Ungemessene wachsen müsste!

Sie glauben, Herr Graf, oder Sie geben wenigstens vor, es zu glauben, dass die Liebe zur Glückseligkeit führe. Ich für meinen Teil bin so fest davon überzeugt, dass sie mich unglücklich machen würde, dass ich nie ihren Namen zu hören wünsche. Das blosse Reden von ihr scheint mir die seelische Ruhe der Menschen zu gefährden,

und aus innerster Ueberzeugung heraus nicht minder als aus Pflichtgefühl wiederhole ich Ihnen meine Bitte, über diesen Punkt zu schweigen.

Sollte es Ihnen jetzt in der That schwe werden, meinen Wunsch zu erfüllen? Sie sind ja wieder in Paris, wo es Ihnen nicht an allerlei Gelegenheiten mangeln wird, eine Leidenschaft zu vergessen, die vielleicht nur Ihrer Gewohnheit, sich mit derlei Dingen zu beschäftigen, ihr Dasein verdankt, die vielleicht nur in der Eintönigkeit des Landlebens einige Stärke gewinnen konnte. Sie leben jetzt ja wieder an demselben Ort, wo Sie einst mir gegenüber nichts als vollkommene Gleichgültigkeit empfunden haben. Auf Schritt und Tritt werden Sie dort Beispielen Ihrer Veränderlichkeit begegnen. Und die Damen, die Sie dort umgeben werden und die alle liebenswürdiger als ich sind, haben weit mehr Recht auf Ihre Huldigungen. Ich fühle mich frei von der Eitelkeit, die man unserem Geschlecht so gern vorwirft, und auch die falsche Bescheidenheit mangelt mir, die nichts als eine feinere Art von Stolz ist. Ich spreche daher in vollem Ernst, wenn ich Ihnen sage, dass ich mich schlecht auskenne in den Mitteln, zu gefallen. Aber selbst wenn ich sie alle besässe, würde ich mich doch nicht für fähig halten, Sie auf immer zu fesseln. Ich brauche Sie daher kaum noch zu bitten, nicht mehr an mich zu denken, denn Sie haben diese Bitte zum Teil gewiss schon erfüllt, oder Sie

werden sie wenigstens in kurzer Zeit ganz sicher erfüllen, auch wenn ich Sie um das Gegenteil bitten würde.

Diese Thatsache, die ich nicht aus den Augen verliere, würde für sich schon ein genügender Grund für mich sein, Sie nicht anzuhören. Es giebt aber noch tausend andere. Ich will mich indessen in keine weitläufige Auseinandersetzung darüber einlassen, sondern Ihnen statt dessen nur meine oft gethane Bitte wiederholen, mich nicht ferner von einem Gefühl zu unterhalten, von dem ich nichts wissen will und das ich noch viel weniger erwidern darf. Leben Sie wohl.

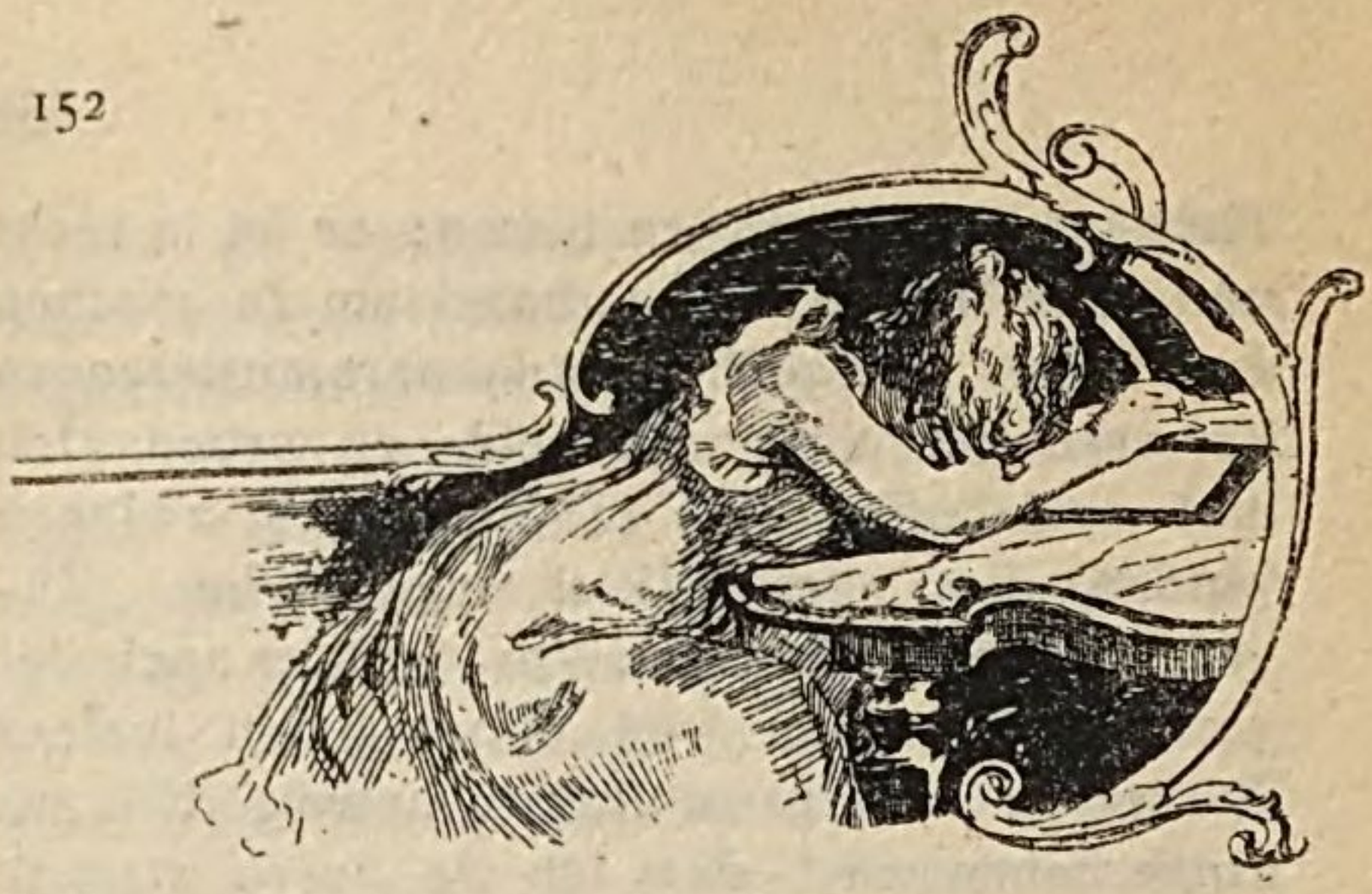
Frau von Volanges an Herrn von Danceny.

den 7. September.

Mein Herr, da Sie das Vertrauen einer Mutter und die Unschuld eines Kindes schmählich missbraucht haben, so werden Sie wohl nicht überrascht sein, wenn Ihnen von heute an ein Haus verschlossen bleibt, wo Sie aufrichtige Freundschaft mit der Verletzung aller Pflichten eines Ehrenmannes vergolten haben. Ich ziehe es vor, Sie hierdurch um Einstellung Ihrer Besuche zu bitten, anstatt Sie durch meinen

Thürsteher abweisen zu lassen; es ist ja nicht nötig, die Domestiken aufmerksam zu machen und ihnen Gelegenheit zu kompromittierenden Bemerkungen über uns beide zu geben. Ich darf wohl hoffen, dass Sie mich nicht zwingen werden, dies letzte Mittel anzuwenden. Zugleich sage ich Ihnen im Voraus, dass auch der geringste Versuch von Ihnen, sich meiner Tochter neuerdings zu nähern, unweigerlich zur Folge haben wird, dass ich sie durch strenge und ewige Abgeschiedenheit von der Welt Ihren Verfolgungen entziehe. Und jetzt, mein Herr, wird es sich ja zeigen, ob Ihnen das Glück meiner Tochter ebenso gleichgültig ist, wie Ihnen ihre Ehre war. Was mich betrifft, so ist mein Entschluss gefasst, und meine Tochter ist davon unterrichtet.

Sie erhalten anbei Ihre Briefe zurück. Ich rechne darauf, dass Sie mir dagegen die von meiner Tochter zurückgeben und sich nicht weigern werden, jede Spur eines Vorfalles auszutilgen, von dem die blosse Erinnerung mich mit lebhaftem Unwillen, meine Tochter mit Scham, Sie aber mit Gewissensbissen erfüllen muss. Ich habe die Ehre etc.



Cäcilie Volanges an Sophie Carnay.

den 7. September.

Ach liebe Sophie, bedauere Deine Cäcilie. Deine arme Cäcilie, denn sie ist sehr unglücklich. Mama weiss alles. Ich begreife nicht, woher sie Verdacht geschöpft hat; aber genug, sie hat alles entdeckt. Gestern Abend merkte ich gleich, dass sie sehr schlechter Laune war, aber ich achtete nicht weiter darauf, und während sie ihre Partie Whist zu Ende spielte, sass ich ganz ruhig und vergnügt und plauderte mit Frau von Merteuil von meinem Danceny. Dass Mama etwas von unserem Gespräch gehört hat, kann ich nicht glauben. Endlich nimmt Frau von Merteuil Abschied, und ich gehe auf mein Zimmer.

Wie ich beim Ausziehen bin, kommt Mama und schickt das Kammermädchen fort. Sie fordert den Schlüssel zu meinem Schreibtisch. Der Ton, womit sie das sagte, verursachte

mir solches Zittern, dass ich mich kaum auf den Füssen halten konnte. Erst that ich, als könnte ich ihn nicht finden, aber schliesslich musste ich ihn doch herausgeben. Gleich im ersten Schubkästchen, das sie herauszog, lagen seine Briefe. Ich war so verstört, dass ich auf ihre Frage, was das für Schreibereien wären, nur zu antworten wusste, es wäre nichts. Und wie sie nun den obersten Brief nahm und zu lesen anfing, schwanden mir die Sinne; ich hatte gerade noch Zeit, einen Stuhl zu fassen. Als ich wieder zu mir selbst kam, befahl mir Mama, in Gegenwart des Mädchens, zu Bette zu gehen, und entfernte sich dann. Sie nahm Dancenys sämtliche Briefe mit. Mir graust, wenn ich dran denke, dass ich ihr wieder vor Augen kommen soll. Ich habe die ganze Nacht hindurch geweint.

Ich schreibe diesen Brief bei Tagesanbruch in der Hoffnung, dass Josephine kommen wird. Kann ich sie unter vier Augen sprechen, so will ich sie bitten, ein Billet an Frau von Merteuil mitzunehmen, wo nicht, so werde ich's in diesen Brief legen und Du bist dann wohl so gut und schickst es ihr, als ob es von Dir käme. Sie allein kann mir noch helfen. Und wenn das nicht, so kann ich doch wenigstens mit ihr von ihm reden; denn ihn wiederzusehen, ach, darauf darf ich nicht mehr hoffen. O, wie unglücklich ich bin! — Vielleicht hat sie auch die Güte, einen Brief an Danceny zu bestellen. Josephinen wage ich diesen Auftrag nicht anzuvertrauen,

und meinem Kammermädchen noch weniger Denn die ist vielleicht gerade die Verräterin. Sie wusste, dass ich Briefe in meinem Schreibtisch aufbewahrte.

Ich schliesse, weil ich noch rasch an Frau von Merteuil und an Danceny schreiben will, damit die Briefe fertig sind, wenn sie sie bestellen will. Nachher werde ich mich wieder ins Bett legen, damit ich schlafe, wenn jemand kommt. Ich werde mich krank stellen, dann brauche ich nicht zu Mama zu gehen. Nein, ich habe es nicht einmal nötig, mich zu verstellen, mir ist so schlecht, als wenn ich das Fieber hätte. Die Augen brennen mir vom vielen Weinen, und ich kann kaum atmen vor Magendrücken. Wenn ich daran denke, dass ich Danceny nicht wiedersehen soll, dann möchte ich am liebsten sterben. Ich kann nicht weiter schreiben, liebe Sophie, ich muss so furchtbar weinen.

Die Marquise von Merteuil an Graf Valmont.

den 9. September.

Allerdings kann ich Ihnen über die plötzliche Katastrophe im Hause Volanges Aufschluss geben. Die ganze Geschichte ist ja mein Werk, ich möchte sagen, mein Meisterstück. Seit Ihrem letzten Brief bin ich nicht müssig gewesen.

Ich habe mit dem berühmten athenischen Baumeister gedacht: „Was der da sagt, werde ich thun.“

Also Hindernisse, meinen Sie, braucht unser kleiner Romanheld, sein Glück schläfert ihn ein. Nun schön, er kann sich in der Beziehung auf mich verlassen, ich will ihn hinreichend damit versorgen, und wenn mich nicht alles täuscht, wird er in Zukunft ganz bedeutend weniger ruhig schlafen. Es war dringend notwendig, ihn den Wert der Zeit kennen zu lehren, und ich wette, dass er heute bedauert, soviel Zeit verloren zu haben. Es ist ferner notwendig, sagen Sie, dass er sich der Schleichwege bediene. Gut, auch daran soll's nicht fehlen. Es ist eine meiner schönsten Eigenschaften, dass man mir meine Fehler nur zu sagen braucht, und ich ruhe nicht eher, als bis ich sie ausgemerzt habe. Hören Sie also, was ich that.

Als ich vorgestern gegen Morgen nach Hause kam, las ich Ihren Brief und fand ihn ungemein lichtvoll. Sie gaben darin die Ursache des Uebels nach meiner Meinung sehr richtig an, und ich sann nun rastlos auf ein wirksames Heilmittel. Ich fing damit an, dass ich mich schlafen legte; denn mein unermüdlicher Chevalier hatte mir keinen Augenblick Schlummer gegönnt, und ich bedurfte der Ruhe deshalb sehr. Aber es half nichts — Danceny lag mir in Gedanken, und der Wunsch, ihn aus seiner Unthätigkeit aufzuscheuchen oder ihn dafür zu

bestrafen, liess mich kein Auge schliessen. Erst nachdem ich meinen Plan wohl durchdacht hatte, fand ich ein paar Stunden Schlaf.

Noch am selben Abend besuchte ich Frau von Volanges und sagte ihr meinem Plan gemäss ganz im Vertrauen, dass ich beinahe befürchtete, es bestehe zwischen Herrn von Danceny und ihrer Tochter ein bedenkliches Einverständnis. Aber diese Dame, die Sie doch ganz und gar durchschaut hat, war hier so mit Blindheit geschlagen, dass sie mir erwiderte, ich irre mich unfehlbar; ihre Tochter sei ja noch ein Kind u. dgl. m. Ich konnte ihr freilich nicht alles sagen, was ich in dieser Hinsicht

wusste, aber ich sprach von Blicken und Redensarten, die ich aufgefangen hätte und bei denen meine Tugend wie meine Freundschaft nicht ruhig sein könnten. Ich predigte und eiferte trotz der ältesten Betschwester und sagte endlich, um den entscheidenden Schritt zu thun, dass ich bemerkt zu haben glaubte, wie die beiden jungen Leute Briefe ausgetauscht hätten. „Dabei fällt mir ein“, fuhr ich fort, „dass sie eines Tages in meinem Beisein ein Schubfach ihres Schreibtisches öffnete, wobei ich Papiere sah, die sie zweifelsohne aufbewahren will. Steht sie etwa mit jemandem in reger Korrespondenz?“ Hier veränderte sich das Gesicht der Frau von Volanges, und ich sah einige Thränen über ihre Wangen rollen. „Ich danke Ihnen, würdige Freundin“, sagte sie endlich, indem sie mir die Händ drückte, „ich werde die Sache untersuchen.“

Nach dieser Unterredung, die wegen ihrer Kürze keinen Verdacht erwecken konnte, ging ich zu Cäcilie, verliess sie aber bald darauf wieder, um die Mutter zu bitten, mich bei ihrer Tochter ja nicht zu verraten. Dies versprach sie mir um so lieber, als ich ihr zu bedenken gab, wie gut es wäre, wenn das Kind soviel Vertrauen zu mir behielte, um mir ihr Herz zu öffnen und mir Gelegenheit zu vernünftigen Ratschlägen zu geben. Sie wird ganz bestimmt Wort halten, weil sie sich bei ihrer Tochter gern das Ansehen grossen Scharfblicks geben möchte. So war ich imstande, der Kleinen

gegenüber den alten, freundschaftlichen Ton zu bewahren, ohne doch von der Mutter für falsch gehalten zu werden, was ich natürlich vermeiden will. Und ich habe davon die weitere Annehmlichkeit, dass ich in der Folge mit der jungen Person so vertraut sein darf, wie es mir immer wünschenswert scheint, ohne dass die Mutter irgendwie Verdacht schöpft.

Gleich heute Abend zog ich Nutzen aus der neuen Sachlage. Als meine Spielpartie zu Ende war, schob ich die Kleine in einen Winkel und brachte das Gespräch auf ihren Danceny, ein Thema, das für sie unerschöpflich ist. Ich machte mir den Spass, ihr durch allerlei Geschwätz über das Vergnügen, das ihr ein Wiedersehen mit ihm bereiten würde, den Kopf weidlich zu erhitzen; sie wurde schliesslich ganz närrisch vor Verliebtheit. Es war nicht mehr als recht und billig, ihr wenigstens in der Phantasie wiederzugeben, was ich ihr in Wirklichkeit nahm; auch musste das den schweren Schlag, der ihr bevorstand, noch fühlbarer machen. Denn je mehr sie jetzt zu leiden haben wird, desto begieriger wird sie darauf aus sein, sich bei erst bester Gelegenheit schadlos zu halten. Und dann ist es gut, jeden, mit dem man Ausserordentliches vor hat, gleich von vornherein an Ausserordentliches zu gewöhnen.

Auch kann sie meines Erachtens das Vergnügen, ihren Danceny zu haben, ganz gut mit einigen Thränen bezahlen. Sie vergöttert ihn ja — nun schön, ich verspreche ihr, dass sie

ihn haben soll, noch früher, als sie ihn ohne dies Ungewitter bekommen hätte. Sie träumt jetzt nur einen bösen Traum, aus dem das Erwachen doppelt köstlich sein wird. Bedenke ich das alles recht, so möchte ich behaupten, dass sie mir sogar noch Dankbarkeit schuldet, und wenn ich auch ein bischen Bosheit eingemengt habe — mein Gott, ich will bei der Geschichte doch auch mein Vergnügen haben!

„Die Narren sind hienieden
Nur uns zum Spass bestimmt."

Sehr zufrieden mit mir, zog ich endlich ab. Danceny wird jetzt, sagte ich zu mir selbst, durch die Hindernisse angestachelt werden, so dass seine Leidenschaft sich verdoppelt, und dann werde ich ihm aus allen Kräften beistehen, oder aber er ist wirklich der Narr, für den ich ihn zu halten versucht bin. Dann wird er verzweifeln, sich völlig geschlagen glauben, und in dem Falle habe ich mich wenigstens so gut wie möglich an ihm gerächt. Nebenbei habe ich dadurch die Achtung der Mutter, die Freundschaft der Tochter und das Vertrauen beider zu mir verstärkt. Was Gercourt anbelangt, dem ja alle meine Mühe eigentlich gilt, so müsste ich schon viel Malheur haben oder mich sehr ungeschickt benehmen, wenn es mir an Mitteln fehlen sollte, aus seiner jungen Frau das zu machen, was mir behagt. Bin ich doch jetzt schon Herrin ihrer Entschlüsse und werde es in Zukunft noch mehr sein. Unter so angenehmen Vorstellungen legte ich mich zur

Ruhe, schlief vortrefflich und erwachte erst sehr spät.

Beim Aufstehen fand ich zwei Briefe, einen von der Mutter, einen von der Tochter. Ich musste herzlich lachen, als in beiden genau dieselbe Wendung stand: „Nur von Ihnen allein erwarte ich Trost und Hilfe.“ Es ist doch zu amüsant, Tröster und Ratgeber zweier Parteien zu sein, die Triebfeder zweier sich direkt entgegenwirkender Bewegungen. Ich komme mir vor wie die Gottheit, zu der die einander widersprechenden Gebete der blinden Sterblichen emporsteigen, ohne sie doch in ihren unwandelbaren Ratschlüssen beeinflussen zu können. Nichtsdestoweniger habe ich diese erhabene Rolle niedergelegt und die eines tröstenden Engels übernommen. Wie es die Bibel vorschreibt, besuchte ich alsbald meine Freunde in ihren Kümmernissen.

Bei der Alten fing ich an. Ich fand sie in einer solchen Traurigkeit, dass sie damit zum Teil schon für den bösen Leumund gestraft ist, worin sie Sie bei Ihrer Präsidentin gebracht hat. Alles ist nach Wunsch gegangen. Meine einzige Sorge war, dass Frau von Volanges den Vorfall benutzen würde, um das Vertrauen ihrer Tochter zu gewinnen. Das wäre ihr mit Leichtigkeit gelungen, wenn sie sich ihr gegenüber der Sprache der Sanftmut und Freundlichkeit bedient, wenn sie bei ihren mütterlichen Ratschlägen Mienen und Ton nachsichtsvoller Zärtlichkeit angewandt hätte. Aber glücklicher-

weise wappnete sie sich von vornherein mit Strenge und benahm sich so einfältig, wie ich's nur immer wünschen konnte. Nun war ihr freilich der Gedanke gekommen, die Kleine ins Kloster zurückzuschicken, was natürlich alle unsere Pläne mit einem Schlage vernichtet hätte. Aber ich habe das Unheil glücklich verhütet und sie beredet, ihre Drohung nur für den Fall wahr zu machen, dass Danceny sich's einfallen liesse, seine Bemühungen um das Kind fortzusetzen. Auf die Art zwinge ich die beiden jungen Leutchen zu höchster Vorsicht, und die brauche ich für meine Pläne.

Hernach ging ich zur Tochter. Sie glauben nicht, wie sehr sie der Schmerz verschönt hat. Wird sie je kokett, so wird sie oft die Thränen anwenden, dafür stehe ich ein. Diesmal kamen sie ihr jedoch aus dem Herzen. Von dem neuen Reiz, den ich zum erstenmal an ihr entdeckte und den ich recht mit Musse beobachten wollte, gefesselt, brauchte ich anfänglich nur ungeschickte Tröstungen, die ihren Kummer eher vermehrten als linderten, und wirklich brachte ich sie damit soweit, dass sie vor Schluchzen fast erstickte. Es war kein Weinen mehr, ich fürchtete eine Sekunde lang Krämpfe. So riet ich ihr denn, sich ins Bett zu legen, was sie auch that. Ich diente ihr dabei als Kammermädchen. Sie war noch nicht angekleidet. Ihr aufgebundenes Haar fiel über Brust und Schultern, die ganz entblösst waren. Ich umarmte sie, sie schmiegte sich eng an

mich, ihre Thränen begannen ruhiger zu fliessen. Gott, wie schön war das Mädchen! Wahrhaftig, wenn die büssende Magdalena ihr ähnelte, so war sie verführerischer als die sündigende.

Wie nun meine trostlose Schöne wieder im Bett lag, fing ich an, sie ernsthaft zu trösten. Vor allen Dingen nahm ich ihr die Furcht vor dem Kloster. Ich machte ihr Hoffnung, dass sie Danceny doch heimlich wiedersehen würde, und setzte mich mit den Worten: „Wenn er jetzt hier wäre!“ zu ihr auf das Bett. Diesen Gedanken schmückte ich weiter aus und brachte sie schliesslich durch allerhand phantastisches Gerede so weit, dass sie ihren Kummer fast vergass. Wir würden in schönstem Einvernehmen und in grösster Zufriedenheit von einander geschieden sein, wenn sie mir nicht einen Brief an Danceny

hätte mitgeben wollen, den zu bestellen ich mich standhaft weigerte. Die Gründe dafür werden Sie gewiss billigen.

Erstlich hätte ich mich damit vor Danceny blossgestellt. Das war denn auch der einzige Grund, den ich dér Kleinen angeben konnte. Aber ich hatte noch andere. Es hiesse den Erfolg meiner Arbeit gefährden, wollte ich den jungen Leuten ein so einfaches Mittel, ihren Kummer zu lindern, in die Hand geben. Hierzu kommt, dass ich sie sehr gern zwingen möchte, einige Domestiken ins Geheimnis zu ziehen. Denn geht die Sache so weiter, wie ich hoffe, so muss gleich nach der Hochzeit alles publik werden, und dazu sind Bediente das beste Mittel. Selbst wenn ein Wunder geschähe und sie plauderten nichts aus, so würden wir's an ihrer Stelle thun, worauf die Schuld an der Indiskretion doch ihnen in die Schuhe geschoben würde.

Es freut mich, dass Sie mit Danceny so intim sind und er in Ihnen seinen besten Freund verehrt. Bringen Sie ihn nun gleich, und zwar heute noch, auf diesen Gedanken. Da ich dem Mädchen der kleinen Volanges, das sie selbst beargwöhnt, auch nicht recht traue, so bringen Sie ihm meine treue Victoria als Zwischenträgerin in Vorschlag; ich werde dann schon dafür sorgen, dass alles gut geht. Dieser mein Plan gefällt mir um so mehr, als ihre Vertraute ja eigentlich gar nicht in ihrem, sondern in unserm Dienste steht. Denn hören sie nur

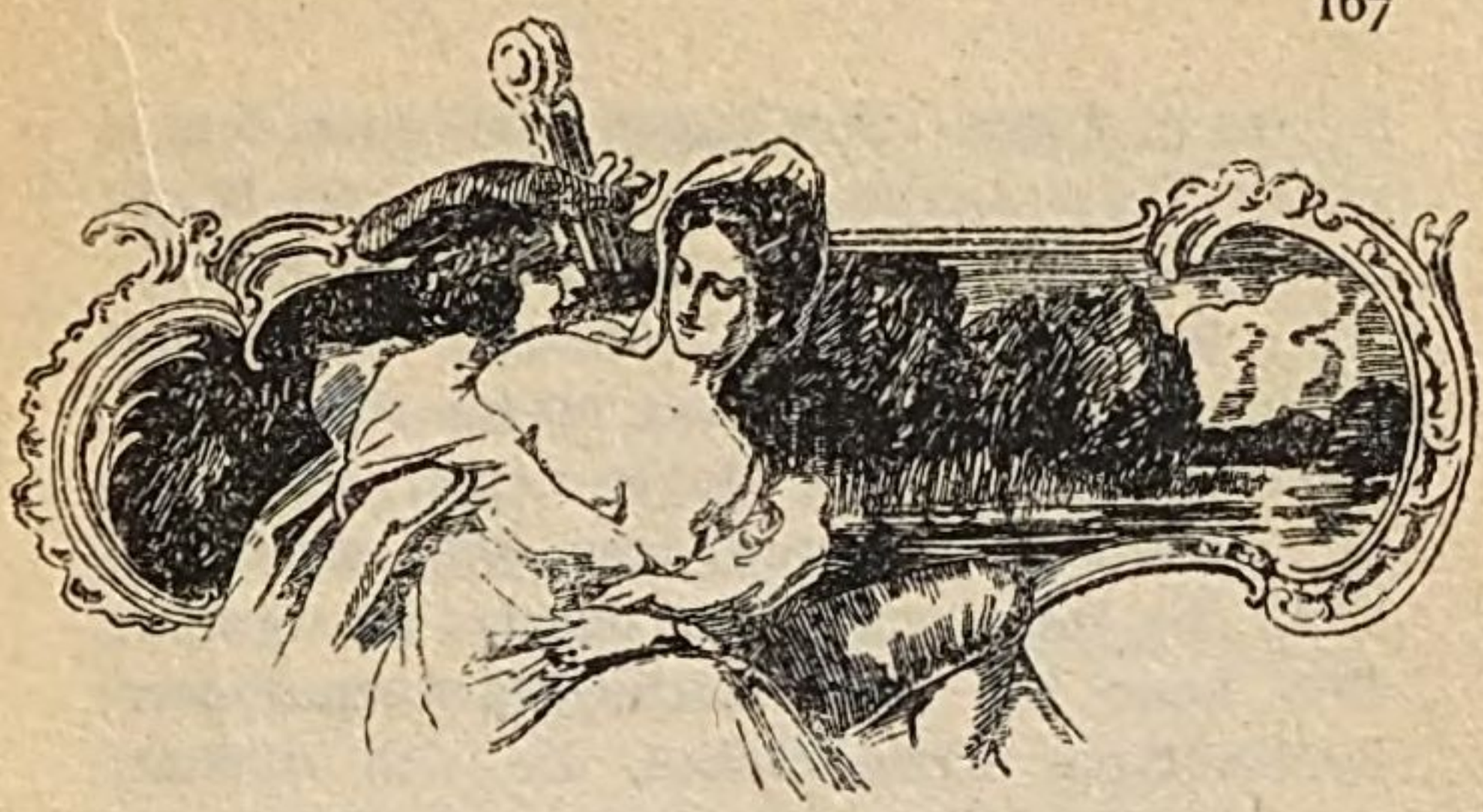
weiter, mein Bericht ist noch nicht zu Ende. Während ich mich weigerte, den Brief an Danceny anzunehmen, fürchtete ich jeden Augenblick, dass sie mich bitten würde, ihn dann doch wenigstens in den Briefkasten zu werfen, was ich ihr kaum hätte abschlagen können. Aber wars nun in der Aufregung, war's aus Unwissenheit oder vielleicht deshalb, weil sie auf die Antwort mehr Gewicht als auf den Brief legte — und eine

Antwort hätte sie in diesem Falle nicht erhalten können — genug, sie sagte glücklicherweise nichts davon. Um ihr aber dies Hilfsmittel für immer abzuschneiden, überredete ich nachher die Mutter, Cäcilie für einige Zeit ganz aus Paris zu entfernen und mit ihr aufs Land zu gehen. Raten Sie einmal, wohin! Klopft Ihnen das Herz nicht vor froher Ahnung? — Zu Ihrer Tante, der alten Rosemonde. Heut' noch wird sie sich bei ihr anmelden. Da haben Sie ja mit einem male die schönste Gelegenheit, zu Ihrer frommen Schönen zurückzukehren; jetzt kann sie doch die Einwendung, es sei unschicklich und verdächtig, mit Ihnen allein auf dem Lande zu sein, nicht mehr machen. Dank meiner Klugheit muss Frau von Volanges auf diese Weise den Schaden, den sie Ihnen verursacht hat, selbst wieder gutmachen.

Aber hören Sie mir aufmerksam zu und beschäftigen Sie sich mit Ihren Angelegenheiten nicht so sehr, dass Sie die, die mir am Herzen liegt, darüber vernachlässigen. Ich wünsche, dass Sie Briefbote und Ratgeber der beiden Leute zu werden versuchen. Benachrichtigen Sie also Danceny von der Abreise seiner Geliebten und bieten Sie ihm Ihre Freundesdienste an. Lassen Sie weiter keine Schwierigkeit dabei gelten als die, den Brief, worin er Sie als seinen Vertrauten beglaubigt, der kleinen Volanges in die Hände zu spielen — und vernichten Sie dies Hindernis sogleich, indem Sie ihm mein Kammermädchen vorschlagen. Er

wird zweifellos auf der Stelle einwilligen, und Ihre Mühen wird das Vertrauen eines unerfahrenen Herzens lohnen, was immer interessant ist. Die arme Kleine wird schon rot werden, wenn sie Ihnen den ersten Brief zusteckt! Ach ja, die Rolle eines Vertrauten, gegen die so manches Vorurteil besteht, scheint mir ein hübscher Nebenzeitvertreib zu sein, wenn man anderweitig beschäftigt ist. Und das sind Sie ja.

Die fernere Entwicklung des Dramas hängt nunmehr von Ihnen ab. Bestimmen Sie den Augenblick, wo man die Hauptpersonen zusammenbringt. Das Land bietet dazu tausenderlei Gelegenheit, und Danceny wird auf den ersten Wink hinfliegen — Nacht, Verkleidung, ein Fenster — doch was weiss ich? Aber das sage ich Ihnen: kommt unsere Kleine eben so zurück, wie sie hingegangen ist, dann werde ich mich an Sie halten. Wünschen Sie, dass ich meinerseits die Kleine noch ein wenig anfeuere, dann benachrichtigen Sie mich. Cillichen hat von mir über die Gefahr, die darin liegt, Briefe aufzubewahren, eine so nachdrückliche Lektion erhalten, dass ich's ruhig wagen darf, ihr zu schreiben. Und dann habe ich ja immer noch die Absicht, sie zu meiner Schülerin zu machen.



Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Den 11. September.

Heute habe ich Ihnen nur zu melden, dass meine göttliche Gottselige mir einen Entwurf zur Kapitulation geschickt hat. Ihr ganzer Brief atmet die Begier, von mir hintergangen zu werden. Sie bedient sich dazu eines sehr bequemen und ebenso verbrauchten Mittels. Sie will nämlich, dass ich ihr Freund werde. — Aber ich ziehe die neuen und schwierigen Methoden vor und bin nicht gesonnen, Madame so leichten Kaufs davon kommen zu lassen. Darum habe ich mir nicht so unsägliche Mühe gegeben, um mit einer ganz gewöhnlichen Verführung abzuschliessen.

Mein Plan ist vielmehr der, sie Wert und Umfang eines jeden Opfers, das sie mir bringt, fühlen zu lassen. Ich will sie nicht so rasch erobern, dass ihre Gewissensbisse keine Zeit

haben, zu folgen. Ihre Tugend soll eines langsamen Todes sterben, und ich will ihren Blick unablässig auf dies qualvolle Schauspiel lenken. Nicht früher soll sie die Wonne, mich in ihren Armen zu haben, geniessen, als bis sie die Begierde darnach nicht länger verbergen kann. Ich müsste ja ein Armseliger sein, wenn ich nicht der Mühe wert wäre, begehrt zu werden. Und kann ich mich nachhaltiger an dieser hochmütigen Frau rächen, die sich schämt, zu gestehen, dass sie über und über verliebt ist?

Ich habe also das kostbare Geschenk ihrer Freundschaft zurückgewiesen und standhaft den Titel eines Liebhabers behauptet. So ein jämmerliches Ding ein Titel auch gewöhnlich sein mag, in meinem Falle scheint es von Wichtigkeit, ihn zu erlangen. Ich habe deshalb gerade diesmal wahren Bienenfleiss auf meine Antwort verwandt und ganz prachtvoll den bewussten Mangel an Ordnung hineingebracht, der allein das wahre Gefühl verrät. Ich habe so viel Unsinn geschwatzt, wie mir nur immer möglich war. Hier liegt, glaube ich, auch die Ursache, weshalb die Weiber uns in Liebesbriefen so himmelweit überlegen sind.

Meinen Liebesbrief schloss ich mit einer Schmeichelei, und auch das auf Grund tiefer Beobachtungen. Hat man so ein Frauenherz eine Zeit lang geängstigt, dann braucht es Ruhe, und ich glaube bemerkt zu haben, dass

eine Schmeichelei immer das sanfteste Ruhekissen ist, das man ihnen anbieten kann.

Adieu, schöne Freundin. Morgen reise ich. Es thut mir nur leid, dass ich abfahren muss, ohne Sie vorher noch einmal sprechen zu können. Erleuchten Sie mich in diesem entscheidenden Augenblick mit Ihren erhabenen Lehren und helfen Sie mir mit Ihren weisen Ratschlägen! Adieu.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Schloss **, 13. September.

Mein Windbeutel von Jäger hat meine Brieftasche in Paris liegen lassen. All' die Briefe von meiner Schönen, von Danceny und der kleinen Volanges, alles ist dort geblieben, und doch brauche ich sie sämtlich. Er will soeben

zurück, um seine Dummheit gut zu machen, und während er sein Pferd sattelt, will ich Ihnen die Geschichte der vergangenen Nacht erzählen — denn Sie können mir glauben, dass ich meine Zeit nicht unnütz vergeudet habe.

Das Abenteuer an sich hat zwar nichts zu bedeuten: Die Wiederholung eines schon vergessenen Spasses mit der Vicomtesse M... Aber die Nebenumstände machen es interessant. Es freut mich, Ihnen auf Grund dieser Geschichte beweisen zu können, dass ich Weiber nicht bloss zu ruinieren, sondern auch, wenn es mir sonst gefällt, zu retten verstehe. Das Schwierigste oder aber das Lustigste ist mein Fall, und ich mache mir aus einer guten Handlung keinen Vorwurf, sobald sie mir zur Uebung oder zur Unterhaltung gereicht.

Also ich traf hier die Vicomtesse M... an. Da man mich von allen Seiten drängte, über Nacht zu bleiben und die Vicomtesse sich dieser Bitte anschloss, flüsterte ich ihr zu: „Gut, ich willige ein, unter der Bedingung, dass ich sie mit Ihnen zubringen darf.“ — „Das ist unmöglich“, gab sie zurück, „Vressac ist hier.“ Ich hatte ihr eigentlich nur eine Schmeichelei sagen wollen, aber das Wort „unmöglich“ brachte mich, wie gewöhnlich, auf. Ich fühlte mich gedemütigt, dass ich einem Vressac nachstehen sollte, und ich war alsbald entschlossen, es nicht zu leiden. Ich bestand nun also im Ernst auf meiner Forderung.

Die Verhältnisse lagen allerdings nicht eben

günstig. Dieser Vressac hatte sich so einfältig benommen, dass sogar der Herr Vicomte Verdacht geschöpft und der Vicomtesse verboten hatte, ihn weiterhin zu empfangen. Deshalb war von Beiden eine zufällige Begegnung bei der guten Gräfin verabredet worden. Hier hofften sie sich für die lange Entbehrung schadlos halten zu können. Der Vicomte freilich hatte anfangs ein sehr saures Gesicht gemacht, als er Vressac hier vorfand; da seine Jagdlust aber grösser als seine Eifersucht ist, war er nichtsdestoweniger geblieben. Die Gräfin, die immer noch ganz die alte ist, hatte die Dame in dem grossen Corridor, den Herrn Gemahl rechts, den Liebhaber links von ihr untergebracht und es den Herrschaften selbst überlassen, sich zu vergleichen. Ihr Fatum wollte es, dass ich gerade das gegenüberliegende Zimmer angewiesen erhielt.

Gestern war nun Vressac, der, wie Sie sich denken können, den Vicomte aufs schärfste poussiert, mit ihm auf die Jagd gegangen, obgleich er verteufelt wenig Geschmack daran findet. Wahrscheinlich rechnete er darauf, sich nachts bei der Frau für die Langeweile entschädigen zu können, die ihm der Mann Tags über verursachte. Ich war aber der Meinung, dass ihm Ruhe viel zuträglicher sein würde und sann auf Mittel, seine Geliebte zu bewegen, ihm Zeit zu süssem Schlummer zu lassen.

Es gelang. Sie versprach mir, sich mit ihm zu zanken, sobald er zurückkäme, und zwar

gerade über den Jagdausflug, an dem er doch offenbar nur ihretwegen teilgenommen hatte. Es gab keinen schlechteren Vorwand, aber die Vicomtesse besitzt, wie kaum eine andere Frau, das Ihnen allen gemeinsame Talent, statt vernünftiger Gründe üble Laune ins Gefecht zu führen und dann am schwersten zu besänftigen zu sein, wenn sie Unrecht hat. Auch war der Zeitpunkt zu langen Auseinandersetzungen nicht eben geeignet, und da ich nur eine Nacht wollte, war ich ganz damit einverstanden, dass sie sich am nächsten Morgen wieder versöhnten. Man setzte sich also in den Schmollwinkel, als Vressac heimkehrte. Er wollte die Ursache wissen, und nun war der Zank fertig. Er versuchte sich zu rechtfertigen, aber die Gegenwart des Herrn Gemahls musste zum Vorwand dienen, das Gespräch abzubrechen. Der arme Kerl benutzte einen Augenblick, wo der Vicomte nicht im Zimmer war, um sie zu bitten, ihn doch wenigstens abends anzuhören. Aber nun stimmte die Vicomtesse ihren hohen Ton an. Sie entrüstete sich über die Dreistigkeit der Männer, die da glauben, die Güte einer einmal schwach gewesenen Frau missbrauchen zu dürfen, selbst dann, wenn sie Anlass zur Klage gegeben haben. Und nachdem sie durch diesen Kunstgriff auf einen anderen Gesprächsstoff übergegangen war, sprach sie soviel von Feingefühl und wahrer Liebe, dass der gute Vressac ganz stumm und verwirrt da sass, ja, dass ich selber beinah versucht war, ihr Recht zu geben.

Denn als Freund von beiden, gab ich natürlich bei der Unterhaltung den dritten Mann ab.

Endlich erklärte sie mit aller Bestimmtheit, dass sie zu den Strapazen der Jagd nicht noch die der Liebe fügen und dass sie ihm überhaupt sein seichtes Vergnügen nicht stören wolle. Dann kam der Gemahl zurück. Der ganz verstörte Vressac, der nicht mehr den Mut zu antworten hatte, wandte sich an mich, setzte mir in sehr langer Rede seine Gründe, die ich eben so gut kenne wie er, auseinander und bat mich schliesslich, mit der Vicomtesse zu sprechen, was ich auch versprach. Ich sprach thatsächlich mit ihr, um ihr nämlich zu danken und alle näheren Umstände, sowie die Stunde unseres Stelldicheins mit ihr zu verabreden.

Sie sagte mir, bei der Lage ihres Schlafgemachs zwischen dem ihres Mannes und ihres Liebhabers habe sie es immer für richtiger gehal-

ten, zu Vressac zu gehen, als ihn in ihr Zimmer kommen zu lassen, und da ich gegenüber wohne, so wäre es wohl gleichfalls das Sicherste, sie komme zu mir. Sobald ihr Mädchen gegangen wäre, würde sie erscheinen, ich brauchte also nur mein Zimmer aufzulassen und sie zu erwarten.

Alles wickelte sich programmgemäss ab. Gegen 1 Uhr ging mir meine Mitternachtssonne auf. Ich bin nicht eitel, und darum halte ich mich bei den Einzelheiten der Nacht nicht auf. Doch Sie kennen mich, und ich sage deshalb nur, dass ich mit mir zufrieden war. Schliesslich graute der Tag, und wir mussten scheiden. Und nun kommt das Interessante. Die schöne Leichtfertige glaubte ihre Thür halb offen gelassen zu haben, aber wir fanden sie zugeschlagen, das Schloss war abgesprungen, der Schlüssel steckte inwendig. Sie können sich die tötliche Angst nicht vorstellen, womit die Vicomtesse jetzt: „Ich bin verloren!“ ächzte. Vielleicht wäre es amüsant gewesen, wenn ich sie in ihrer verzweifelten Lage hätte umkommen lassen, aber sollte ich's leiden, dass eine Frau um meinetwillen zu Grunde gerichtet wurde, ohne es durch mich zu sein? Und sollte ich mich wie der Pöbel von einem Zufall ins Bockshorn jagen lassen? Ich musste der Armen also helfen. Was hätten Sie nun gethan, schöne Freundin? Hören Sie, was ich versuchte, und wie es gelang.

Ich hatte es bald heraus, dass die Thür sich einstossen liess, wenn man den unvermeidlichen

Lärm dabei nicht scheute. Ich überredete also die Vicomtesse, freilich erst nach vieler Mühe, mit einem Male ein durchdringendes Geschrei zu erheben, als wäre sie auf den Tod erschrocken, und unausgesetzt: Diebe! Mörder! zu rufen. Bei ihrem ersten Schrei wollte ich die Thür einrennen, und sie sollte sich unverzüglich in ihr Bett werfen. Sie glauben nicht, wie viel Zeit verging, ehe sie sich dazu entschliessen konnte, selbst nachdem sie sich schon mit allem einverstanden erklärt hatte. Aber schliesslich blieb ihr doch nichts anderes übrig, und bei dem ersten Fusstritt flog die Thür auf.

Die Vicomtesse that recht daran, jetzt keine Zeit mehr zu verlieren, denn im selben Augenblick waren auch schon der Vicomte und Vressac zur Stelle. Das Kammermädchen kam gleichfalls herbeigestürzt. Ich allein verlor die Geistesgegenwart nicht und benutzte sie dazu, rasch eine noch brennende Nachtlampe umzustossen und auf die Erde zu werfen, denn es wäre natürlich lächerlich gewesen, sich bei brennendem Licht im Zimmer so furchtbar erschrocken zu stellen. Hierauf machte ich dem Mann und dem Liebhaber bittere Vorwürfe über ihren Hamsterschlaf; zugleich versicherte ich, dass das Hilferufen der Frau Vicomtesse und meine Bemühungen, die Thür einzustossen, mindestens fünf Minuten lang gedauert hätte.

Die Vicomtesse, die in ihrem Bette all ihren Mut wiedergefunden hatte, unterstützte mich aufs beste, schwur bei allen Göttern, dass ein

Dieb in ihrem Zimmer gewesen wäre und beteuerte der Wahrheit gemäss, nie in ihrem Leben so entsetzliche Angst gehabt zu haben. Wir durchsuchten alles und fanden nichts. Endlich richtete ich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die umgeworfene Nachtlampe hin und schloss daraus, eine Ratte habe zweifelsohne den Schaden und den ganzen Schreck hervorgerufen. Man stimmte mir einhellig bei, und nach einigen Scherzen über die Ratte suchte der Vicomte wieder als Erster sein Zimmer und sein Bett auf, wobei er seine Frau noch bat, in Zukunft für ruhigere Ratten zu sorgen.

Vressac näherte sich jetzt der Vicomtesse und sagte ihr in zärtlichem Ton, das wäre die Rache Amors gewesen. Sie sah mich lächelnd an und erwiderte: „Dann muss er recht erzürnt über mich gewesen sein, denn er hat sich ganz furchtbar an mir gerächt. Aber“, fügte sie hinzu, „ich bin todmüde und will noch schlafen.“

Ich war gerade in meiner gütigen Stimmung. Deshalb nahm ich mich, bevor wir uns trennten, des braven Vressac an und führte auch wirklich die Versöhnung herbei. Das Pärchen umarmte erst sich

und dann umarmten beide mich, den selbstlosen Begründer ihres neuen Glückes. An den Küssen der Vicomtesse lag mir herzlich wenig, aber Vressacs Kuss, das muss ich gestehen, machte mir ein ganz besonderes Vergnügen. Er dankte mir noch überschwänglich, als ich schon wieder in der Thür meines Zimmers stand.

Gefällt Ihnen das Geschichtchen, dann brauchen Sie kein Geheimnis daraus zu machen. Nachdem es mich amüsiert hat, mag es nun auch andere amüsieren. — Adieu! Mein Jäger wartet schon seit einer geschlagenen Stunde!

Graf Valmont an Cäcilie Volanges.

Schloss **, den 14. September.

Der Freund, der Ihnen dient, hat erfahren, dass es Ihnen an allem Schreibmaterial gebricht und hat diesem Mangel abgeholfen. Sie werden in der Stube vor Ihrem Schlafzimmer unter dem grossen Schrank links einen kleinen Vorrat von Papier, Federn und Tinte finden, der immer rechtzeitig erneuert werden soll. Falls Sie keinen sicheren Aufbewahrungsort wissen, können Sie ihn getrost an seinem jetzigen Platze lassen.

Der Freund bittet Sie zugleich, es ihm nicht übel zu nehmen, wenn er sich in Gesellschaft so stellt, als bemerke er Sie kaum und betrachte Sie noch als ein halbes Kind.

Dies Benehmen scheint ihm notwendig, damit kein Verdacht aufkommt und er um so mehr zu Ihrem Glück und dem seines Freundes beitragen kann. Falls er Ihnen etwas zu sagen oder zu übergeben hat, wird er es schon zu ermöglichen wissen, Sie zu sprechen.

Er hofft auf guten Erfolg, wenn Sie ihn dabei eifrig unterstützen. Er giebt Ihnen endlich den Rat, ihm alle Briefe, die Sie empfangen werden, zurückzugeben, damit Sie nicht etwa Unannehmlichkeiten dadurch haben.

Er schliesst mit der Versicherung, dass er im Besitze Ihres Vertrauens alles thun wird, um die Strenge zu mildern, womit eine zu harte Mutter zwei gute Menschen behandelt, von denen der eine sein bester Freund ist, während die andere ihm die zärtlichste Teilnahme zu verdienen scheint.

Graf von Volmont an die Marquise von Merteuil.

Auf Schloss **,
am 17. September.

Sie haben in Ihrem l tzten Brief die sehr wahre Bemerkung gemacht, dass unsereins in seinen Briefen die beliebte Redensart „sprechen wir von etwas Anderem“ eigentlich gar nicht anwenden dürfe. Denn wir haben im Grunde immer nur dasselbe Gesprächsthema: Frauen erobern oder sie zu Grunde richten, und sehr oft auch beides auf einmal.

Hier habe ich Gelegenheit, mich in beiden Künsten zu üben, aber die eine macht mir doch mehr Arbeit als die andere. Die Rache geht rascher voran als die Liebe. Die kleine Volanges ist geliefert, dafür bürge ich Ihnen. Es bedarf nur noch einer Gelegenheit, und die werde ich schon machen. Anders steht es mit meiner Präsidentin. Das ist eine Frau reinweg zum Verzweifeln; ich werde nicht mehr klug aus ihr. Ich habe hundert Beweise für ihre Liebe,

aber tausend von ihrem Widerstande. Ganz ehrlich herausgesagt, ich fürchte, sie entwischt mir doch noch.

Der erste Eindruck, den meine plötzliche Rückkehr hervorrief, ermutigte mich zu grossen Hoffnungen. Ich wollte, wie Sie sich denken können, diesen ersten Eindruck selbst beobachten, schickte also niemand voraus und richtete es so ein, dass ich gerade während der Tafel eintraf. Ich fiel wirklich wie eine Theatergottheit, die die schlimme Verwicklung löst, vom Himmel. Da ich beim Eintritt etwas Geräusch machte, um aller Augen auf mich zu lenken, bemerkte ich mit einem Blicke die Freude meiner Tante, den Aerger Frau von Volanges' und die zwischen Verwirrung und Vergnügen schwebende, erwartungsvolle Unruhe ihrer Tochter. Meine Schöne wandte mir gerade den Rücken, drehte auch den Kopf nicht um, da sie eben mit Vorlegen beschäftigt war. Ich redete nun Frau von Rosemonde an, und da erkannte die Tugendhafte meine Stimme, und ein Schrei entfuhr ihr, in dem ich mehr Liebe als Ueberraschung und Schreck zu erkennen glaubte. Ich war inzwischen weit genug vorgetreten, um ihr Gesicht sehen zu können. Der Sturm in ihrer Seele, der heftige Widerstrei ihrer Gedanken und Gefühle prägten sich auf hundertfache Art darin aus. Ich setzte mich neben sie, und nun wusste sie wirklich nicht mehr, was sie that und was sie sagte. Sie versuchte weiter zu essen, aber es ging nicht, und

keine Viertelstunde später hatte ihre Unruhe und ihre Freude sie übermannt. Sie wusste sich nicht anders zu helfen, als dass sie sich vom Tische beurlaubte und in den Park flüchtete, unter dem Vorwande, etwas frische Luft schöpfen zu müssen. Frau von Volanges wollte sie begleiten, aber meine zärtliche Stolze liess es nicht zu, wahrscheinlich weil sie zu glücklich darüber war, sich zwanglos der süssen Erregung ihres Herzens überlassen zu können.

Ich kürzte die Mahlzeit nach Möglichkeit ab. Kaum waren wir beim Nachtisch angelangt, als die höllische Volanges, die mir offenbar gar nicht schnell genug schaden konnte, von ihrem Platz aufstand, um nach der unpässlichen Freundin zu sehen. Doch ich hatte ihre Absicht gemerkt und durchkreuzte sie. Ich that so, als hätte sie das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben und erhob mich ebenfalls; die kleine

Volanges und der Pfarrer liessen sich durch das doppelte Beispiel täuschen, so dass nur noch Tante und der alte Kommandant v. T. sitzen blieben, die dann aber auch aufstanden. Wir gingen nun alle meiner Schönen nach und fanden sie im Gebüsch nahe beim Schlosse. Da es ihr indes um Einsamkeit und nicht um einen Spaziergang zu thun gewesen war, so war's ihr einerlei, ob sie mit uns zurückkehrte oder ob wir bei ihr blieben.

Sobald ich mich versichert hatte, dass die Volanges keine Gelegenheit mehr haben werde, sie allein zu sprechen, machte ich mich an die Ausführung Ihrer Befehle. Gleich nach dem Kaffee ging ich auf mein Zimmer und inspizierte auch die Zimmer der anderen, um das Terrain kennen zu lernen. Ich traf alle Anstalten, um der Kleinen einen Briefwechsel zu ermöglichen, und nach dieser ersten Liebesthat schrieb ich ihr ein paar Zeilen, worin ich sie von allem unterrichtete und sie um ihr Vertrauen bat. Ich legte den Brief von Danceny hinzu, worin er mich bei ihr einführte, und ging dann in den Salon zurück. Hier fand ich meine Schöne in lieblicher Nachlässigkeit auf dem Sofa hingegossen. Ihr Anblick weckte alle Begierden und machte meine Augen funkeln. Aber ich fühlte, dass ich mehr Zärtlichkeit und Sehnsucht in meine Blicke legen müsse, und ich setzte mich so, dass ich's bequem und mit Erfolg thun konnte. Der erste Erfolg war, dass meine Himmelskönigin ihre grossen

schönen Augen zu Boden schlug. Ich weidete mich eine Zeit lang ruhig an ihren engelholden Zügen. Dann überflog ich ihre ganze herrliche Gestalt und weidete mich an den entzückenden Umrissen und Formen, die das leichte Gewand erraten liess. Plötzlich warf sie mir einen freundlichen Blick zu, um ihn sofort wieder zur Erde zu senken. Ich wollte ihm die Rückkehr erleichtern und wandte meine Augen weg. Und nun schlossen wir stillschweigend jenen ersten Vertrag schüchterner Liebe, wodurch man, um das Vergnügen, sich anzusehen, abwechselnd zu geniessen, den Blicken vorschreibt,einanderPlatz zu machen, bis sie sich endlich doch zufällig begegnen.

Ich war überzeugt, dass dies neue Vergnügen meine Schöne vollauf beschäftigen würde und nahm deshalb die Sorge für unsere beiderseitige Sicherheit auf mich. Ich fand indes die Gesellschaft in ein so lebhaftes Gespräch vertieft, dass sie uns gar nicht beobachtete, und nun versuchte ich ihre Augen zu einer freieren Aussprache zu bewegen. Deshalb überraschte ich ihre Blicke einigemal, aber mit so zarter Zurückhaltung, dass die scheueste Tugend dadurch nicht beunruhigt werden konnte, und um die schüchterne junge Dame ganz unbefangen zu machen, stellte ich mich ebenso verlegen wie sie. Nach und nach gewöhnten sich unsere Augen daran, einander zu begegnen, unsere Blicke küssten sich, bis wir sie gar nicht mehr von einander wegwandten und ich in ihren Augen jenes süsse Sehnen, das glückliche Zeichen begehrender Liebe, zu bemerken glaubte. Aber nur für eine Sekunde flammte es auf, dann kam sie wieder zu sich und änderte, nicht ohne eine leise, verräterische Röte, Haltung und Blick.

Ich wollte sie nicht darüber in Zweifel lassen, dass ich das alles wohl bemerkt hatte, deshalb sprang ich hastig auf und fragte sie mit erschrockener Miene, ob sie sich unwohl fühle. Sogleich versammelte sich die ganze Gesellschaft um sie. Ich machte allen Platz, und da sich die kleine Volanges von ihrem Stickrahmen, mit dem sie am Fenster sass, nicht so schnell hatte erheben können, benutzte ich die Gelegenheit und warf ihr rasch Dancenys

Brief in den Schoss. In ihrer Verwirrung wusste sie erst gar nichts damit anzufangen. So etwas von Ueberraschung und Verlegenheit — es war zum Totlachen. Ich lachte trotzdem nicht, denn ich fürchtete sehr, dass dieser Grad von Einfalt und Ungeschick uns verraten würde. Aber ein paar Winke mit den Augen und eine sehr energische Handbewegung machten ihr endlich begreiflich, dass sie das Päckchen schnell in die Tasche befördern müsse.

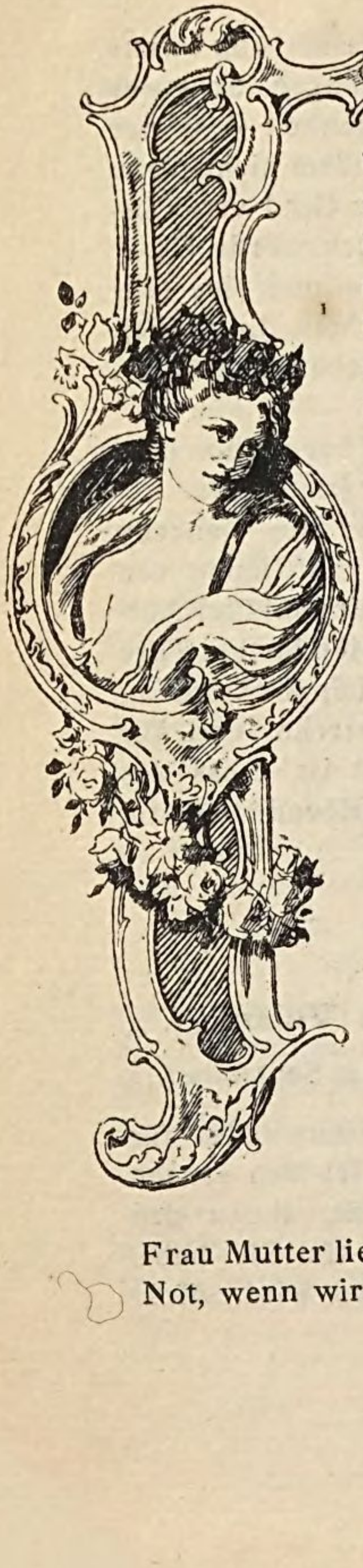
Doch adieu für heute! Ich habe schon acht Seiten vollgeschrieben und bin jetzt müde.

Dass die kleine Volanges dem Danceny geantwortet hat, versteht sich am Rande von selbst. Auch meine Schöne hat mir pünktlich Antwort auf den Brief gesandt, den ich ihr am Tage nach meiner Ankunft schrieb. Läppisches Zeug das alles. Mich langweilt's bereits, und für jeden, der nicht dabei beteiligt ist, muss das alberne, sich immer gleich bleibende Gefasel vollends unverdaulich sein.

Graf Valmont an Cäcilie Volanges.

Den 24. September.

Sie wissen, wie ungünstig gestern alles für uns verlief. Vergebens wartete ich den ganzen Tag über auf eine Gelegenheit, Ihnen den Brief auszuhändigen, den ich für Sie habe. Gott weiss, ob es heut gelingen wird. Mein



guter Wille darf mich keineswegs zur Unbesonnenheit verleiten, und ich würde mir niemals eine Unvorsichtigkeit verzeihen können, die für Sie die traurigsten Folgen haben und dadurch auch meinen Freund in Verzweiflung stürzen würde. Doch ich kenne die Ungeduld der Liebe und ich fühle recht gut, wie peinlich es Ihnen in Ihrer Lage sein muss, sich das vorenthalten zu sehen, was Ihnen jetzt doch allein einigen Trost gewähren kann. Lange habe ich vergebens darüber nachgesonnen, wie diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen sind, bis mir endlich ein Mittel eingefallen ist, das zweifellos zum Ziele führt, falls Sie mir dabei ein wenig zur Hand gehen.

Ich glaube bemerkt zu haben, dass der Schlüssel zu der Thür Ihres Zimmers, die nach dem Korridor hinausgeht, immer auf dem Kamin im Zimmer Ihrer Frau Mutter liegt. Wir wären offenbar aus aller Not, wenn wir diesen Schlüssel hätten. Da wir

ihn selbst aber nicht nehmen dürfen, so müssten wir uns einen andern machen lassen, und da würde es genügen, wenn ich den Schlüssel auf ein bis zwei Stunden bekommen könnte. Ich glaube, Sie finden leicht eine Gelegenheit, ihn zu sich zu stecken, und damit er unterdessen nicht vermisst wird, sende ich Ihnen anbei einen von meinen Schlüsseln, der ihm ähnlich ist, und den Sie so lange an seine Stelle hinlegen können. Probieren wird man ihn in der kurzen Zeit gewiss nicht. Natürlich müssen Sie vorher auch ein altes blaues Band daran binden, ganz so wie es an dem richtigen ist. Morgen oder spätestens übermorgen beim Frühstück müssten Sie diesen Schlüssel schon haben. Denn dann wird es Ihnen am leichtesten fallen, ihn mir zu geben. Abends kann er dann bereits wieder auf dem Kamin liegen, und Ihre Mama mag getrost nachsehen. Ich würde ihn Ihnen schon Mittags bei Tisch zurückgeben können, falls wir wie folgt vorgehen.

Sie wissen, wenn wir aus dem Salon ins Speisezimmer gehen, ist Frau von Rosemonde immer die letzte. Ich werde ihr meinen Arm anbieten. Sie haben dann nur nötig, von Ihrem Stickrahmen ein bisschen langsam aufzustehen oder etwas fallen zu lassen, damit Sie zurückbleiben können. Ich werde den Schlüssel in der Hand auf dem Rücken halten, und nun nehmen Sie ihn schnell an sich. Sobald Sie ihn haben, dürfen Sie sich keineswegs länger aufhalten, müssen uns vielmehr gleich nach-

eilen, wobei Sie ja meiner Tante einige Liebkosungen angedeihen lassen können. Falls Ihnen der Schlüssel unglücklicherweise aus der Hand fallen sollte, so verlieren Sie nur nicht die Fassung. Ich werde dann thun, als hätt' ich ihn verloren und stehe für alles.

Das Misstrauen Ihrer Frau Mutter gegen Sie und überhaupt die auffallende Strenge, mit der sie Sie behandelt, entschuldigen vollkommen die kleine List. Und es giebt ja weiter kein Mittel, das eine Fortsetzung Ihres Briefwechsels mit Herrn von Danceny ermöglicht. Jedes andere ist zu gefährlich und kann Sie beide unwiderruflich unglücklich machen. Auch muss ich aus kluger Freundschaft das grösste Bedenken tragen, irgend sonst etwas zu versuchen.

Haben wir nun den Schlüssel, so müssen wir noch einige Vorsichtsmassregeln gegen das Knarren der Thür oder Schlosses gebrauchen. Das geht sehr leicht. Sie werden unter dem Schrank, wo Ihr Papier liegt, Oel und eine Feder finden. Wenn Sie auf Ihrem Zimmer allein sind, so versäumen Sie nicht, damit das Schloss und die Thürangeln ein wenig einzuschmieren. Nur müssen Sie sich davor in Acht nehmen, Flecke zu machen, die auffallen könnten. Am besten ist es, Sie verschieben diese Arbeit bis zur Nacht, wenn Sie dann mit aller ordentlichen Vorsicht verfahren, wird am anderen Morgen nichts mehr zu sehen sein.

Sollte man es aber doch bemerken, so

sagen Sie nur ohne Zögern, der Hausknecht, der die Zimmer reinigt, habe es gethan. Dabei müssen Sie dann genau die Zeit angeben, auch etwas von der Unterhaltung mit ihm. Z. B. er habe Ihnen gesagt, dass er damit den Rost verhüten wolle, der sich an nicht viel gebrauchten Schlössern leicht ansetzt, oder sonst dergleichen, denn es würde wenig glaubhaft klingen, dass Sie bei dieser Verrichtung zugegen gewesen wären, ohne nach dem Zweck zu fragen. Dergleichen kleine Einzelheiten machen eine Sache wahrscheinlich, und dieser Schein der Wahrheit macht eine Unwahrheit weniger gefährlich, weil dann aller Anlass zu weiteren Nachforschungen wegfällt.

Haben Sie diesen Brief gelesen, so bitte ich Sie, ihn noch einmal aufmerksam durchzulesen, um sich seinen Inhalt recht genau zu merken. Denn nicht wahr, alles, was man gut ausführen will, muss man auch genau

kennen, ausserdem aber sollen Sie sich auch vergewissern, dass ich selbst nichts vergessen habe. Ich persönlich komme selten oder nie in den Fall, List anzuwenden, und deshalb bin ich darin nicht sehr geübt. Nur meine herzliche Freundschaft für Danceny und mein hohes Interesse für Sie bewegen mich zu diesen an und für sich ja unschuldigen Hilfsmitteln zu greifen. Ich bin ein abgesagter Feind alles dessen, was nach Täuschung aussieht. Das liegt nun einmal in meinem Charakter. Aber Ihr Kummer hat mich so sehr gerührt, dass ich auch das Aeusserste wagen würde, um ihn zu lindern.

Ist erst vermittels dieser Thür eine Verbindung zwischen uns hergestellt, so lässt sich vielleicht auf diesem Wege auch eine Zusammenkunft zwischen Danceny und Ihnen, die er so sehr wünscht, ermöglichen. Nur bitte ich Sie, sagen Sie ihm einstweilen nichts von alledem. Sie würden nur seine Ungeduld vergrössern, und der Zeitpunkt, sie zu befriedigen, ist noch nicht da. Sie thun besser, glaube ich, seine Ungeduld zu mässigen als zu erhöhen. Ich brauche mich wohl in dieser Hinsicht nur auf Ihr eigenes Feingefühl zu verlassen. Und nun leben Sie wohl, mein schönes Mündelchen — denn das sind Sie. Seien Sie Ihrem Vormund ein wenig gut, und vor allen Dingen zeigen Sie sich ein bischen gelehrig. Sie werden gut dabei fahren. Seien Sie versichert, dass ich in Ihrem Glück mein eigenes finden werde.

Graf Valmont an Herrn von Danceny.

Auf Schloss **, den 26. September.

Wenn es mit Ihren Angelegenheiten nicht so schnell vorwärts geht wie Sie wünschen, mein lieber Freund, so ist das wahrhaftig nicht mein Fehler. Ich habe hier mehr als ein Hindernis zu überwinden, und daran ist nicht allein die Wachsamkeit und Strenge der Frau von Volanges, sondern zum Teil auch Ihre junge Freundin selbst schuld. Ich weiss nicht, ist es Gleichgültigkeit oder Furchtsamkeit — genug, sie thut nicht immer, was ich ihr rate, obgleich ich doch wohl besser als sie weiss, was geschehen muss.

Ich hatte z. B. ein einfaches, bequemes und sicheres Mittel ersonnen, ihr Ihre Briefe zuzustellen und selbst die Zusammenkünfte, nach denen Sie sich so sehr sehnen, künftighin möglich zu machen. Aber leider habe ich sie nicht bewegen können, sich dieses Mittels zu bedienen. Ich bedauere das umsomehr, als es nur diesen einen gangbaren Weg giebt, um Sie mit Fräulein von Volanges in Verbindung zu halten. Hinzu kommt, dass ich unaufhörlich befürchten muss, durch die Vermittlung Ihrer Briefe uns alle drei zu verraten. Sie werden es mir deshalb nicht verdenken, wenn ich fernerhin weder mich noch Sie beide dieser Gefahr aussetzen will.

Trotzdem würde es mir äusserst nahe gehen, wenn ich wegen des allzu geringen Vertrauens

Ihrer kleinen Freundin verhindert wäre, Ihnen nützen zu können. Vielleicht schreiben Sie ihr ein paar Worte darüber. Ueberlegen Sie, was Sie thun wollen. Sie müssen das schon allein entscheiden, denn es genügt nicht, dass man seinen Freunden dienen will, man muss ihnen auch auf die Art dienen, die ihnen die angenehmste ist. Immerhin könnten Sie bei dieser Gelegenheit die Stärke der Empfindung Ihrer Freundin für Sie ein wenig auf die Probe stellen, denn eine Frau, die noch eigenen Willen hat, liebt niemals so sehr, wie sie vorgiebt.

Nein, gewiss nicht. Nicht als hätte ich Ihre Geliebte in dem Verdacht der Unbeständigkeit. Aber sie ist jung. Sie hat vor ihrer Mutter eine Heidenangst, und diese Mutter sucht Ihnen, wie Sie wissen, auf alle Weise zu schaden. Unter diesen Umständen möchte es doch gefähr-

lich sein, wenn Sie die Gedanken des Fräuleins zu selten und in zu grossen Zwischenräumen beschäftigen. — Lassen Sie sich aber durch das, was ich Ihnen hier sage, nicht zu sehr beunruhigen. Ich habe im Grunde keine Ursache zum Misstrauen; nur vorsorgliche Freundschaft spricht aus mir.

Ich kann Ihnen heute nicht viel schreiben, weil meine eigene Angelegenheiten mich völlig in Anspruch nehmen. Ich bin noch lange nicht so weit wie Sie, aber ich liebe so heiss wie Sie, und darin finde ich meinen Trost. Sollte ich auch das Ziel meiner Wünsche nicht erreichen, so werde ich doch meine Zeit nicht verloren glauben, wenn es mir gelingt, wenigstens Ihnen nützlich zu werden. Leben Sie wohl lieber Freund!

Cäcilie Volanges an den Grafen Valmont.

den 28. September.

Haben Sie die Güte, Herr Graf, mir den Schlüssel wiederzugeben, den ich neulich von Ihnen erhielt, um ihn mit dem andern zu vertauschen. Da Sie alle darauf bestehen, so will ich mich nicht länger weigern. Ich begreife nur nicht, wie Sie Herrn von Danceny schreiben konnten, ich liebe ihn nicht mehr. Ich habe

Ihnen doch ganz gewiss keine Ursache gegeben, so etwas zu glauben. Er hat sich darüber gegrämt und ich auch.

Ich weiss wohl, dass Sie sein Freund sind; aber daraus folgt doch nicht, dass Sie ihm Kummer machen dürfen, ihm so wenig wie mir. Thun Sie mir doch den Gefallen, ihn vom Gegenteil zu überzeugen, sobald Sie ihm wieder schreiben. Denn zu Ihnen hat er das meiste Vertrauen. Ich aber, wenn ich etwas sage und man glaubt es mir nicht, so weiss ich gleich nicht mehr ein noch aus.

Ueber die Sache mit dem Schlüssel können Sie ganz ruhig sein. Ich habe alles genau behalten, was Sie mir in Ihrem Briefe dabei empfahlen. Wenn Sie ihn indessen noch besitzen und ihn mir mit dem Schlüssel zugleich wiedergeben wollen, so verspreche ich Ihnen, alles was darin steht, aufs beste zu beherzigen. Vielleicht könnte dies morgen geschehen, wenn wir zu Tische gehen. Dann gebe ich Ihnen den anderen Schlüssel übermorgen beim Frühstück, und wir machen es dann so wie beim ersten Mal. Es wäre mir lieb, wenn Sie ihn nicht zu lange behielten, damit Mama ja nichts merkt.

Wenn Sie nun einmal den Schlüssel haben, dann werden Sie auch gewiss so gut sein, sich seiner zu bedienen, um meine Briefe an Herrn von Danceny in Empfang zu nehmen. Er wird dann öfter als bisher welche von mir bekommen.

Es ist ja wahr, nun geht es weit bequemer als früher — aber anfangs hielt mich doch eine gewisse Furcht davon zurück, Ihren Rat zu befolgen. Ich bitte Sie deshalb um Verzeihung, und ich hoffe, dass Sie darum nicht weniger gefällig als bisher gegen mich sein werden. Ich werde Ihnen dafür immer von ganzem Herzen dankbar sein.

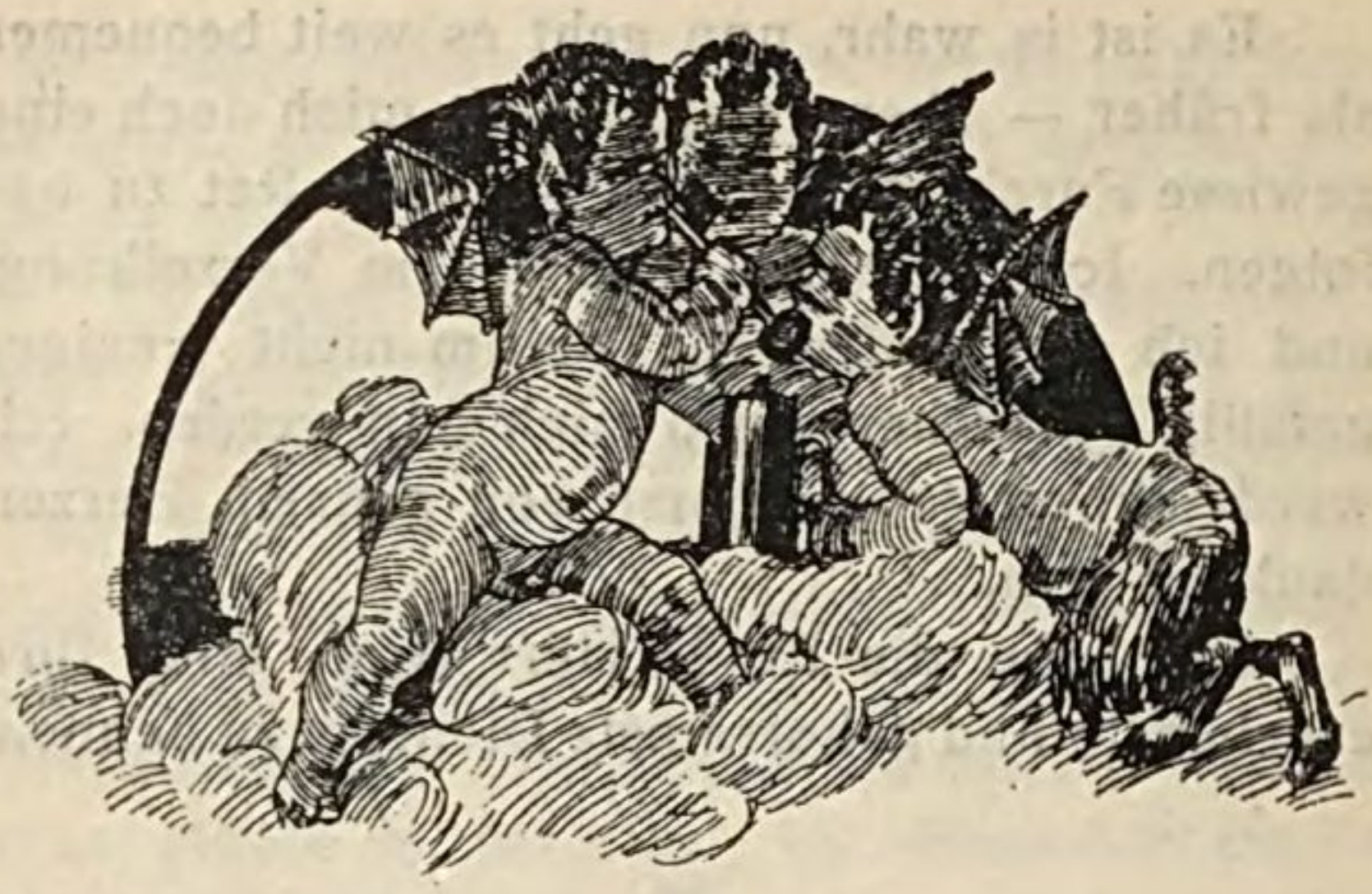
Ich habe die Ehre, Herr Graf, mich Ihre ergebenste und gehorsamste Dienerin zu nennen.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Auf Schloss **, den 1. Oktober.

Wie sehr Sie auch den Kopf schütteln mögen — über meine Präsidentin, habe ich Ihnen auch heute so gut wie nichts zu sagen. Die Dame geht Ihnen zu langsam, Sie sind eine Freundin des raschen Vollendens; Scenen, die lange weilen, langweilen Sie. Ich für meinen Teil aber habe noch nie das Vergnügen gekostet, das in diesem Schneckengange liegt, und ich will es jetzt bis zur Neige geniessen.

Ja, mit der denkbar grössten Freude beobachte ich diese vorsichtige Frau, die sich, ohne es zu ahnen, auf einen Weg hat locken lassen, von dem es keine Rückkehr giebt und dessen immer jäher und gefahrvoller werdender



Absturz sie nun zwingt, mir zu folgen und sich dicht an mich zu halten. Jetzt endlich hat sie ihre schlimme Lage erkannt, sie will still stehen; aber sie vermag es nicht mehr. Alle ihre Anstrengung, all ihre Geschicklichkeit dient höchstens dazu, ihre Schritte weniger gross zu machen, aber sie folgen sich trotzdem unaufhaltsam. Manchmal drückt sie die Augen fest zu, um nichts von der Gefahr zu sehen, und lässt sich dann im Vertrauen auf meine Fürsorge ruhig gehen. Aber noch öfter stählt neue Furcht alle ihre Kräfte, und in tödlichem Schrecken versucht sie umzukehren. Und indem sie eine ganz kurze Strecke zurückklimmt, erschöpft sie sich vollends, um gleich darauf wie von magnetischer Gewalt wieder vorwärts, näher an den Abgrund gedrängt zu werden, dem sie entrinnen wollte. Sie müssten wirklich ihre Briefe lesen. Sie hat jetzt nur noch mich zum Führer und zum Beistande. Sie klagt mich nicht mehr

wegen ihres unvermeidlichen Falles an, sie fleht nur noch, ihn zu verzögern. Bange Seufzer, demutvolle Bitten, alles, was die Sterblichen in ihrer Angst der Gottheit darbringen, steigt von ihren Lippen zu mir auf. Und Sie verlangen, ich solle taub gegen ihre Gebete sein, selbst den Kultus vernichten, den sie mit mir treibt? Ach nein, Sie müssen mir Zeit lassen, einen so rührenden Kampf zwischen Liebe und Tugend mit aller Musse zu betrachten.

Glauben Sie denn, dass dasselbe Schauspiel, das Sie ins Theater lockt und das Sie dort minutenlang beklatschen, in der Wirklichkeit weniger anziehend ist? Lauschen Sie nicht von Ihrer Loge aus mit Begeisterung auf die Gefühle eines reinen und zärtlichen Herzens, das sich vor der Wonne fürchtet, nach der es sich sehnt, das nicht aufhört, sich dagegen zu sträuben, selbst wenn es schon nicht mehr widerstehen kann? Und sollte nun wirklich diese Scene für den, der sie veranlasst hat, reizlos und wertlos sein? Sehen Sie, so wonnige Genüsse verschafft mir meine himmlische Liebste täglich, und da wollen Sie mir im Ernst vorwerfen, dass ich sie langsam einschlürfe? Allzu früh wird die Zeit kommen, wo sie durch ihren Fall erniedrigt und nur noch ein gewöhnliches Weib für mich sein wird.

Doch, indem ich von ihr rede, vergesse ich ganz, dass ich eigentlich nicht von ihr reden wollte. Ich weiss nicht, welche Gewalt mich an sie fesselt und immer zu ihr zurückführt,

selbst wenn ich mich an ihr versündige. Doch fort jetzt mit diesen gefährlichen Gedanken. Ich will wieder der alte Valmont sein und Ihnen etwas Lustiges erzählen. Es handelt sich um Ihr Pflegetöchterlein, die nun auch die meinige geworden ist, und ich hoffe, Sie werden mich sogleich wieder erkennen.

Da ich seit einigen Tagen von meiner zärtlichen Betschwester glimpflicher behandelt wurde und mich folglich nicht ausschliesslich um sie zu kümmern brauchte, hatte ich Zeit, zu bemerken, dass die kleine Volanges in der That ein allerliebstes Mädchen ist. Ich sagte mir, dass Danceny mit seiner Leidenschaft für sie zwar ein Narr sei, dass ich aber kein kleinerer sein würde, wenn ich nicht eine angenehme Zerstreuung bei ihr mitnähme, die ich in meiner hiesigen Weltabgeschiedenheit so nötig habe. Auch schien es mir billig, mich für die viele Mühe, die ich mir ihretwegen gebe, bezahlt zu machen. Daneben fiel mir noch ein, dass Sie mir das Fräulein schon zu einer Zeit angeboten haben, wo Danceny noch kein Wort von ihr wusste, und so schien mir, dass ich gewisse Rechte beanspruchen dürfte, die ihm nur durch meinen freiwilligen Verzicht zugefallen waren.

Das hübsche Gesicht der kleinen Person, ihre frischen, roten Lippen, ihre kindlich unschuldigen Mienen und sogar ihr linkisches Wesen gaben diesen weisen Betrachtungen den gehörigen Nachdruck. Ich beschloss ent-

sprechend
zu handeln,
und der Erfolg hat das Unternehmen gekrönt.

Sie überlegen jetzt gewiss, durch welches Mittel ich einen geliebten Liebhaber so bald aus dem Sattel gehoben habe und welche Art der Verführung bei diesem Alter und dieser Unerfahrenheit am Platze sei. Sparen Sie sich die Mühe. Ich habe von alledem nichts gebraucht. Ihnen sei es überlassen, die Waffen Ihres Geschlechts zu führen und durch List zu siegen; ich hielt mich an die unverjährbaren Rechte des Mannes und überwand durch Gewalt. Der Fang war mir sicher, sobald ich nur an meine Beute nahe genug heran konnte. Ich brauchte also meine Schlauheit nur dazu, um das Opfer zu beschleichen, und selbst das, was ich in der Hinsicht that, verdient kaum diesen Namen.

Ich benutzte gleich den ersten Brief, den ich von Danceny für seine Schöne empfing. Ich benachrichtigte sie von seiner Ankunft

durch das unter uns verabredete Zeichen, aber anstatt mir Mühe zu geben, ihn ihr zuzustecken, gab ich mir vielmehr alle Mühe, es nicht zu thun. Ich stellte mich dabei ebenso ungeduldig, wie sie es wirklich war, und schlug ihr endlich ein Mittel vor gegen das Uebel, das ich selbst verursacht hatte.

Sie bewohnt ein Zimmerchen, dessen eine Thür auf den Gang hinausgeht, von der aber die Frau Mutter wohlweislich den Schlüssel an sich genommen hatte. Es kam nur darauf an, ihn zu erhalten. Das war so schwer nicht. Ich verlangte ihn nur auf zwei Stunden ausgeliefert und verpflichtete mich, ihn während der Zeit nachmachen zu lassen. Dann waren wir aus aller Verlegenheit. Briefwechsel, Unterredungen, nächtliche Zusammenkünfte, alles was man nur immer wünschen konnte, war dann leicht und sicher zu bewerkstelligen. Aber was glauben Sie — das schüchterne Kind bekam es mit der Furcht zu thun und sagte rundweg nein. Ein anderer an meiner Stelle wäre vielleicht ausser sich gewesen, aber ich erblickte darin nichts als eine Gelegenheit, mir den Spass noch pikanter zu machen. Ich schrieb auf der Stelle an Danceny, beklagte mich über ihre Weigerung und machte meine Sache so geschickt, dass der Einfaltspinsel nicht ruhte, als bis er seine furchtsame Geliebte dahin gebracht hatte, meinen Wunsch zu erfüllen und sich so mit gebundenen Händen in meine Gewalt zu geben.

Ich gestehe, ich war sehr damit zufrieden,

dass wir auf diese Art unsere Rollen tauschten und dass der junge Herr nun für mich that, was er eigentlich von mir für sich erwartet hatte. Dieser Gedanke verdoppelte in meinen Augen den Wert des Abenteuers. Und sobald ich den köstlichen Schlüssel besass, verlor ich keinen Augenblick, auch von ihm Gebrauch zu machen.

Sobald ich mich in vergangener Nacht versichert hatte, dass sich im Schlosse nichts mehr rühre, nahm ich meine Blendlaterne und ging in einem Anzuge, der der Tageszeit und meinen Geschäften angemessen war, um Ihrem Mündelchen die erste Visite zu machen. Ich hatte (und zwar von ihr selbst) Vorkehrungen treffen lassen, um jedes Geräusch zu vermeiden. Sie war im ersten tiefen Schlafe, wie ihn dies glückliche Alter zu geniessen pflegt, und ich gelangte an ihr Bett, ohne dass sie sich gerührt hätte. Dies brachte mich anfänglich auf den Einfall, weiter zu gehen und zu versuchen, ob ich nicht für eine Traumgestalt gelten könnte. Aber ich fürchtete dabei die Folgen der Ueberraschung und den Lärm, der gewöhnlich damit verbunden ist. Ich hielt es also für ratsamer, die schöne

Schläferin vorsichtig aufzuwecken, und es gelang mir in der That, dem Schrei des Schreckens, vor dem ich Angst hatte, zuvorzukommen.

Ich beruhigte sie alsbald und half ihr über die erste Besorgnis hinweg. Weil ich aber nicht gekommen war, um mit ihr zu schwatzen, so erlaubte ich mir sofort einige Freiheiten. Zweifellos hat sie in ihrem Kloster nichts davon gehört, wie vielen Gefahren die schüchterne Unschuld ausgesetzt ist, und was sie alles zu hüten hat, um nicht überrumpelt zu werden. Denn während sie ihre ganze Aufmerksamkeit und

Kraft allein darauf verwandte, sich gegen einen Kuss zu verteidigen, der nur ein falscher Angriff war, liess sie alles übrige unverteidigt. Wer könnte solche Vorteile unbenutzt lassen! Ich machte also auf der Stelle eine wichtigere Eroberung. Jetzt aber glaubte ich doch einen Augenblick, dass wir beide verloren wären. Meine Schöne war vor Zorn ausser sich und stand im Begriff, laut um Hilfe zu rufen. Zum Glück konnte sie vor lauter Weinen und Schluchzen nicht dazu kommen. Sie versuchte dann, den Klingelzug zu ergreifen, doch war ich behende genug, ihren Arm noch rechtzeitig festzuhalten.

„Was geben Sie an?“ redete ich ihr jetzt zu. „Wollen Sie sich durchaus auf immer unglücklich machen? Rufen Sie, wen Sie wollen, was geht's mich an? Aber wer wird sich's wohl weiss machen lassen, dass ich ohne Ihr Wissen und Willen hier bin? Von wem sonst als von Ihnen habe ich das Mittel, hierher zu kommen? Habe ich diesen Schlüssel nicht von Ihnen erhalten, kann ich ihn von jemand anders haben? Und wollen Sie es auf sich nehmen, zu gestehen, wozu er dienen sollte?“

Diese wenigen Worte stillten zwar weder ihren Schmerz noch ihren Zorn; aber sie wurde jetzt kirre und mutlos. Ich weiss nicht, ob ich den Ton der Beredsamkeit habe, sicher ist, dass ich über die Geste verfüge. Und über die Geste verfügte ich auch diesmal. Sie können sich eigentlich vorstellen, dass mein hoher,

oratorischer Anstand seine Wirkung nicht verfehlte. Aber ich weiss ja, ich verstehe meine Sachen schlecht, und Sie bemerken nicht mit Unrecht, dass das einfältige Weib, sogar ein Kind aus dem Kloster, mich am Gängelbande führt.

Klein Cilli fühlte bei all' ihrer Verzweiflung doch, dass sie einen Entschluss fassen und sich mit mir in Güte vergleichen müsse. Gegen ihre Bitten war ich taub, so machte sie also Vorschläge. Vielleicht glauben Sie, dass ich meine Vorteile sehr teuer verkaufte. Keineswegs! Ich versprach alles für einen einzigen Kuss. Nun ist es ja wahr, nachdem ich ihr den Kuss gegeben hatte, hielt ich mein Wort nicht, aber ich hatte sehr triftige Gründe dafür. Es war ja nicht ausgemacht, ob ich ihn geben oder bekommen sollte. Wir unterhandelten also von neuem, und nun sollte ich den Kuss empfangen. Ich legte also ihren schüchternen Arm um meinen Hals, drückte sie selbst zärtlich an mich und liess mich küssen — glauben Sie mir, die Liebe selbst hätte das alles nicht besser machen können.

Der Vertrag war von ihrer Seite ehrlich erfüllt, und es war meine Pflicht, dies auch meinerseits zu thun. Aber ich weiss nicht, durch welchen Zufall ich dabei in eine noch glücklichere Lage kam. Und nun werden Sie vielleicht Wunder denken, wie ich mich beeilte und alles aufbot, um schnell zum Ziele zu kommen. Ganz und gar nicht. Das Zögern

ist einmal mein Geschmack. Und warum sich übereilen, wenn man doch sicher ist, ans Ziel zu gelangen?

Ohne Spass, es war mir sehr lieb, einmal die Macht der Gelegenheit genau beobachten zu können. Ich fand sie hier rein, ohne alle fremde Beimischung. Sie hatte gegen eine Liebe zu kämpfen, die noch ausserdem von der Schamhaftigkeit und der Furcht vor Schande mächtig unterstützt wurde, die vom Zorn, den ich in nicht geringem Masse erweckt hatte, Beistand erhielt. Die Gelegenheit aber stand allein, ohne Hilfstruppen. Aber sie war da, immer thätig, immer gegenwärtig, und die Liebe war fern. Um bei meinen Beobachtungen ganz sicher zu gehen, war ich boshaft genug, Gewalt nur dann anzuwenden, wenn mir Gewalt entgegentrat. Immer, sobald meine schöne Gegnerin meine Mässigung missbrauchen und mir entwischen wollte, aber auch nur dann, wusste ich sie durch dieselbe Furcht zu

bändigen, deren Wirkung ich schon vorhin erprobt hatte. Und ohne weitere Anwendung von Gewalt, nur durch Küsse, Liebkosungen und Schmeicheleien brachte ich sie schliesslich dahin, ihre Schwüre zu vergessen, nachzugeben und endlich einzuwilligen. Freilich kehrte ihr die Besinnung gleich darauf wieder zurück, und sie überschüttete mich mit Vorwürfen und Thränen. Aber sie hörte immer wieder auf, sobald ich mich anschickte, aufs neue Gelegenheit dazu zu geben. So ging's von Schwachheit zu Vorwürfen und von diesen zur Schwachheit, bis wir uns schliesslich trennten, nicht ohne uns für heute Nacht abermals verabredet zu haben.

Ich hatte, als ich wieder auf meinem Zimmer war, Ruhe und Schlaf sehr nötig. Gleichwohl opferte ich beides auf, um morgens das Frühstück nicht zu versäumen. Ich sehe nichts in der Welt lieber als die Gesichter nach solcher Nacht. Wie das Ihres Mündelchens ausschaute, können Sie sich nicht vorstellen. Eine so schwankende Haltung, ein so schwerfälliger Gang, die Augen immer zur Erde gesenkt und so geschwollen, so umrändert, so matt. Ihr rundes, volles Gesicht jetzt so gedehnt und lang. Es war furchtbar amüsant. Die Alte ängstigte sich über diese ausserordentliche Veränderung so sehr, dass sie ihr zum ersten Male wieder etwas wie zärtliche Teilnahme bewies. Aber niemand bemühte sich um die Kleine so liebevoll wie meine Präsidentin. Sie lieh ihr

damit freilich nur, was sie nächstens selbst sehr gut gebrauchen wird. Ich hoffe, der Tag ist nicht fern, wo Fräulein Cäcilie ihr den gleichen Liebesdienst erweisen kann. Adieu, meine schöne Freundin.

Cäcilie Volanges an die Marquise von Merteuil.

Auf Schloss **,
den 1. Oktober.

Ach mein Gott, mein Gott, liebe gnädige Frau, wie unglücklich bin ich! Wer wird mich in meinem Leid trösten, wer mir raten in der schrecklichen Verwirrung, worin ich mich befinde? Dieser Herr Graf Valmont und Danceny! Der Gedanke an Danceny macht mich wahnsinnig! Wie soll ich es Ihnen nur erzählen, wie Ihnen alles sagen! Ich weiss nicht, wie ich anfangen soll. Und doch ist mein Herz so voll, ich muss mit Jemandem sprechen, und Sie sind ja die Einzige, zu der ich Vertrauen habe,

der ich mich anvertrauen darf. Sie waren immer so gut gegen mich. Aber ich bin Ihrer Güte nicht mehr würdig, ich darf sie von Ihnen nicht mehr erhoffen. Alle haben mir heut soviel Teilnahme gezeigt, aber das hat meinen Schmerz nur noch vermehrt. Ich fühlte ja, dass ich es nicht verdiene. Schelten Sie mich, tadeln Sie mich, denn ich habe eine grosse Sünde gethan. Aber dann, um Gotteswillen, retten Sie mich auch. Wenn Sie mir nicht raten, so muss ich vor Kummer sterben.

Hören Sie nur... Mir zittert die Hand, ich kann keinen Buchstaben ordentlich schreiben, mein Gesicht brennt wie Feuer. O Gott, o Gott, ich bin ganz schamrot. Ich will mich nicht beklagen, es ist die erste Strafe für meine Sünde. Ja, ich werde Ihnen alles erzählen.

Der Herr Graf Valmont, der mir bisher immer heimlich Dancenys Briefe gab, hat das mit einem Male zu schwierig gefunden. Er wollte einen Schlüssel zu meinem Schlafzimmer haben. Ich versichere Ihnen heilig, dass ich mich anfänglich ganz entschieden weigerte. Aber er hat dann an Danceny geschrieben, und Danceny hat es auch gewollt, und ich — ich kann ihm so schwer etwas abschlagen, besonders jetzt, wo er wegen unserer Trennung so unglücklich ist. Ich habe mich überreden lassen. Ich ahnte ja nicht, was für ein Unglück daraus entstehen würde.

Gestern hat sich der Herr Graf Valmont zum ersten Male des Schlüssels bedient und

ist zu mir in's Zimmer gekommen, nachts, als ich schon eingeschlafen war. Ich war so wenig darauf gefasst, dass ich mich entsetzlich erschrocken habe, als er mich aufweckte. Aber er redete mir gut zu, und da ich ihn erkannte, so verhielt ich mich still und schrie nicht. Ich glaubte nämlich wirklich, dass er mir einen Brief von Danceny bringen werde. Aber nein. Ein paar Augenblicke darauf hat er mich umarmen wollen. Und wie ich mich sträubte, was doch natürlich ist, wurde er so entsetzlich unartig, o ich kann's Ihnen nicht sagen. Er liess mich nicht wieder los, er wollte durchaus erst einen Kuss von mir haben. Was sollte ich thun? Ich wollte um Hilfe schreien, aber ich konnte vor Angst nicht — und dann drohte er mir sogar, wenn jemand käme, so wolle er alle Schuld auf mich schieben. Das war auch wirklich leicht, weil ich ihm ja den Schlüssel gegeben hatte. Er ging also nicht; ich musste ihm durchaus noch einen Kuss geben — und dann mehrere. — Gott, ich weiss nicht, wie mir endlich zu Mut wurde. Ich verlor alle Besinnung. Und dann wurde es immer ärger — ach Gott — ich wusste endlich selbst nicht mehr, was mit mir vorging. Es war furchtbar schlimm. Es ... Aber ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Ich bin so unglücklich, wie man nur sein kann.

Ach, liebe, gnädige Frau — ob ich mich wohl auch so verteidigt habe, wie ich musste? Ich weiss nicht, wie es kommt — ich liebe sonst den Herren Grafen durchaus nicht, nein,

im Gegenteil. Und doch war mir manchmal zu Mute, als liebte ich ihn sehr. Es ist mir unbegreiflich. Sie werden meinen, dass ich trotzdem hätte nein sagen müssen. Aber es war mir manchmal geradezu unmöglich — ich war ganz ausser mir und wusste nicht, was ich that. Er hat eine Art zu reden, dass man garnicht weiss, was man ihm antworten soll. Sie werden es mir nicht glauben, als er ging, habe ich mich darüber geradezu geärgert, und ich war hässlich genug, ihm zu versprechen, dass er heute wiederkommen dürfe. Das macht mich noch trostloser als alles andere.

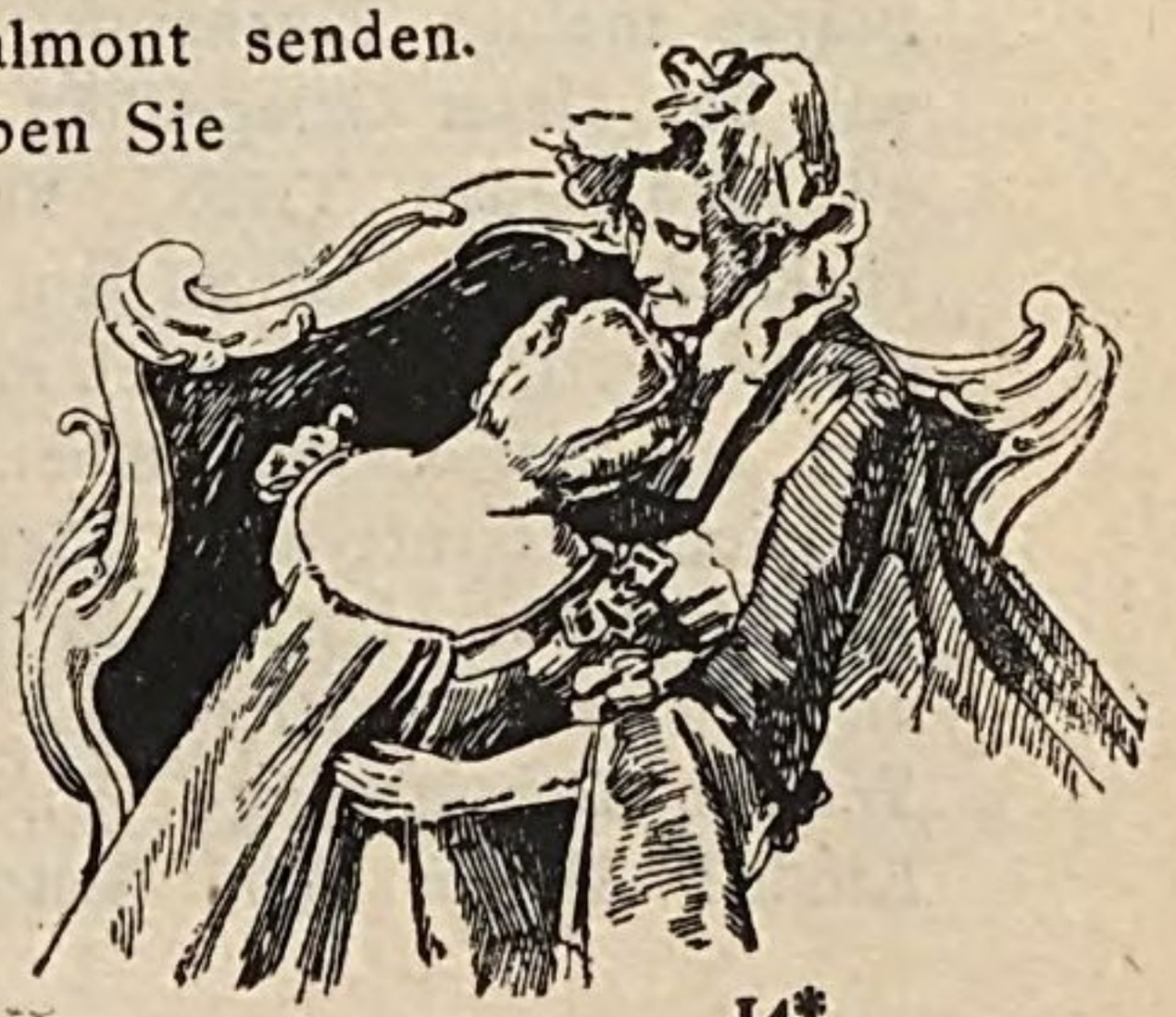
Aber ich schwöre Ihnen, ich will es nie wieder thun. Kaum war er fort, so fühlte ich, wie unrecht es war, ihm so etwas zu versprechen. Ich habe die ganze Nacht hindurch geweint. Ich dachte an Danceny, und das machte mich so unsagbar traurig, dass sich meine Thränen immer verdoppelten und mich fast erstickten. Ich denke seitdem in einem fort an ihn; ich kann vor Kummer nicht mehr schreiben — das Papier ist ganz nass von Thränen, Sie werden es nicht lesen können. Nein, für mich giebt es keinen Trost mehr auf Erden, schon seinetwegen nicht. Ich habe geweint, bis ich nicht mehr konnte, aber auch dann keine Minute geschlafen. Als ich mich heute Morgen im Spiegel sah, erschrak ich vor mir selbst, so entstellt war ich.

Mama hat es wohl bemerkt, und sie fragte mich, was mir denn wäre. Da musste ich von

neuem weinen; ich dachte, sie würde mich schelten, und das hätte mir nicht so weh gethan. Aber statt dessen redete sie so sanft und gut mit mir, wie ich's garnicht verdiente. Sie sagte, ich sollte mich doch nicht so grämen. Sie wusste ja nicht, weshalb ich mich grämte. Ich würde mich noch krank machen! Krank? Tot sein möchte ich! Ich konnte mich nicht mehr halten, ich warf mich an ihre Brust. „Ach Mama", rief ich, „Ihre Tochter ist so sehr unglücklich!" Mama selber konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, und das vermehrte meinen Schmerz noch. Zum Glück fragte sie nicht, warum ich mich so unglücklich fühle. Was hätte ich ihr wohl antworten können!

Ich bitte Sie von Herzen, gnädige Frau, schreiben Sie mir ein paar Zeilen, sobald Sie nur können! Sagen Sie mir, was ich thun soll, denn ich habe nicht den Mut, an irgend etwas zu denken, ich kann nichts, als mich grämen. Sie müssten mir den Brief freilich durch den Herrn Grafen Valmont senden. Aber bitte, schreiben Sie ihm ja kein Wort davon, dass ich Ihnen alles mitgeteilt habe.

Ich wage es nicht, meinen Namen zu unterschreiben.



Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Auf Schloss **, den 1. Oktober, abends.

Ihre Pflegetochter, schöne Freundin, ist aber wirklich eine lächerliche kleine Person. Ein Kind, das man auch als Kind behandeln sollte und dem man eine Wohlthat erweisen würde, wenn man es einmal ganz gehörig züchtigte. Werden Sie nach alledem, was zwischen ihr und mir vorgegangen ist, und nach unserem mehr als freundschaftlichen Abschied gestern Morgen glauben, dass ich abends ihre Thür verriegelt fand und ihr also den feierlich vereinbarten Besuch nicht abstatten konnte? Was sagen Sie dazu? Derlei Kindereien erlebt man manchmal wohl am Tage vorher, aber nachher — ist das nicht spasshaft?

Ich habe indes über diesen Spass zuerst nicht gelacht, habe vielmehr noch niemals die Stärke meines Eigensinns in solchem Masse wie bei dieser Gelegenheit empfunden. Ohne all' und jeden Trieb, nur aus Anstandsrücksichten ging ich zu dem Stelldichein. Mein eigenes Bett, nach dem ich mich herzlich sehnte, war mir tausendmal lieber als jedes andere, und ich entfernte mich höchst ungern von ihm. Aber kaum war ich auf ein Hindernis gestossen, als ich auch gleich vor Begierde brannte. Welche Demütigung! Und das von einem Kinde! Dieser Balg hatte mich gefoppt!

Aeusserst aufgebracht zog ich mich zurück und wahrhaftig, wäre mir nicht noch rechtzeitig der Gedanke an Sie und Ihre Pläne mit Gercourt gekommen, so hätte ich dem Mädel einen Brief geschickt, worin ich sie ihrem Wert entsprechend behandelt hätte. Heute früh freilich sah ich gleich ein, dass ich im Begriff gewesen war, eine Dummheit zu begehen. Ich habe hier nicht die Wahl unter so vielen Zerstreuungen, dass ich mich leichtfertig um eine bringen könnte, und ausserdem will ich nicht ein Verhältnis abbrechen, ehe es in meiner Macht liegt, die Heldin zu Grunde zu richten. Wohin einen die erste Hitze doch führen kann! Glücklich, wer wie Sie, schöne Freundin, sich daran gewöhnt hat, ihr nie zu folgen!

Ich werde die Kleine, die übrigens heute den ganzen Tag über ein erbarmungswürdiges Gesicht machte, schon wieder zur Vernunft bringen. Denn ich nehme zu ihren Gunsten an, dass sich hinter ihrer Niedergeschlagenheit nicht so etwas wie Reue oder gar wie Tugend verbirgt. Tugend! Lächerlich! Darüber hat sie gerade mitzusprechen! Die überlasse sie der Einzigen, die dafür geboren ist, der Einzigen, die es versteht, die Tugend erträglich, ja schön und liebenswürdig zu machen!

Verzeihen Sie, meine teure Freundin. Aber eben erst hat sich zwischen Frau von Tourvel und mir eine Scene zugetragen, von der ich Ihnen sogleich erzählen muss, eine Scene, die mich noch aufs mächtigste erregt. Ich muss

mir ordentlich Gewalt anthun, um mich von dem Eindruck zu befreien, den sie auf mich gemacht hat, und ich schreibe an Sie eigentlich nur, um dies zu erreichen. Nicht wahr, Sie halten meiner erregten Stimmung schon etwas zu gute?

Seit mehreren Tagen schon sind wir beide, Frau von Tourvel und ich, uns über unsere Empfindungen einig; wir streiten uns nur noch um ihre Benennung. Freilich war es immer ihre Freundschaft, die meine Liebe erwiderte. Aber diese conventionelle Lüge änderte an der Sache selbst nicht das geringste, und wenn nichts dazwischen gekommen wäre, wäre wohl alles ein bisschen langsamer, aber darum nicht weniger sicher gegangen Davon, dass ich mich entfernen sollte, wie sie zuerst verlangt hatte, war keine Rede mehr, und so sehr ich mir meinerseits Mühe gab, unsere täglichen Unterhaltungen zu ermöglichen, so sehr war sie ihrerseits darauf bedacht, jede gebotene Gelegenheit zu benutzen.

Da gewöhnlich unsere Spaziergänge zu diesen vertraulichen Gesprächen dienen mussten, so liess mich heute das andauernd schlechte Wetter wenig Gutes hoffen. Ich war recht ärgerlich darüber, sah ich doch nicht voraus, wie viel diese scheinbare Widerwärtigkeit mich gewinnen lassen würde.

Der Regen verbot jeden Aufenthalt im Freien nach Tisch, man setzte sich also gleich zum Spiele nieder, und da ich bei der Partie nicht mitthun konnte, begab ich mich auf mein Zimmer, in keiner anderen Absicht als der, dort zu bleiben, bis das Spiel zu Ende wäre.

Ich wollte gerade zur Gesellschaft zurückkehren, als ich meiner süssen Schönen begegnete, die sich eben auf ihr Zimmer begab. War es nun Unbedachtsamkeit oder Schwäche, genug, sie sagte mit ihrer sanften Stimme: „Wollen Sie hinuntergehen? Im Salon treffen Sie niemanden!“ Das brachte mich, wie Sie sich denken können, sogleich auf den Gedanken, mit in ihr Zimmer zu gehen, und ich fand weniger Widerstand, als ich erwartet hatte. Allerdings habe ich die Vorsicht gebraucht, schon vor der Thür ein Gespräch, und zwar ein ganz gleichgültiges, anzufangen, aber kaum waren wir drinnen, als ich es auf den richtigen Gegenstand lenkte und von „meiner Liebe zu meiner Freundin“ zu sprechen begann. Ihre erste Antwort, so kurz und einfach sie war, schien mir doch bedeutungsvoll genug. „O ich bitte Sie — hier nichts davon!“ Sie zitterte

dabei. Arme Frau! Sie sieht ihren Tod vor Augen.

Jedoch war ihre Besorgnis diesmal unbegründet. Seitdem ich meines Sieges heut oder morgen gewiss bin und seitdem ich sehe, wie sie ihre Kräfte in nutzlosen Kämpfen vergeudet, bin ich entschlossen, die meinigen zu schonen und ruhig abzuwarten, bis sie ermattet die Waffen streckt. Ich will einen vollständigen Triumph erringen und nichts dem Zufall zu verdanken haben. Diesem Plane gemäss kam ich jetzt wieder auf das Geständnis ihrer Liebe, das sie noch immer hartnäckig verweigerte, zurück. Ich drang in sie, aber nur, um dringend zu erscheinen. Und da ich glaubte, sie von der Glut meines Herzens ohnehin überzeugt zu haben, schlug ich jetzt einen mehr zärtlichen Ton an. Ihre Weigerung erzürnte mich nicht, sie machte mich nur traurig. War meine gefühlvolle Freundin mir da nicht einen kleinen Trost schuldig?

Und während sie mich tröstete, lag eine ihrer Hände immer in der meinigen. Ihr schöner Leib lehnte sich dabei auf meinen Arm, und wir waren einander ganz nahe. Sie haben gewiss auch bemerkt, wie in dieser Stellung Bitten und Weigerungen sich schneller folgen, wie das Gesicht sich abwendet, die Augen am Boden haften, die Stimme immer schwächer wird, das Gespräch immer öfter jäh abbricht und ins Stocken kommt — und das alles in dem Masse, indem die Verteidigung

sanfter wird. Diese köstlichen Symptome beweisen ganz unzweideutig die Einwilligung der Seele, die aber dann selten schon bis zu den Sinnen reicht. Ich glaube sogar, dass es gefährlich ist, in solchen Augenblicken allzu dreist vorzugehen. Denn dieser Zustand sanfter Hingebung gewährt ein süssseliges Vergnügen, und macht man dem durch einen raschen Schritt ein Ende, so verursacht man immer einen kleinen Verdruss, der unfehlbar die Verteidigung stärkt.

So wartete ich geduldig, um sie nicht aufzuschrecken und wieder zur Besinnung zu bringen. Ich verlangte ja auch nicht, dass sie mir das Geständnis ihrer Liebe in Worten gab, ein Blick war hinreichend, ein einziger Blick, um mich überglücklich zu machen.

O meine Freundin, endlich richteten sich diese schönen Augen wirklich auf mich. Endlich sagte der schöne Mund: „Ja denn ... ja ... ich ..“ Aber plötzlich erlosch das Feuer ihres Blickes, die Stimme versagte ihr, und das angebetete Weib sank in meine Arme. Aber kaum liess sie mir Zeit, sie aufzufangen, als sie sich auch schon mit krampfhaftem Ungestüm von mir losriss. Mit wirren Mienen, die Hände zum Himmel erhoben, rief sie laut: „O mein Gott, mein Gott, rette mich!“ und schneller als der Blitz stürzte sie zehn Schritte von mir auf die Knie nieder. Sie schluchzte zum Ersticken. Ich eilte ihr zu Hilfe. Aber sie ergriff meine Hände, benetzte sie mit Thränen, umfasste sogar meine Knie und stöhnte: „Ja Sie, Sie werden mich retten. Sie wollen ja meinen Tod nicht, darum lassen Sie von mir, retten Sie mich, lassen Sie von mir, um Gotteswillen, lassen Sie mich!“ Diese Worte stahlen sich kurz und abgebrochen mit Mühe durch ihr immer heftiger werdendes Schluchzen hindurch. Und dabei hielt sie mich mit einer Gewalt fest, die mir nicht erlaubt hätte, mich zu entfernen. So nahm ich denn alle meine Kräfte zusammen und hob sie in meine Arme. Im Augenblick versiegten ihre Thränen, sie sprach kein Wort mehr, alle ihre Glieder erstarrten, und eine convulsivische Ohnmacht folgte dem Sturme.

Ich gestehe es Ihnen ruhig ein, ich war aufs äusserste gerührt, und ich glaube, dass ich freiwillig ihre Bitte erfüllt hätte, auch wenn

mich die Umstände nicht dazu gezwungen hätten. Soviel ist gewiss, dass ich sie, ihrem Verlangen gemäss, nach einigen Hilfeleistungen verliess, und ich beglückwünsche mich dazu. Denn einigermassen bin ich heute Abend, als wir uns alle Gute Nacht sagten, schon dafür belohnt worden. Sie verliess den Salon an meinemArm, und wie wir uns trennten, drückte sie meine Hand mit Inbrunst. Mir schien in dieser Bewegung allerdings etwas Unfreiwilliges zu liegen. Aber um so besser! Es wäre das ein neuer Beweis meiner Herrschaft über sie.

Ich möchte darauf wetten, sie dankt Gott, dass sie endlich so weit ist. Die Kosten sind ja nun sämtlich bezahlt, und nur der Genuss bleibt noch übrig. Vielleicht beschäftigt sie sich jetzt schon, während ich an Sie schreibe, mit diesem süssen Gedanken. Aber selbst wenn sie statt dessen auf einen neuen Verteidigungsplan sinnt, zürne ich ihr nicht — man weiss ja, womit solche Pläne schliesslich enden. Ich frage Sie selbst, kann's länger dauern als bis zu unserer nächsten Zusammenkunft? Vielleicht macht sie noch ein paar Seitensprünge, ehe sie sich völlig hingiebt, und ich erwarte das sogar von ihr. Aber diese Art Frauen weiss sich nicht mehr zu mässigen, sobald einmal der erste Schritt gethan ist. Ihre Liebe ist wie eine Explosion; je mehr Widerstand, desto grössere Kraft. Ich glaube wahrhaftig, meine zornmütige Fromme liefe mir nach, wenn ich aufhörte, ihr nachzulaufen.

Der Tag also, wo ich erscheine, Sie an Ihr gegebenes Wort zu mahnen, der Tag steht nahe bevor, meine schöne Freundin. Sie haben doch nicht vergessen, was Sie mir als Siegespreis versprochen haben? Nun, sind Sie bereit? Ich schmachte nach diesem süssen Lohn, als hätten wir uns noch nie gekannt. Doch nein — Sie kennen, ist ein gewichtiger Grund mehr, nach Ihnen zu schmachten. Und diese erste Untreue an meiner schweren Eroberung soll ihre Strafe dafür sein, dass sie mich so lange von Ihnen ferngehalten hat. Es ist unglaublich, volle zwei Monate und drei Tage lang nimmt mich diese Sache nun schon in Anspruch — den morgigen Tag, wo die Belagerung doch eigentlich erst ganz zu Ende ist, zähle ich dabei nicht einmal mit!

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Auf Schloss **, den 3. Oktober.

Meine Freundin, ich bin genarrt, verraten, verloren, ich bin ausser mir — die Tourvel ist fort! Sie ist fort, und ich weiss nichts davon; abgereist, ohne dass ich's verhindern, ohne dass ich ihr ihre schändliche Falschheit vorwerfen konnte! So wahr ich lebe, ich hätte sie nicht reisen lassen! Sie wäre hier geblieben, ja, sie wäre es, und wenn ich hätte Gewalt anwenden müssen! Aber so — so schlief ich ruhig in meiner leichtgläubigen Sicherheit, schlief, während der Blitz auf mich niederzuckte. Dieser Streich ist mir unbegreiflich. Und da bildet man sich ein, die Frauen zu kennen!

Wenn ich mich an gestern erinnere — was sage ich, an gestern Abend! Dieser sanfte Blick, diese zärtliche Stimme, dieser Händedruck! Und zur selben Zeit sann sie schon darauf, mir zu entwischen. O Weiber, Weiber! Und ihr beklagt euch, wenn man euch hintergeht! Aber ihr habt recht, jede Falschheit, die unsereins anwendet, ist ein Diebstahl an euch.

Doch ich werde mich zu rächen wissen. Ich werde die Treulose schon wiederfinden und meine Herrschaft über sie wieder antreten. Hat die Liebe allein schon so viel vermocht, was wird sie dann erst im Verein mit der Rachsucht vollbringen! Ich sehe sie schon

wieder zu meinen Füssen liegen, in Thränen aufgelöst, zitternd und um Gnade flehend, doch dann werde ich erbarmungslos sein.

Es giebt kein Glück, keine Ruhe für mich ohne den Besitz dieses Weibes, das ich mit gleicher Inbrunst hasse und liebe, der ich nachlaufe, obgleich sie mich flieht, um derentwillen ich die übersehe, die sich mir freiwillig anbieten. Erst wenn ich ihr Schicksal in meinen Händen habe, wird mir meins erträglich scheinen. Erst . . . doch ich bin nicht im Stande, ruhig zu denken. Ich vermag auch keinen vernünftigen Entschluss zu fassen. Das Blut kocht mir in den Adern, ich werde verrückt. Zwanzigmal schon war ich heute im Begriff, mein Pferd satteln zu lassen, ihr nach . . . Aber ich will mich bezwingen, wenigstens vorher Ihre Antwort abwarten, liebe Freundin. Schieben Sie sie, bitte, keine Sekunde lang auf!

Wenn ich nur herausbekäme, was bei ihr vorgeht! Wenn ich auch das nicht erfahren sollte . . . Zum Glück hat mein Jäger, der jetzt in Paris steckt, Zutritt bei ihrem Kammermädchen. Der Bursche kann mir vielleicht helfen. Ich werde ihm auf der Stelle schreiben. Vielleicht fällt Ihnen, schöne Freundin, etwas Gutes ein. Dann bitte, teilen Sie es mir sofort mit. Ich habe den Nutzen Ihrer Freundschaft so oft empfunden, aber nie mehr als in diesem Augenblicke.

Die Marquise von Merteuil an den Grafen Valmont.

Paris, den 4. Oktober.

Bravo, bravo, lieber Graf! Das war ein Meisterstück! Ich könnte Sie dafür küssen! Nach Ihrem ersten Briefe musste ja Ihr zweiter kommen; es war gar nicht anders möglich, ich habe ihn mit Bestimmtheit erwartet. Und da ist er nun. Während Sie, königlich stolz auf Ihren bevorstehenden Sieg, mich voreilig an die versprochene Belohnung mahnten, merkte ich schon, dass ich mich damit nicht zu übereilen brauchte. Ich versichere Sie auf Ehrenwort, sobald ich die schöne Schilderung der gefühlseligen Scene gelesen hatte, die Sie „aufs äusserste gerührt“ hat und bei der Sie eine wahrhaft antike Mässigung bewahrten — ich versichere Sie, dass ich da wohl zehnmal ausgerufen habe: „Nun ist alles verloren, die Geschichte hat ein Ende.“ Es musste ja so kommen. Was verlangen Sie denn von einer armen Frau, die sich Ihnen ergiebt und die Sie dann nicht an sich reissen? Nein, lieber Graf, ich sage

es Ihnen gerade heraus, Sie haben keine Begabung für Ihr Handwerk. Was Sie davon gelernt haben, das wissen Sie; zu erfinden vermögen Sie nichts. Sobald einmal nicht alles nach der Schablone geht, stehen Sie da wie ein Schuljunge. Und ich soll die dummen Streiche, die Sie begangen haben, immer wieder gut machen. Eine hübsche Aufgabe — in der That!

Aber wie es nun auch mit Ihren beiden Abenteuern stehe — in das eine, das Sie ohne mein Wissen und Willen angefangen haben, kann ich mich nicht mischen, und nur das andere, das Sie zum Teil aus Gefälligkeit gegen mich begannen, will ich zu meiner Angelegenheit machen. Beiliegender Brief, den Sie erst lesen müssen, ehe Sie ihn der kleinen Volanges geben, wird wohl hinreichen, um sie zu Ihnen zurückzuführen, und ich bitte Sie nur, geben Sie sich ein bisschen Mühe mit dem Kinde, damit wir in gemeinsamer Arbeit die Verzweiflung ihrer Frau Mama und des Herrn Grafen Gercourt daraus machen. Sie brauchen sich nicht vor zu grossen Gaben zu fürchten. Die Kleine wird nicht böse darüber sein, das können Sie mir getrost glauben. Und sind unsere Absichten mit ihr ausgeführt, dann mag aus ihr werden, was da will. Ich für mein Teil interessiere mich nicht mehr für das Mädchen und habe die Absicht, sie zu meiner Jüngerin zu machen, aufgegeben. Sie hat nicht das Zeug dazu. Gegen ihre einfach kindische Treuherzigkeit hilft nicht einmal das starke Mittel, das Sie angewandt haben — ein Mittel, das sonst immer sofort anschlägt. Beeilen wir uns also, dass wir mit ihr zu Ende kommen, ehe sie uns verrät. Wir müssen von ihrer ehrlichen Dummheit alles befürchten. Um uns ihrer zu entledigen, fehlt es an Mitteln nicht, und Gercourt wird nicht säumen, sie einzusperren, sobald wir es wollen. Kann er

an seinem Missgriffe nicht länger zweifeln, und ist dieser Missgriff stadtkundig geworden, so mag er sich immerhin an ihr rächen, wie er will, wenn er sich nur nicht tröstet. Was für ihn gilt, gilt auch für die Mutter, und so wären auch Sie befriedigt.

Damit Sie sehen, dass Gefahr im Verzuge ist und Eile not thut, Gercourts Glücksstern beinah über meine Klugheit gesiegt hätte, teile ich Ihnen mit, dass die Volanges in einem Anfalle von mütterlicher Zärtlichkeit ihr Töchterchen allen Ernstes — dem Danceny geben wollte! Darauf hinaus lief die liebevolle Teilnahme, die Sie „am Tage nachher“ bemerkt haben, und so wären Sie beinah unfreiwilliger Urheber auch dieses Meisterstücks geworden. Glücklicherweise hat die gute Frau mich, ihre beste Freundin, vorher um Rat gefragt, und ich hoffe, meine Antwort wird ihr den Einfall gründlich verleiden. Ich

habe in dem Briefe so tugendhaft gesprochen und ihr so viel Schmeicheleien gesagt, dass sie mir zweifellos recht geben wird. Sie hätten ihn lesen müssen, um einen Begriff von der Strenge meiner Moral zu bekommen. Sie hätten nur sehen sollen, wie ich gegen die verdorbenen Weiber, die sich einen Geliebten halten, losgezogen bin! Nichts in der Welt ist leichter als Tugendstrenge in Worten; dergleichen schadet immer nur anderen Leuten und kostet uns selbst nicht den geringsten Zwang. Uebrigens gab mir auch der Wunsch, dem Gercourt zu schaden, Mut und Kraft genug, unglaublich viel Gutes von ihm zu sagen und ihn als Ehemann für Cillichen dem Danceny in jeder Hinsicht vorzuziehen.

Adieu, lieber Graf. Vertreiben Sie sich diese traurige Zeit und Ihre Grillen mit unserem gemeinsamen Mündel; einen besseren Rat weiss ich nicht. Was mich anbelangt, so sehen Sie trotz Ihrer höflichen Einladung doch wohl selbst ein, dass Sie ncch warten müssen. Es ist nicht meine Schuld, das werden Sie schon zugeben.

Der Jäger Azolom an den Grafen Valmont.

Paris, den 5. Okt. 11 Uhr abends.

Gnädiger Herr Graf.

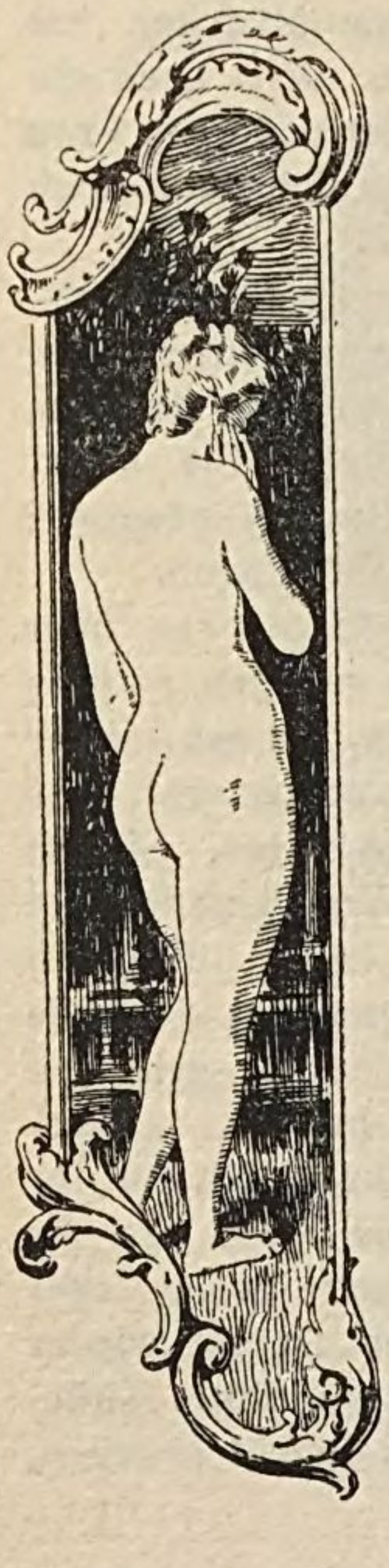
Wie Sie mir befohlen hatten, so habe ich gethan. Ich lief gleich zur FrauPräsidentin hin, um Fräulein Julie zu besuchen. Aber sie war nicht zu Hause. Und ich habe nur mit dem Lafleur gesprochen. Von dem konnte ich aber nichts erfahren, weil er, so lange er wieder hier ist, garnicht zu Hause gewesen ist, als nur zur Essenszeit. Der andere Bediente hat die ganze Aufwartung gehabt, und der Herr Graf werden wissen, dass ich den nicht kenne. Aber ich habe noch heute Bekanntschaft mit ihm gemacht. Heute morgen ging ich gleich wieder zu Fräulein Julchen. Sie freute sich recht, mich wiederzusehen. Ich fragte gleich, warum denn die gnädige Frau hier zurückgekommen wäre. Aber sie sagte mir, sie wüsste es nicht,

und das glaube ich wohl. Ich machte ihr Vorwürfe, dass sie mir von der Reise nichts gesagt hätte, aber sie schwor mir, sie hätte es selbst erst spät abends erfahren, als sie hätte zu Bette gehen wollen, und da hat sie die ganze Nacht packen müssen, und das arme Mädchen hat nicht zwei Stunden geschlafen. Erst nach ein Uhr in der Nacht ist sie von der gnädigen Frau weggekommen, und diese hat sich dann noch hingesetzt und hat geschrieben.

Des Morgens, wie die Frau Präsidentin abgereist sind, hat sie noch einen Brief beim Kastellan vom Schlosse abgegeben. An wen, das wusste Fräulein Julchen nicht. Sie meint, er wäre vielleicht an Ihro Gnaden gewesen; aber Dieselben sagen doch nichts davon.

Auf der Reise hat die gnädige Frau über ihr ganzes Gesicht eine Kappe gezogen, so dass man nichts davon hat sehen können. Aber Julchen behauptet doch, sie hätte gemerkt, dass Ihre Gnaden manchmal geweint hätten. Sie hat auf dem ganzen Wege kein Wort geredet und hat auch nirgendwo anhalten lassen. Fräulein Julie ist das gar nicht recht gewesen, denn sie hat noch keinen Tropfen Frühstück genossen gehabt; aber was kann das helfen — Herrschaften sind Herrschaften, habe ich zu ihr gesagt. Wie sie angekommen sind, hat die gnädige Frau sich gleich zu Bette gelegt, aber nur zwei Stunden lang, dann ist sie wieder aufgestanden. Und dann hat sie ihren Thürsteher rufen lassen und ihm Befehl gegeben,

keinen Menschen vorzulassen. Sie hat sich gar nicht angezogen. Darauf hat sie sich zu Tische gesetzt, aber nur ein paar Löffel Suppe genossen, und dann ist sie gleich wieder aufgestanden. Hernach ist der Kaffee herein gegebracht, und Jungfer Julie ist auch hereingekommen. Sie hat die gnädige Frau bei ihrem Schreibtisch gefunden, Papiere hinein zu packen, und sie meint, es wären Briefe gewesen. Ich wette, es sind die vom Herrn Grafen gewesen. Von den drei Briefen, die sie diesen Nachmittag erhalten hat, hat sie den einen noch spät abends vor sich liegen gehabt, ich bin gewiss, dass der von niemand anders als vom Herrn Grafen gewesen ist. Aber warum reist sie dann so fort? Das begreife ich nicht. Aber der Herr Graf werden das wohl am besten wissen, und es geht mich auch weiter nichts an. Gestern Abend hat die gnädige Frau gar nichts gegessen, sondern bloss Thee getrunken. Heute morgen hat sie sehr



früh geklingelt. Gleich darauf hat sie anspannen lassen, und noch vor neun Uhr ist sie zu den Barfüssern gefahren, wo sie die Messe gehört hat. Sie hat auch wollen zur heiligen Beichte gehen, aber ihr Beichtvater ist verreist und kommt erst in acht Tagen wieder. Ich wollte Ihnen das doch auch melden.

Von da ist sie gleich wieder nach Hause gefahren, hat gefrühstückt und dann geschrieben. Das hat bis neun Uhr gedauert. Ich suchte gleich Gelegenheit, das zu thun, was der Herr Graf mir befohlen haben, nämlich die Briefe auf die Post zu tragen; das ging auch glücklich. Es war aber keiner an Frau von Volanges dabei, aber einer an den Herrn Präsidenten. Den schicke ich Ew. Gnaden, weil ich glaubte, das würde der wichtigste sein. Ein andrer war an Frau Rosemonde. Ich dachte aber, den würden der Herr Graf doch wohl kriegen können, wenn Sie ihn haben wollten, und so habe ich den laufen lassen. Uebrigens werden der Herr Graf wohl ohnedies alles erfahren, weil die Frau Präsidentin ja auch an Sie schreibt. Künftig werde ich alle Briefe bekommen und kann Ihnen schicken, welche Sie befehlen, denn Fräulein Julchen bekommt sie immer, um sie dem Bedienten zu geben. Der Herr Graf werden ihr, weil sie so diensteifrig ist, wohl ein kleines Geschenk machen, wenn Sie so gnädig sein wollten. Und wenn Sie es mir überlassen wollten, so würde ich es bald heraus bringen, was sie gern haben will.

Ich hoffe nun, der Herr Graf werden nicht sagen können, dass ich in Dero Dienst nachlässig bin, und ich wollte mich gar gerne entschuldigen wegen der Vorwürfe, die Sie mir machen. Dass ich nimmermehr kein Geld habe, wie der Herr Graf mir vorwerfen, das kommt bloss daher, weil ich mich gern ordentlich halte, wie Sie auch sehen, und dann muss unser einer ja auch seinem Rocke Ehre machen, den man auf dem Leibe hat. Ich sehe wohl ein, dass ich etwas für die Folge sparen sollte; aber ich verlasse mich darin ganz auf des Herrn Grafen Generosität, der so ein liebreicher Herr ist.

Was das anlangt, dass ich bei der Frau Präsidentin in Dienst treten und doch zugleich bei Ihro Gnaden bleiben soll, so hoffe ich, Dieselben werden so was von mir nicht verlangen. Bei der Frau Herzogin war das was anders. Aber ich kann doch nimmermehr eine Livrée anziehen — eine blosse Bedientenlivrée von einem Präsidenten, nachdem ich die Ehre gehabt habe, bei dem Herrn Grafen als Jäger zu dienen. Was alles Uebrige anbetrifft, so dürfen es der Herr Graf nur befehlen, und ich bin mit dem grössten Respekt und Hochachtung.

Dero

ganz unterthänigster Knecht

Azolom, Jäger.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Auf Schloss **, den 11. Oktober.

Meine undankbare Fromme begegnet mir noch immer mit alter Strenge. Es ist jetzt schon der vierte Brief, den sie mir zurückschickt. Der vierte — nun, das kann ich eigentlich nicht sagen. Denn da ich nach der Zurückweisung des ersten voraussah, dass es vielen folgenden ebenso ergehen würde, und ich die Zeit nicht mit eitlem Geschreibsel verlieren wollte, so machte ichs mir bequem und bewegte mich in allgemeinen Phrasen, liess auch das Datum fort. Seit der zweiten Sendung ist es also immer derselbe Brief, der kommt und geht, nur dass ich jedesmal einen neuen Umschlag mache. Gelangt meine Schöne endlich dahin, wohin die Schönen am Ende immer gelangen, und lässt sie sich besiegen, weil sie müde geworden ist, so wird sie meine

Zuschrift zuletzt behalten, und dann ist's immer noch Zeit, wieder einen ordentlichen Briefwechsel anzufangen.

Diese Verzögerung aber und das ganze alberne Hin und Her würde mich, wie ich beinah besorge, halb toll machen, wenn unser gemeinsames Mündelchen mir nicht so angenehme Zerstreuungen gewährte. Dank ihr beschäftige ich mich doch mit etwas anderem als mit der Abfassung von Elegien.

Glauben Sie wohl, dass das kleine Ding so gebeugt und ausser sich war, dass drei volle Tage vergingen, ehe Ihr gediegener Brief an sie seine Wirkung äusserte? Man sollte nicht denken, dass eine einzige falsche Vorstellung das glücklichste Naturell so völlig verwirren kann.

Erst am Sonnabend kümmerte sie sich wieder ein wenig um mich. Nach dem Abendessen flüsterte sie mir — zum ersten Male seit fünf Tagen! — einige Worte zu, die aber von Scham und Befangenheit erstickt waren, so dass ich sie nicht verstand. Aber die Röte ihrer Wangen, an denen diese Worte doch offenbar Schuld trugen, liessen mich den Sinn erraten. Bis dahin hatte ich immer den Stolzen, Beleidigten gespielt, aber eine so vielversprechende Reue machte mich weich, und ich versprach der schönen Büsserin, mich abends pünktlich einzufinden. Sie zeigte sich für diese Gnade dankbar und vergalt meine grosse Wohlthat in gebührender Weise.

Da ich Ihre und meine Pläne nie aus dem Auge verliere, habe ich mir vorgenommen, die Gelegenheit zu benutzen und dies Mädchen gründlich kennen zu lernen, gleichzeitig aber ihre Erziehung in unserem Sinne zu vollenden. Um dies Geschäft jedoch ungezwungener betreiben zu können, musste ich den Schauplatz unserer Zusammenkünfte ändern. Denn in ihrem Schlafzimmer, das von dem der Mutter nur durch eine schmale Kammer getrennt ist, konnte sie unmöglich den Mut finden, sich völlig gehen zu lassen. Ich nahm mir daher vor, beim nächsten Mal ganz zufällig ein kleines Gepolter zu verursachen, so dass sie aus Furcht vor Entdeckung gern eine sichere Zufluchtsstätte aufsuchen würde. Aber auch diese Mühe ersparte sie mir.

Das kleine Geschöpf lacht sehr gern, und um sie bei guter Laune zu erhalten, erzählte ich ihr mitunter in der Zwischenpause allerhand Skandalhistörchen, die mir gerade durch den Kopf gingen. Um sie noch pikanter zu machen und ihre Aufmerksamkeit noch mehr zu fesseln, liess ich gewöhnlich ihre Mama die Hauptrolle darin spielen, und es machte mir Spass, die gute Dame als ebenso lasterhaft wie lächerlich hinzustellen.

Ich handelte nicht ohne tieferen Grund. Einerseits ermutigte ich meine schüchterne Schülerin dadurch mehr als durch alles andere, und dann brachte ich ihr die tiefste Verachtung vor ihrer Mutter bei. Ich habe schon lange

bemerkt, dass dies Mittel zwar nicht immer unumgänglich notwendig ist, um ein junges Mädchen zu verführen, aber jedenfalls dann unentbehrlich ist und durchschlagend wirkt, wenn man sie verderben will. Denn das Mädchen, das seine Mutter nicht mehr achtet, achtet auch bald sich selbst nicht mehr. Es ist das eine ethische Wahrheit, die mir so nützlich scheint, dass ich gern für ein sie bestätigendes Beispiel mehr sorge.

Ihr Mündelchen, das dabei an nichts weniger als an die Ethik dachte, erstickte in einem fort fast vor Lachen, und einmal vergass sie sich soweit, laut aufzukreischen. Ich überredete sie ohne Mühe, sie habe einen ganz schrecklichen Lärm gemacht, stellte mich darüber sehr ängstlich und flösste ihr nun wirklich grosse Furcht ein. Damit der Eindruck besser haftete, verliess ich sie alsbald, volle drei Stunden früher als sonst. Als wir uns trennten, verabredeten wir noch, uns künftig nicht mehr hier, sondern auf

meinem Zimmer zu treffen. Inzwischen ist sie nun schon zweimal bei mir gewesen und in dieser kurzen Zeit ist die Schülerin fast ebenso gelehrt geworden wie ihr Meister. Sie können versichert sein, ich habe es in keinem Punkt an einem gründlichen Unterricht fehlen lassen.

Da ich des Nachts so sehr beschäftigt bin, benutze ich den Tag zum Schlafen. Die Gesellschaft im Schlosse übt ohnehin keinerlei Anziehungskraft mehr auf mich aus, und so lasse ich mich Tags über kaum eine Stunde lang im Salon sehen. Heut habe ich sogar angefangen, auf meinem Zimmer zu essen, und ich bin willens, es überhaupt nur noch behufs kurzer Spaziergänge zu verlassen. Diese Wunderlichkeit kommt auf Rechnung meines Gesundheitszustandes. Ich habe erklärt, von Kongestionen gequält zu werden, wobei sich häufig ein wenig Fieber einstelle. Es genügt, dass ich etwas langsamer und schwächer als sonst rede. Mein Aussehen widerspricht dem ohnehin nicht. Darin können Sie sich auf Ihr Mündelchen verlassen; „das ist die Liebe . . "

Meine Mussestunden verbringe ich teils damit, über die Eroberung meiner Undankbaren und die Wiedergewinnung der verlorenen Vorteile nachzusinnen, teils damit, für meine kleine Schülerin eine Art von Katechismus der Liebe aufzusetzen. Ich mache mir den Spass, alle Dinge darin beim Namen zu nennen, und ich freue mich im voraus über die interessante Unterredung, die das zwischen ihr und Gercourt

in der ersten ehelichen Nacht geben wird. Nichts ist drolliger als die Unbefangenheit, womit sie die wenigen Vokabeln gebraucht, die sie von der Sprache der Frechheit schon kennt. Sie glaubt, man könne gar nicht anders reden. Wahrhaftig, das Kind ist ordentlich verführerisch. Der Gegensatz zwischen ihrer naiven Treuherzigkeit und der liederlichen Sprache übt eine ganz eigentümliche Wirkung aus, und mir gefällt nun einmal nichts mehr als das, was seltsam und bizarr ist.

Vielleicht treibe ich den Spass ein wenig zu weit, kostet er mich doch meine Zeit und meine Gesundheit. Indessen hoffe ich, dass mir die angebliche Krankheit, die mich vor der Langeweile des Salons rettet, auch bei meiner frommen Schönen von Nutzen sein wird, paart sich doch bei ihr grausamste Tigertugend mit der zartesten Empfindsamkeit. Ich zweifle gar nicht daran, dass ihr die grosse Veränderung, die mit mir vorgeht, bereits gemeldet worden ist, und ich bin sehr begierig auf den Eindruck dieser Nachricht. Ich wette, sie schreibt sich die Ehre davon zu. Der Zustand meiner Gesundheit wird sich dementsprechend regeln.

Nun, schöne Freundin, wissen Sie von meinen Angelegenheiten wiederum so viel wie ich selbst. Ich wünsche von Herzen, Ihnen bald interessantere Dinge schreiben zu können, und bitte Sie, zu glauben, dass in der Summe des Vergnügens, das ich mir davon verspreche, einen sehr hohen Betrag der Lohn ausmacht, den ich dafür von Ihnen erwarte.

Die Marquise von Merteuil an den Grafen Valmont.

Paris, den 15. Oktober.

Ich darf Ihnen nicht verschweigen, Graf, dass man hier in Paris anfängt, sich mit Ihnen zu beschäftigen, dass Ihre Abwesenheit bemerkt wird, und dass schon allerlei scharfsinniger Klatsch über die Ursache dieser Abwesenheit umgeht. Ich speiste gestern Abend in grosser Gesellschaft, wo man mit aller Bestimmtheit behauptete, Sie sässen irgendwo auf einem Dorfe und gingen dort einer schwärmerischen und unglücklichen Liebe nach. Alle Neider Ihres Ruhmes und Ihres Glückes und alle von Ihnen vernachlässigten Weiber konnten dabei ihre Schadenfreude kaum verbergen. Wenn Sie meinem Rate folgen wollen, so lassen Sie diesem gefährlichen Gerüchte nicht Zeit, Boden zu gewinnen, sondern eilen auf der Stelle hierher, um es durch Ihre Gegenwart niederzuschlagen. Oder sollten vielleicht die Entzückungen, die Ihre kleine Schülerin Ihnen zu spenden scheint, der eigentliche Grund dafür sein, dass Sie eigensinnig in Ihrer selbstgewählten Verbannung bleiben? Ich kann es kaum glauben. Sie fanden das Blümchen auf Ihrem Wege und nahmen es mit. Nun schön. Aber das ist doch nicht Ihr Geschmack. Und sie bereitet Ihnen doch keinen vollen ungetrübten Genuss. Sie besitzen durchaus nichts

als ihren Körper. In ihrem Herzen wohnen Sie nicht! Nun, das ist Ihnen vielleicht gleichgültig. Schlimmer dünkt es mich, dass Sie nicht einmal ihr Köpfchen beschäftigen. Ich weiss nicht, ob Sie das bemerkt haben; jedenfalls aber habe ich den Beweis dafür in Händen. Er steht in dem letzten Briefe der Kleinen an mich. Ich lege ihn bei, damit Sie selbst urteilen können. Achten Sie zunächst einmal darauf, dass Sie immer der „Herr Graf Valmont“ heissen, dass alle ihre Ideen, selbst die neuen, die Sie ihr erweckt haben, immer auf Danceny hingehen, den sie nicht „Herr“, den sie schlichtweg „Danceny“ nennt. Dadurch zeichnet sie

ihn vor allen andern Männern aus, und selbst wenn sie Ihnen gehört, ist es sein Bild allein, womit sie sich beschäftigt. Eine solche Eroberung verführerisch zu nennen und das Vergnügen dabei anziehend zu finden, lieber Graf, das beweist entweder sehr grosse Bescheidenheit oder sehr wenig Eitelkeit. Behalten Sie sie immerhin bei, ich habe nichts dagegen, es ist mir sogar recht lieb. Aber so etwas dürfte meine Zeiteinteilung auch nicht um eine Viertelstunde in Unordnung bringen. Und dann würde ich ein bisschen Herrschaft über das Mädchen zu erlangen wissen, und beispielsweise nicht leiden, dass sie sich dem Danceny wieder nähert, ehe sie ihn über mich nicht ein wenig vergessen hat.

Aber ich predige tauben Ohren, scheints. Lassen wir deshalb Ihre Abenteuer und reden wir wieder einmal von meinen.

Belleroche ist mir, kurz heraus gesagt, unerträglich geworden. Warum, weiss der Himmel. Er hat seine Aufmerksamkeit, seine Zärtlichkeit, seine Verehrung sogar derart verdoppelt, dass — dass ich es eben deshalb nicht länger aushalten kann. Um ihn über dies und jenes, was ich that, zu beruhigen, stellte ich mich verliebter in ihn als sonst. Das Närrchen nahm den Spass für Ernst, und seitdem ist sein Entzücken grenzenlos. Besonders ärgert mich sein höchst beleidigendes Vertrauen zu mir und seine feste Ueberzeugung, dass ich ihm für immer angehören werde. Das hat mich

ordentlich gedemütigt. Er muss mich nicht hoch taxieren, wenn er sich für den Mann hält, mich auf immer fesseln zu können. Sagte er nicht neulich sogar, ich hätte gewiss noch keinen andern als ihn geliebt? Wahrhaftig, ich bedurfte in dem Augenblick all' meiner Fassung und Klugheit, um ihn nicht auf der Stelle aus dem Traum zu wecken.

Jedenfalls bemühe ich mich schon seit vierzehn Tagen unablässig, den Bruch mit ihm vorzubereiten, und habe es deswegen schon mit Kälte, Eigensinn, Launen, Zänkereien und was weiss ich sonst, versucht; aber alles umsonst. Der junge Herr ist die Hartnäckigkeit selbst und will seine Beute nicht fahren lassen. Ich muss also zu gewaltsameren Mitteln greifen. Ich nehme ihn mit aufs Land. Uebermorgen reisen wir. In unserer Gesellschaft befinden sich nur einige gleichgiltige und nicht gerade besonders scharfsinnige Personen, und so werden wir fast eben soviel Freiheit haben, als

wenn wir ganz allein wären. Hier will ich ihn dann dermassen mit Zärtlichkeiten und Liebkosungen überfüttern, hier wollen wir so ganz und gar nur für einander leben, dass ich wette, er wird schliesslich sehnsüchtiger noch als ich das Ende dieses Ausflugs herbeiwünschen, dieser „Reise ins Feenland“, wie ers jetzt nennt.

Und nun, lieber Graf, raten Sie, wer sein Nachfolger sein wird? Ich wette eins gegen hundert, Sie bekommen es nicht heraus! Also hören Sie denn: Danceny ist es. Sie sind erstaunt, nicht wahr? Denn soweit ist es mit mir doch noch nicht gekommen, dass ich mich damit zerstreuen müsste, Kinderschule abzuhalten. Aber bei diesem Kinde will ich doch eine Ausnahme machen, er verdient es. Er vereinigt alle Vorzüge der Jugend in sich, ihr Leichtsinn aber fehlt ihm. Seine grosse Bescheidenheit in Gesellschaft ist vortrefflich dazu geeignet, allen Argwohn fernzuhalten, und er erscheint gerade aus diesem Grunde doppelt liebenswürdig, wenn er sich unter vier Augen ganz zwanglos giebt. Bis jetzt bin ich ihm freilich weiter noch nichts als seine Vertraute, aber hinter diesem Schleier der Freundschaft glaube ich bei dem jungen Herrn ein sehr lebhaftes Wohlgefallen an mir zu entdecken, und, was soll ichs leugnen, mir geht es mit ihm geradeso. Es wäre ja ewig schade, wenn soviel Geist und Feingefühl einem solchen Gänschen wie der Volanges hingeopfert werden sollte. Ich will hoffen, dass er sich nur einbildet, sie

zu lieben — sie verdient ihn ganz und gar nicht. Nicht, als ob ich auf sie eifersüchtig wäre — nein, ich will nur den guten Danceny davon abhalten, einen Selbstmord zu begehen. Ich bitte Sie also, lieber Graf, verhindern Sie nach Möglichkeit ein Zusammentreffen Dancenys mit seiner Cäcilie (er hat es sich leider angewöhnt, sie so zu nennen). Die erste Neigung hat immer mehr Macht, als man glaubt, und ich könnte für nichts stehen, wenn er sie jetzt, besonders in meiner Abwesenheit, wiedersähe. Nach meiner Rückkehr übernehme ich selbst alles und komme für alles auf.

Ich habe flüchtig daran gedacht, den lieben Jungen auch mit auf die Reise zu nehmen, aber diesen Wunsch dann meiner gewöhnlichen Vorsicht geopfert. Ich befürchtete nämlich, dass er hinter mein Verhältnis mit Belleroche kommen könnte, und ich geriete in Verzweiflung, wenn er von dem, was vorgeht, auch nur die leiseste Ahnung hätte. Es liegt mir daran, in seiner Einbildung rein und ohne Tadel dazustehen, ganz so, wie das Weib sein müsste, das seiner würdig wäre. Adieu.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Auf Schloss **, den 19. Oktober.

Es ist sonderbar, meine schöne Freundin, dass ein paar Menschen so leicht aufhören, sich zu verstehen, wenn sie von einander getrennt sind. Solange ich in Ihrer Nähe weilen durfte, hatten wir immer dieselben Empfindungen und sahen alles auf dieselbe Art. Und nun, nach kaum dreimonatlicher Trennung, sind wir uns fast in keinem Stücke mehr einig. Wer von uns beiden mag wohl Unrecht haben? Sie werden wegen der Antwort nicht verlegen sein, das weiss ich wohl. Aber ich bin so klug oder so artig, die Frage lieber nicht zu entscheiden. Ich beschränke mich darauf, Ihren Brief zu beantworten und Ihnen mein ferneres Vorgehen zu schildern.

Zuerst danke ich Ihnen für Ihre gütigen Winke über den Klatsch, der auf meine Kosten umgeht. Einstweilen beunruhigt er mich nicht sonderlich, und ich hoffe bald genug die Mittel

in Händen zu haben, ihm den Garaus zu machen. Seien Sie ganz sorglos. Ich werde mit grösserem Glanz als je zuvor in die Welt zurückkehren und Ihrer immer würdiger werden.

Ich hoffe, man wird mir sogar das Abenteuer mit der kleinen Volanges für etwas anrechnen, wenn Sie auch scheinbar das Näschen darüber rümpfen. Halten Sie es wirklich für gar nichts, in einer einzigen Nacht ein Mädchen dem geliebten Liebhaber völlig wegzuschnappen, sie dann ganz nach Herzenslust zu behandeln, Dinge von ihr zu erlangen, die man sonst kaum den gefälligsten Damen von Metier zuzumuten wagt — und das alles, ohne sie dabei in ihrer zärtlichen Leidenschaft irgend wie zu stören, ohne sie unbeständig, ja selbst ohne sie im eigentlichen Sinne untreu zu machen? Denn darin haben Sie Recht, ich beschäftige nicht einmal ihr Köpfchen ganz und gar; und ist mir der Appetit vergangen, so gebe ich sie in die Arme ihres Liebhabers zurück, ich möchte beinahe sagen, ohne dass sie irgend etwas gemerkt hat. Ist denn das wirklich ein so ganz gewöhnliches Vorkommnis? Und das glauben Sie mir nur: auch wenn die Kleine mir nicht mehr gehört, die Begriffe und Lehren, die ich ihr beibringe, werden auf alle Fälle keimen und Früchte tragen.

Aber vielleicht liebt man in Paris das heroische Genre mehr — gut, dann zeige ich meine Präsidentin vor, dies gepriesene Muster aller Tugenden, die selbst von unsern lockersten

Burschen so hoch verehrt wird, dass keiner von ihnen bisher auch nur den blossen Gedanken gehegt hat, sein Glück bei ihr zu versuchen. Die zeige ich vor, sage ich, wie sie Pflicht und Tugend vergisst, ihren guten Namen und den Ruhm einer zweijährigen untadelhaften Aufführung mit Füssen tritt um meinetwillen, um mir zu gefallen, um sich in meiner Liebe zu berauschen — wie sie in einem Worte, in einem Blicke von mir, den sie nicht einmal alle Tage erhalten soll, überreichen Ersatz für so grosse Opfer findet. Ich werde noch mehr thun, ich werde

sie verlassen, und ich müsste sie nicht kennen, oder ich werde ohne Nachfolger bleiben. Und das trotz des Bedürfnisses nach liebevollem Trost, trotz der Gewöhnung an gewisse Freuden, ja sogar trotz der Begierde, sich zu rächen. Sie wird mit einem Worte nur mir allein gelebt haben, und mag ihre Laufbahn nun lang oder kurz sein, ich allein werde sie eröffnet und beschlossen haben. Habe ich mich bis zu diesem herrlichen Triumph erhoben, dann werde ich meinen Nebenbuhlern zurufen: Da seht mein Werk! Nun durchsucht das ganze Jahrhundert nach einem zweiten Beispiele!

Sie werden fragen, woher ich mit einemmale diese unmässige Zuversicht nehme. Sehr einfach — seit acht Tagen gehöre ich zu den Vertrauten meiner Holden. Freilich habe ich ihre Geheimnisse nicht von ihr erfahren, sondern sie ihr abgestohlen. Zwei Briefe von ihr an Frau von Rosemonde haben mich völlig aufgeklärt; in beiden gesteht sie ihre schrankenlose Liebe zu mir und vergeht vor Sorge um mein Glück und meine Gesundheit. Die folgenden Episteln werde ich höchstens nur aus Neugierde lesen. Mein Sieg ist entschieden, sobald ich mich ihr jetzt nähere. Das Mittel, mich ihr zu nähern, ist da, und ich werde es unverzüglich anwenden.

Sie sind neugierig darauf, nicht wahr? Aber ich muss Sie doch ein wenig dafür strafen, dass Sie meinen Erfindungsgeist so herabsetzen,

und deshalb sollen Sie diesmal nichts erfahren. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber eigentlich wären Sie wert, dass ich Ihnen mein Vertrauen entzöge, wenigstens in dieser Sache. Und ohne den süssen Preis, den Sie auf den Erfolg gesetzt haben, würde ich kein Wort mit Ihnen darüber reden. Sie sehen, ich bin böse; doch weil ich hoffe, dass Sie sich bessern werden, will ich Sie mit dieser leichten Strafe davonkommen lassen. Meine nachsichtvolle Stimmung bewegt mich auch, meine grossen Entwürfe auf einen Augenblick zu vergessen, um mit Ihnen über die Ihrigen zu reden.

Also auf dem Lande leben Sie jetzt, langweilig wie die Empfindsamkeit, und trübselig wie die Treue? Und der arme Belleroche! Wie findet er sich in sein herbes Schicksal? Erträgt er die Marter, allzu übermässig geliebt zu

werden, männlich und standhaft? Aber nun hören Sie — die Gründe, die Sie dazu veranlassen, sich des guten Belleroches zu entledigen, finde ich, mit Erlaubnis, lächerlich. Sie hatten recht, als Sie annahmen, dass ich seinen Nachfolger nie erraten würde. Was? Um einen Danceny geben Sie sich so viel Mühe? Ich bitte Sie, liebste Freundin, überlassen Sie den doch ruhig seiner tugendhaften Cäcilie und erniedrigen Sie sich nicht so weit, sich mit solchen Kindereien zu befassen. Lassen Sie doch Knaben von Gouvernanten ausbilden und mit Klosterschülerinnen ihre kleinen, unschuldigen Spiele treiben. Wie können Sie sich einen Anfänger auf den Hals laden, der Sie weder nach der Kunst zu erobern noch zu verlassen weiss, und bei dem Sie alles allein werden thun müssen? Ich sage Ihnen ganz unverhohlen, dass ich diese Wahl missbillige, und so geheim sie auch immer bleiben mag, sie wird Ihnen doch wenigstens in meinen Augen und vor Ihrem Gewissen nicht zur Ehre gereichen.

Sie finden Wohlgefallen an ihm, sagen Sie — gehen Sie doch, das ist ganz sicher eine Täuschung! Ich glaube auch zu wissen, woher der Irrtum kommt. Sie sind Ihres Belleroches gerade zu einer Zeit überdrüssig geworden, wo in Paris nicht sonderlich viel Gutes zu haben ist, und da hat sich Ihre immer lebhafte Einbildungskraft auf den ersten besten Gegenstand geworfen, der Ihnen in den Weg kam.

Aber bedenken Sie doch, dass Sie bei Ihrer Rückkunft die Wahl unter Tausenden haben werden; und wenn Sie die Unthätigkeit fürchten, zu der Sie in der Zwischenzeit verdammt wären, mein Gott, so bin ich ja da und mit Vergnügen bereit, Ihre Mussestunden zu teilen.

Bis zu Ihrer Rückkehr werden meine grossen Angelegenheiten auf die eine oder andere Art erledigt sein, und ich versichere Sie, weder die kleine Volanges noch selbst meine Präsidentin sollen mich dann abhalten, Ihnen, so oft Sie es wünschen, zu Diensten zu sein. Das kleine Mädchen habe ich dann wahrscheinlich sogar schon ihrem bescheidenen Liebhaber zurückerstattet. Was Sie übrigens auch sagen mögen, ich kann Ihnen doch nicht zugeben, dass die Kleine mir keinen vollen, ungetrübten Genuss gewährt habe. Da ich indes die Absicht hatte, ihr eine Meinung von mir beizubringen, die mich später in ihren Augen weit über alle andern Männer stellen sollte, so bin ich ihr gegenüber in einer Weise aufgetreten, die meine Gesundheit schliesslich unfehlbar untergraben hätte. Was mich zur Zeit noch bei ihr zurückhält, sind eigentlich — Familiensorgen.

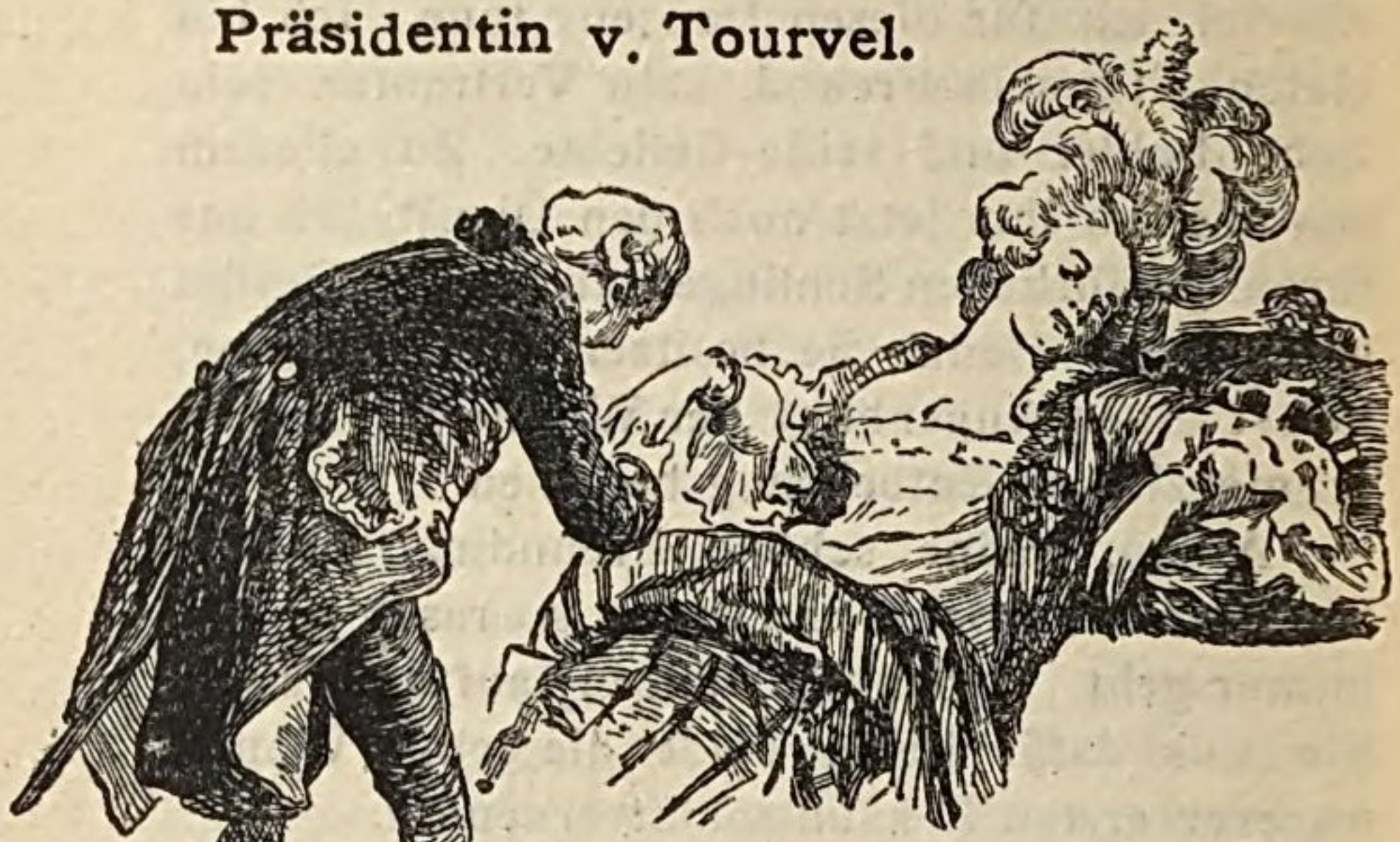
Sie verstehen mich doch? Ich muss nur noch einige Zeit warten, bis ich völlige Gewissheit haben und sicher sein kann, dass meine Pläne vollkommen gelungen sind. Ja, schöne Freundin, ich vermute sehr stark, dass der Gemahl meiner Schülerin nicht ohne Leibeserben bleiben und dass das künftige Haupt der

Familie Gercourt nur ein Nebenzweig der Familie Valmont sein wird. Aber nun lassen Sie mich dafür auch dies Abenteuer, das ich nur auf Ihren Wunsch übernommen habe, nach meinem Kopfe zu Ende führen, und bedenken Sie, dass Sie der Geschichte ihre beste Würze nehmen, wenn Sie der lieben Cäcilie ihren Danceny abspenstig machen. Bedenken Sie ferner, dass ich, der ich mich selbstlos Ihren Diensten geweiht habe, doch mit einigem Recht beanspruchen darf, allen übrigen vorgezogen zu werden. Ich rechne so sicher darauf, dass ich kein Bedenken getragen habe, Ihren Absichten entgegen zu arbeiten und selbst nach Kräften zur Vermehrung der zärtlichen Leidenschaft des bescheidenen Schäfers für den einzigen und so würdigen Gegenstand seiner Wahl beizutragen. Ich fand nämlich gestern unser Pflegetöchterchen gerade mit einem Briefe an ihn beschäftigt, und nachdem dieses süsse Geschäft durch ein noch süsseres unterbrochen worden war, bat ich sie, mir den Brief zu zeigen. Ich fand ihn kalt und gezwungen und wies ihr nach, dass dies nicht die Art sei, einen Liebhaber zu trösten. Dadurch bewog ich sie, sich einen andern Brief an ihn von mir diktieren zu lassen, und nun habe ich, soviel ich konnte, in ihrem Tone, die Liebe des jungen Menschen durch eine ganz bestimmtere Hoffnung zu nähren versucht. Das kleine Ding war ganz närrisch vor Entzücken, sich, wie sie sagte, so schön sprechen zu hören, und so

werde ich nun in Zukunft die ganze Korrespondenz besorgen müssen. Es ist erstaunlich, wieviel ich für diesen Danceny thue. Ich bin gleichzeitig sein Freund, sein Vertrauter, sein Nebenbuhler und seine Geliebte. Zu alledem erweise ich ihm jetzt noch den Dienst, ihn aus Ihren gefährlichen Schlingen zu retten. Gewiss gefährlich! Denn Sie besitzen und verlieren, heisst einen Augenblick der Wonne mit langer, schmerzlicher Entbehrung bezahlen.

Adieu, meine schöne Freundin. Machen Sie mit Belleroche ein Ende, so rasch es nur immer geht. Geben Sie Danceny auf und lassen Sie uns dafür lieber beide die selige Wonne unserer ersten Bekanntschaft erneuern.

Frau v. Rosemonde an die Frau Präsidentin v. Tourvel.



Auf Schloss **, 20. Oktober.

Die Schmerzen im Arm plagen mich zwar noch immer, aber ich versuche trotzdem zu schreiben und Ihnen Nachricht in der Angelegenheit zu geben, die Ihnen so sehr am Herzen liegt. Mein Neffe bleibt bei seinem finstern, menschenscheuen Wesen. Er lässt sich alle Tage sehr artig nach meinem Befinden erkundigen, hat mich aber noch nicht ein einziges Mal selbst besucht, obgleich ich ihn sogar darum bitten liess. Und so sehe ich ihn jetzt grade so wenig, als ob er in Paris wäre. Nichtsdestoweniger traf ich ihn heut morgen an einem Orte, wo ich ihn niemals vermutet hätte: in meiner Hauskapelle nämlich, die ich heut seit meiner Krankheit zum ersten Male wieder be-

sucht habe. Man teilte mir mit, dass er seit vier Tagen regelmässig käme, um die Messe zu hören. Gott gebe, dass es von Dauer ist!

Als ich eintrat, kam er auf mich zu und wünschte mir sehr herzlich Glück zu meiner Wiederherstellung. Bei Beginn der Messe brach ich die Unterhaltung ab, um sie nachher wieder aufzunehmen. Als ich mich dann aber nach ihm umsah, war er verschwunden. Ich darf Ihnen nicht verschweigen, dass ich ihn ein wenig verändert gefunden habe. Doch ich habe zu Ihrer Einsicht das Vertrauen, dass Sie sich nicht zu sehr darüber beunruhigen werden, ich würde sonst meine Aufrichtigkeit bereuen, die Ihnen lieber einen kleinen Schmerz verursachen als Sie täuschen will.

Bleibt mein Neffe bei seiner strengen Eingezogenheit, so bin ich entschlossen, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen, sobald ich mich ein wenig besser befinde, und dann werde ich ja sehen, ob ich den Grund seines sonderbaren Wesens entdecken kann. Ich glaube wohl, dass Sie einigen Anteil daran haben mögen. Ich werde Ihnen dann schreiben, was ich herausgebracht habe.

Meine Finger wollen nicht mehr weiter, ich muss schliessen. Wenn meine gute Adelaide mich beim Schreiben fände, so würde sie den ganzen Abend über brummen. Leben Sie recht wohl, liebe Freundin.

Graf Valmont an den Pater Anselm.

(Mönch des Barfüsser-Klosters in der Rue St. Honoré.)

Auf Schloss **, den 22. Oktober.

Ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen, Ehrwürdiger Herr, aber ich kenne das uneingeschränkte Vertrauen, das die Frau Präsidentin von Tourvel in Sie setzt, und ich weiss, wie sehr Sie dies Vertrauen verdienen. Ich darf Sie also wohl, ohne unbescheiden zu sein, um eine mir sehr wichtige Gefälligkeit bitten, die Ihres heiligen Amtes wahrhaft würdig ist und bei der sich das Interesse der Frau von Tourvel mit dem meinigen vereinigt.

Ich habe nämlich sehr wichtige Papiere in Händen, die diese Dame betreffen, die ich aber keinem Menschen anvertrauen, sondern nur ihr selbst ausliefern darf. Ich habe kein Mittel, sie davon in Kenntnis zu setzen, da bestimmte Gründe, die sie Ew. Ehrwürden vielleicht bereits anvertraut hat, die ich aber verschweigen zu müssen glaube, die Dame bewogen haben, allen ferneren Briefwechsel mit mir ab-

zubrechen. Ich selbst vermag jetzt diesen ihren Entschluss nicht mehr zu tadeln, konnte Frau von Tourvel doch gewisse Ereignisse nicht vorhersehen, auf die auch ich nicht im geringsten gefasst war und in denen ich die Hand einer überirdischen Macht erkennen muss.

Ich bitte Sie daher, Ehrwürdiger Herr, diese Dame von meinem Entschluss zu unterrichten und sie in meinem Namen um eine private Unterredung zu bitten, damit ich ihr mein Unrecht wenigstens noch einmal abbitten und gleichzeitig vor ihren Augen die einzigen vorhandenen Spuren eines Irrtums oder Fehlers vernichten kann, dessen ich mich ihr gegenüber schuldig gemacht habe.

Erst wenn diese Aussöhnung erfolgt ist, darf ich es wagen, ein demütiges Bekenntnis all meiner Verirrungen zu Ihren Füssen abzulegen und mir den Beistand Ihres heiligen Amtes für eine unendlich wichtigere, aber leider auch viel schwerere Aussöhnung zu erbitten,

Darf ich hoffen, Ehrwürdiger Vater, dass Sie mir diesen so nötigen und kostbaren Beistand nicht versagen werden, dass Sie es sich gütigst gefallen lassen wollen, meiner Schwachheit zu Hilfe zu kommen und meinen Fuss auf dem neuen Pfade zu leiten, den zu wandeln ich so inbrünstig wünsche, der mir aber bis jetzt, mit heissem Erröten gestehe ich es Ihnen, fast ganz unbekannt geblieben ist?

Ich erwarte Ihre Antwort mit der Ungeduld eines reuigen Herzens, das seine Fehler gut machen will, und ich bitte Sie, überzeugt zu sein, dass ich mit der grössten Dankbarkeit und Achtung mich zeitlebens nennen werde

Ihren
ganz ergebenen Diener
Graf Valmont.

P. S. Sollten Sie es für nötig erachten, der Frau Präsidentin von Tourvel diesen Brief mitzuteilen, so gebe ich Ihnen hierzu unbedingte Vollmacht. Ich werde es zeitlebens für meine vornehmste Pflicht erachten, diese Dame hochzuschätzen und in ihr das Werkzeug zu verehren, dessen die Vorsehung sich bedient hat, um mir ein ergreifendes Vorbild zu geben und dadurch meine Seele zur Tugend zurückzuführen.

Pater Anselm an den Grafen Valmont.

Paris, den 25. Oktober.

Ich habe den Brief erhalten, Herr Graf, mit dem Sie mich beehren, und mich gleich gestern zu der darin benannten Dame begeben. Ich trug ihr Ihren Wunsch vor, sowie auch die Gründe, die Sie dazu veranlassen. Anfangs verharrte sie durchaus bei dem weisen Entschluss, den sie gefasst hatte; als ich ihr aber vorstellte, dass sie durch eine solche Weigerung vielleicht Ihre Bekehrung und damit die allbarmherzigen Absichten der Vorsehung vereiteln könnte, willigte sie endlich ein, Sie zu empfangen, unter der Bedingung freilich, dass es das letzte Mal sei. Sie hat mir demzufolge aufgetragen, Ihnen mitzuteilen, dass sie Sie am nächsten Donnerstag, dem 28. ds., erwarten werde. Sollte Ihnen dieser Tag nicht passen, so wollen Sie

es ihr gefälligst mitteilen und gleich einen andern bestimmen. Ihr Brief wird angenommen werden.

Erlauben Sie mir indessen, hochgeschätzter Herr Graf, Sie zu bitten, diesen Aufschub nicht ohne die schwerwiegendsten Gründe zu verlangen, damit Sie recht bald und mit völliger Ruhe die rühmlichen Absichten ausführen können, die Sie in Ihrem Briefe an mich erwähnen. Bedenken Sie, dass, wenn der Mensch den Augenblick der göttlichen Gnade zu benutzen verabsäumt, in Gefahr schwebt, dass sie ihn gänzlich verlässt. Wenn Gottes Güte auch unendlich ist, so wird sie doch von seiner Gerechtigkeit geleitet, und wohl kann die Zeit kommen, wo der Gott der Barmherzigkeit sich in einen Gott der Rache verwandelt.

Sollten Sie mich fernerhin mit Ihrem Vertrauen beehren, so bitte ich Sie, überzeugt zu sein, dass ich Ihnen nach allen meinen Kräften zur Seite stehen werde, sobald Sie es immer wünschen. Meine Arbeitslast ist gross, aber meine wichtigste Aufgabe wird es doch stets bleiben, treu die Pflichten der heiligen Seelsorge zu erfüllen, der ich mich ganz besonders gewidmet habe. Und die schönsten Augenblicke meines Lebens sind die, wo ich meine Bemühungen durch den Segen des Allmächtigen gelingen sehe. Wir, die wir arme Sünder sind, wir vermögen ja nichts durch uns selbst! Nur der grosse Gott, der Sie jetzt ruft, nur er allein vermag alles. Und wir beide sind ihm gleichen Dank schuldig, Sie für das beharrliche Ver-

langen, sich mit ihm auszusöhnen, ich für die Mittel, Ihnen den Weg dahin zu ebnen. Mit seiner Hilfe hoffe ich Sie bald zu überzeugen, dass auch schon in dieser Welt nur die Religion jene feste und dauerhafte Glückseligkeit verleihen kann, die der arme, verblendete Mensch auf der Bahn der Leidenschaften vergeblich sucht.

Ich habe die Ehre, mich mit der vollkommensten Hochachtung zu nennen etc.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Paris, 29. Oktober.

Viktoria! Sie ist überwunden, die stolze Frau, die sichs einfallen liess, mir widerstehen zu wollen! Ja, meine teure Freundin, sie ist mein, ganz mein, und seit gestern hat sie mir nichts mehr zu gewähren. Noch bin ich zu berauscht von meinem Glücke, um es vollkommen würdigen zu können, aber ich stehe erstaunt vor den mir unbekannten Wonnen, die ich empfunden habe. Sollte es wahr sein, dass die Tugend den Wert eines

Weibes selbst in dem Augenblicke ihres Falles erhöht? Doch dieser Gedanke ist kindisch und gehört zu den Ammenmärchen. Einen mehr oder weniger gut gespielten Widerstand hat man ja bei dem ersten Siege allemal zu überwinden, und sollte ich die Seligkeit, von der ich rede, wirklich noch nirgend sonstwo gefunden haben? Ich spreche wahrhaftig nicht in verliebter Trunkenheit, denn wenn mich auch manchmal in schwachen Augenblicken ihr gegenüber etwas dieser armseligen Leidenschaft ähnliches anwandelte, so habe ichs doch immer bald niederzukämpfen gewusst und kehrte stets zu meinen erprobten Grundsätzen zurück. Wenn mich auch der gestrige Auftritt weiter fortgerissen

hat, als ich vorher annahm, — und ich will das nicht leugnen — wenn mich auch die Erregung und die wilde Seligkeit, die ich so mühsam vorbereitet habe, für einen Augenblick selbst überwältigt hat, so müsste doch dieser flüchtige Rausch heute vorbei sein. Statt dessen dauert das süssselige Gefühl der Wonne in mir fort, und ich würde mich ihm zweifellos ganz hingeben, wenn es mir nicht etwas wie Unbehagen verursachte. Soll ich, in meinem Alter, mich denn wie ein Schuljunge von einem unfreiwilligen und unbekannten Gefühl meistern lassen? Lassen wir also die tiefsinnigen Reflexionen und gehen wir sofort zur Tagesordnung über. Betonen möchte ich nur, und ich versichere Sie hoch und heilig, dass ich mich auf keinen Fall gänzlich binden lassen werde, um diese neuen Fesseln nicht jederzeit nach Willkür und Bequemlichkeit zerbrechen zu können. Aber ich spreche schon vom Bruch, und Sie wissen noch gar nicht, durch welche Mittel ich das Recht dazu erlangt habe. Hören Sie also und bemerken Sie wohl, in welche Gefahren die Weisheit sich verstrickt, wenn sie der Thorheit zur Hülfe eilen will. Ich habe mir meine Reden und ihre Antworten so gut gemerkt, dass ich Ihnen beide mit der peinlichsten Genauigkeit wiedergeben kann. Aus der Abschrift zweier Briefe, die ich beilege, werden Sie sehen, welches Vermittlers ich mich bedient habe, um mich meiner Schönen wieder zu nähern, und welchen Eifer der geistliche

Herr darauf verwandt hat, uns zusammenzubringen. Noch muss ich Ihnen sagen (was ich aus einem wie gewöhnlich aufgefangenen Briefe weiss), dass die Furcht, von mir verlassen zu werden, und die kleine Kränkung, die darin liegt, alle Klugheit meiner gestrengen Betschwester aus dem Gleichgewicht gebracht und ihr Kopf und Herz mit Gefühlen und Ideen angefüllt hat, die ohne jeden Menschenverstand, deshalb aber um so interessanter waren. Nach diesem Vorspiel, von dem Sie des Zusammenhanges wegen unterrichtet sein müssen, verfügte ich mich gestern, Donnerstag, den 28., an dem Tage, den sie selbst bestimmt hatte, zu ihr. Ich erschien als ein furchtsamer, reuiger Sklave, um als gekrönter Sieger davonzugehn.

Punkt sechs Uhr abends trat ich bei meiner schönen Nonne ein. Sie müssen wissen, dass sie seit ihrer Rückkehr ihre Thür für jedermann verschlossen hat. Sie versuchte aufzustehen, als man mich anmeldete, aber die zitternden Knie versagten ihr den Dienst, und sie musste

sich sofort wieder setzen. Der Bediente, der mich einführte, machte sich im Zimmer noch allerlei zu schaffen, worüber sie ungeduldig schien. Wir füllten die Pause mit den gewöhnlichen Komplimenten aus. Um aber keinen Augenblick der kostbaren Zeit ungenutzt vorübergehen zu lassen, machte ich mich mittlerweile mit dem Zimmer selbst bekannt, und wählte mir immer schon den für meinen Sieg am besten geeigneten Schauplatz. Eine eigentlich sehr bequeme Ottomane musste verworfen werden, weil unglücklicherweise über ihr an der Wand das Bild des Herrn Gemahls hing. Ich befürchtete, dass ein zufälliger Blick darauf mich bei diesem sonderbaren Weibe leicht noch im letzten Augenblicke um die Frucht meiner langen Mühe bringen könnte. Endlich waren wir allein, und die Komödie begann.

Nachdem ich kurz darauf hingewiesen hatte, dass Pater Anselm sie über die Absicht meines Besuchs wohl bereits aufgeklärt haben würde, beklagte ich mich über die harte Behandlung, die sie mich erdulden liess, wobei ich ganz besonders traurig von der Verachtung sprach, die sie mir bezeuge. Sie verteidigte sich gegen diesen Vorwurf, wie ichs erwartet hatte; aber ich bewies ihr seine Berechtigung aus ihrem Misstrauen gegen mich, ihrer Furcht vor mir, ihrer Flucht, ihrer Weigerung, meine Briefe zu beantworten, sogar sie anzunehmen u. s. w., u. s. w. Sie wollte sich rechtfertigen, da ich

aber vorher wusste, wie leicht ihr das werden musste, so glaubte ich, sie alsbald unterbrechen zu sollen. Ich machte diese Unschicklichkeit auf der Stelle mit einer Schmeichelei gut. „So tief der Eindruck war, den Ihre Schönheit auf mein Herz machte“, sagte ich, „so nachhaltig wirkte doch auch Ihre Tugend auf meine Seele. Vielleicht verleitete mich das Verlangen, mich ihr anzunähern, zu der Einbildung, ihrer wert zu sein. Sie waren andrer Meinung. Ich klage Sie deshalb nicht an, und ich selbst werde mich für meinen Irrtum bestrafen.“Sie schwieg in sichtbarer Verlegenheit, und ich fuhr fort: „Ich habe jetzt nur noch einen Wunsch, gnädige Frau. Ich möchte mich in Ihren Augen rechtfertigen, oder doch wenigstens Ihre volle Verzeihung für allés Unrecht, das ich an Ihnen begangen habe, erhalten. Erst dann werde ich imstande sein, mit einiger Ruhe ein Leben zu beschliessen, das

mir nichts wert ist, seitdem Sie sich geweigert haben, es zu verschönern.“

Hier versuchte sie eine Antwort zu stottern:

„Meine Pflicht erlaubte mir nicht —“

Aber es fiel ihr zu schwierig, diese Lüge von der Pflicht zu vollenden; sie brach mitten im Satze ab. Ich stimmte jetzt einen viel zärtlichern Ton an. „Also ist es wahr“, sagte ich, „also bin wirklich ich es gewesen, um dessentwillen Sie Schloss ** verlassen haben?“

„— Es war notwendig.“

„Sie wollten von mir scheiden!“

„— Ich musste —“

„— Und für immer?“

„Ich muss.“

Es erübrigt wohl, zu bemerken, dass bei dieser kurzen Unterredung meine süsse Tugendheldin mit banger, gedämpfter Stimme sprach und nicht wagte, ihre Augen zu mir zu erheben.

Ich glaubte, ein bisschen mehr Leben in diese schmachtende Scene bringen zu müssen, deshalb erhob ich mich schnell und sagte mit finsterm Blick: „Nun gut, Ihr Entschluss ist gefasst, und somit der meinige auch. Wir werden also in Zukunft von einander getrennt leben, und das in höherem Masse, als Sie ahnen. Sie werden sich Ihres Triumphs in aller Musse freuen können.“ Von diesem vorwurfsvollen Tone ein wenig überrascht, erwiderte sie: „Der Entschluss, den Sie gefasst haben —“

„Ist meiner Verzweiflung entsprungen“, fiel ich heftig ein. „Sie wollten, dass ich unglücklich

sei, und Sie werden nun bald sehen, wie über alle Massen, über alle Ihre Erwartungen hinaus Ihnen dies gelungen ist.“ —

„Ich wollte nur Ihr Glück“, entgegnete sie. Und der Ton ihrer Stimme verriet ihre gewaltige innere Bewegung. Auf der Stelle warf ich mich zu ihren Füssen nieder und sagte mit jenem theatralischen Pathos, das Sie an mir kennen: „Grausame, kann es für mich denn ein Glück geben, das Sie nicht mit mir teilen? Wo finde ich es fern von Ihnen? Ach, in dieser Welt nicht!“ Als ich diesen hohen Ton anschlug, hatte ich, wie ich ruhig zugeben will, auf den Beistand meiner Thränen gerechnet; aber war ich nun schlecht dazu disponiert, oder war meine übermässig gespannte, ruhelose Aufmerksamkeit auf alles um mich herum Schuld — genug, es war mir schlechterdings unmöglich, zu weinen.

Glücklicherweise fiel mir ein, dass zur Besiegung eines Weibes jedes Mittel gleich gut ist, und dass schon eine grossartige Bewegung hinreicht, um sie völlig zu erschüttern und einen tiefen Eindruck auf sie hervorzurufen. Der Schrecken sollte der Rührung, die mir nicht kräftig genug schien, zu Hilfe kommen, und so rief ich denn, in derselben Stellung verharrend, aber mit gänzlich veränderter Stimme: „Ja, hier, hier zu Ihren Füssen schwöre ich, Sie zu besitzen oder zu sterben“. — Wie ich das letzte Wort aussprach, begegneten sich unsere Blicke. Ich weiss nicht,

was das furchtsame Weib in den meinen las oder zu lesen glaubte, genug, sie sprang mit erschrockner Miene auf und entwand sich meinen Armen, mit denen ich sie fest umschlossen hielt. Es fiel mir nicht ein, zu widerstreben. Denn ich habe schon oft bemerkt, dass Auftritte heftiger Verzweiflung, die sich in die Länge ziehen, entweder leicht lächerlich werden oder sozusagen tragische Massregeln erzwingen, an deren Anwendung ich natürlich nicht im Traume dachte. Während sie sich also von mir losmachte, sagte ich im Tone finsterster Verzweiflung, ganz leise wie zu mir selbst, aber doch so, dass sie es deutlich hören konnte: „Gut, also der Tod!“

Jetzt stand ich auf. Ich schwieg eine Weile und warf wie von ungefähr wilde Blicke auf sie, die, so verwirrt sie schienen, darum nicht minder scharf beobachteten. Die schwankende Haltung, ihr banges, stossweises

Atemholen, die tödliche Angst in ihren Zügen, die bebenden, hoch aufgehobenen Arme, alles bewies mir, dass ich den gewünschten Effekt hervorgerufen hatte. Da sich aber in der Liebe alles nur in nächster Nähe beenden lässt und wir uns ein bisschen weit von einander entfernt hatten, so musste ich mich vor allen Dingen ihr wieder nähern, deshalb nahm ich so schnell wie möglich die Miene scheinbarer Ruhe an, um dadurch die Wirkungen meiner furchtbaren Erregung ein wenig zu mildern, ohne sie doch eigentlich zu schwächen.

„Ich bin sehr unglücklich“, hob ich an. „Ich habe Ihrem Glücke leben wollen, und ich habe es gestört. Ich opfere mich für Ihre Ruhe auf und störe sie trotzdem noch. Aber Verzeihung, gnädige Frau“, setzte ich sogleich mit sichtbar erzwungener, ruhiger Miene hinzu, „ich bin zu wenig an die Stürme der Leidenschaft gewöhnt, als dass ich ihre Heftigkeit zu mässigen wüsste. Wenn es unrecht war, dass ich mich hier von ihnen fortreissen liess, so denken Sie wenigstens daran, dass es mein letztes Unrecht war. O fassen Sie sich, fassen Sie sich, ich beschwöre Sie darum!“ — Während dieser langen Rede näherte ich mich ihr wieder, ohne dass sie es merkte. — „Wenn Sie wollen, dass ich mich fasse, so beruhigen Sie vor allen Dingen sich selbst“, antwortete mir meine bange Schöne.

„Gut, das verspreche ich Ihnen“, antwortete ich mit gedämpfter Stimme. „Wenn meine Er-

schütterung auch gross ist, so soll sie Ihnen doch wenigstens nicht allzu lange lästig fallen. Ja, nicht wahr", setzte ich mit starrer zerstreuter Miene hinzu, „ich kam ja wohl hierher, um Ihnen Ihre Briefe zurückzugeben? Bitte, seien Sie so gut, sie zurückzunehmen. Dies letzte, schmerzliche Opfer muss ich noch bringen. Es darf nichts in meinen Händen bleiben, was meinen Mut in der letzten Stunde schwächen könnte." — Damit zog ich die kostbare Sammlung aus der Tasche. „Hier haben Sie", sagte ich, „all die täuschenden Versicherungen Ihrer Freundschaft zurück. Sie machten mir das Leben des Lebens wert. Nehmen Sie sie — es ist das Zeichen für mich, dass ich nun auf ewig von Ihnen scheiden muss."

Jetzt liess sich die furchtsame Verliebte völlig von ihrer zärtlichen Unruhe überwinden. „Aber Herr

Graf“, stammelte sie, „was haben Sie denn, was wollen Sie mit Ihren Worten sagen? Haben Sie den Schritt, den Sie jetzt thun, nicht freiwillig gethan? Nicht infolge Ihrer eigenen Ueberlegung? Und wissen Sie nicht, dass mein Entschluss notwendig war, ein Gebot der Pflicht?“ — „Ganz recht“, sagte ich, „und dieser Ihr Entschluss hat meinen Entschluss bestimmt.“

„Welchen?“ Sie zitterte.

„Den einzigen, der meine Leiden enden kann, nachdem ich von Ihnen getrennt bin.“

„O mein Gott, so nennen Sie mir ihn doch“ —

Jetzt riss ich sie in meine Arme, ohne dass sie sich irgendwie zu verteidigen suchte. Und aus dieser vollkommenen Selbstvergessenheit schloss ich, wie gewaltig stark ihre innere Erregung sein müsse. „Angebetete“, rief ich, auflodernde Begeisterung wagend, „Sie wissen ja nicht, wie sehr ich Sie liebe! Niemals werden Sie begreifen, wie ich Sie vergötterte, um wie viel teurer mir dies Gefühl als mein Leben war! Mögen all Ihre Tage heiter und ruhig sein, mögen sie leuchten von dem Glück, das Sie mir geraubt haben! Und belohnen Sie mich für diesen Herzenswunsch nur mit einem einzigen Seufzer, mit einer Thräne des Mitleids über mein Geschick. Glauben Sie mir, das letzte Opfer, das ich Ihnen nun bringen werde, wird mir wahrlich nicht das schwerste sein. Gott segne Sie. Leben Sie wohl!“

Während ich das sagte, fühlte ich ihr Herz

stürmisch pochen, sah, wie der Ausdruck ihres Gesichtes sich völlig veränderte, sah sie mit ihren Thränen kämpfen, die in grossen einzelnen Tropfen herabrannen. Jetzt machte ich mich los, gleich als wollte ich gehen. Aber sie hielt mich mit Gewalt zurück. — „Nein“, rief sie, „hören Sie mich.“ — „Lassen Sie mich“, erwiderte ich. — „Nein, ich will, dass Sie mich erst hören.“ — „Ich muss jetzt gehen, ich muss.“ — „Nein“, schrie sie auf, und mit diesem Worte stürzte sie sich, oder sank vielmehr wie besinnungslos in meine Arme. Da ich aber an meinem Glücke noch zweifelte, stellte ich mich erschrocken, aber trotz dieses Schreckens führte ich sie, trug ich sie zu dem Orte hin, den ich im voraus zur Stätte meines Triumphes bestimmt hatte. Als sie wieder zu sich kam, war sie bereits in der Gewalt ihres Siegers.

Bis hierher, meine schöne Freundin, werden Sie in meinem Benehmen eine Reinheit der Kriegsmethode finden, die Ihnen Vergnügen machen wird. Bewundern Sie also in mir den Türenne oder Friedrich der Liebesschlachten. Ich zwang den Feind, der durchaus Zeit gewinnen wollte, zum Kampfe; geschickte Manöver setzten mich in die Lage, Schlachtfeld und Schlachtplan zu bestimmen. — Ich wusste den Feind sicher zu machen, um ihn desto leichter in seinem Schlupfwinkel fassen zu können. Ich setzte ihn in Schrecken, ehe die Schlacht begann; ich überliess nichts dem Zufalle, für den Fall des Sieges war ich ungeheurer Vorteile

gewiss, und selbst nach einer Niederlage besass ich noch sichere und zuverlässige Hilfsmittel. Ich eröffnete den Kampf nicht eher, als bis ich meine Rückzugslinie gesichert hatte, so dass ich die schon vor der Entscheidungsschlacht errungenen Vorteile nicht einbüssen konnte. Das ist, denke ich, alles möglich. Und ich fürchte nur, ich habe mich, wie Hannibal, an Capuas Wonne zu sehr berauscht. Hören Sie, was weiter geschah.

Ich war darauf gefasst, dass eine so grosse Begebenheit nicht ohne die üblichen Thränen und die gewohnheitsmässige Verzweiflung enden würde, und wenn ich anfänglich auch etwas wie Bestürzung und eine Art von Gegenwehr bemerkte, so rechnete ich beides dem besonderen Gemütszustand einer Spröden zu. Ohne mich deshalb um diese leichten Abweichungen von der Regel weiter zu bekümmern, begnügte ich mich mit den

üblichen Trostreden und war fest überzeugt, dass wie immer, so auch hier die Sinne endlich jede andere Regung unterjochen und mehr als die zierlichsten Worte ausrichten würden. Aber ich stiess plötzlich auf einen wahrhaft erschreckenden Widerstand — erschreckend durch seine Kraft wie durch die Gestalt, in der er auftrat.

Stellen Sie sich ein Weib vor, das starr und unbeweglich wie ein Marmorbild dasitzt. Sie scheint weder zu denken, noch zu hören, noch etwas zu verstehen; aus den stieren Augen rinnen fast unablässig Thränen herab — es ist ein stilles, müdes Weinen. So sass die Tourvel da, während ich redete. Versuchte ich sie aber durch irgend eine Liebkosung, durch die allerunschuldigste Bewegung aus ihrer Teilnahmlosigkeit zu wecken und ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, so machte die anscheinende Erstarrung fürchterlichem Entsetzen, Erstickungsanfällen, Krämpfen und Schluchzen Platz. Dann und wann schrie sie laut auf, aber kein verständliches Wort kam von ihren Lippen.

Diese Anfälle wiederholten sich und wurden immer heftiger. Der letzte war so gewaltsam, dass ich darüber völlig den Mut verlor und schon befürchtete, einen nutzlosen Sieg errungen zu haben. In dieser Verlegenheit wiederholte ich meine tröstenden Gemeinplätze nochmals und sagte dabei unter anderm: „Es bringt Sie in Verzweiflung, dass Sie mich

glücklich gemacht haben?“ Bei diesen Worten wandte das göttliche Weib sich plötzlich mir zu, und ihr Gesicht gewann beinahe seinen himmlischen Ausdruck zurück. „Sie glücklich gemacht?“ flüsterte sie. —

Sie erraten meine Antwort. — „Sie sind also nun glücklich, wirklich glücklich?“ Ich verdoppelte meine Beteuerungen. „Und glücklich durch mich?“ — Ich floss über von liebkosenden und zärtlichen Worten. Während ich sprach, wurden ihre Glieder wieder geschmeidig; sie lehnte sich weich zurück und überliess mir ihre Hand, die ich zu fassen gewagt hatte. „Ich fühle“, sagte sie, „wie dieser Gedanke mich tröstet und mir wohlthut.“

Jetzt war ich auf dem einzig richtigen Wege, und Sie werden mir glauben, dass ich ihn nun nicht mehr verliess. Zwar hatte ich bei dem zweiten Angriffe noch einigen Widerstand zu überwinden, und der Auftritt von vorhin machte mich besorgt; aber sobald ich denselben siegreichen Gedanken wieder zu Hilfe gerufen hatte, gestaltete sich alsbald alles nach meinen Wünschen. „Sie haben recht“, sagte das zärtliche Weib, „mein Dasein kann mir nur noch

dadurch erträglich werden, dass es Sie glücklich macht. Von diesem Augenblicke an gehöre ich Ihnen, und Sie sollen von mir keine Weigerung, keine Vorwürfe mehr hören.“ Mit dieser naiven und zugleich erhabenen Aufrichtigkeit überliess sie sich meinen Armen und machte mein Glück vollkommen, indem sie es teilte. Wir waren rasend vor Seligkeit, trunken von unerhörter Wonne, und waren es beide. Zum erstenmal überlebte bei mir die Leidenschaft den Genuss. Aus ihren Armen sank ich zu ihren Füssen nieder, um ihr ewige Liebe zu schwören, und ich will aufrichtig sein, ich meinte, was ich sagte. Wir trennten uns endlich; aber ihr Bild verliess mich nicht, und ich muss gewaltsam ringen, um mich von ihm zu befreien.

Ach, warum sind Sie nicht hier, um mit der Wonne des verheissenen Lohnes die Wonne meines Triumphes aufzuwiegen! Doch, nicht wahr, ich verliere bei diesem Aufschub nichts, und ich darf die allerliebsten Vorschläge, die mein letzter Brief enthält, als bereits unter uns vereinbart ansehen?

Befreien Sie sich also ungesäumt von Ihrem lästigen Belleroche und lassen Sie den süsslichen Danceny laufen, um ganz mir zu gehören. Und vergessen Sie nicht, meine schöne Freundin, dass ich als Liebhaber doch auch die alten Rechte des Freundes nicht verlieren mag. Adieu, wie immer, ja, lebe wohl, mein Engel. „Tausend Küsse send ich Dir, Du mein süsses, süsses Mädchen“ . . .

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Paris, den 3. November.

Sagen Sie mir, meine schöne Freundin, wie kommen Sie zu dem bitteren, spöttelnden Ton in Ihrem letzten Briefe? Worin besteht denn das Verbrechen, das ich unwissentlich begangen haben soll und das Sie so ungehalten macht? Ich thue so, werfen Sie mir vor, als brauchte ich Ihre Einwilligung zu meinen Vorschlägen garnicht erst abwarten, als könnte ich sie voraussetzen. Aber ich glaube doch, was bei jedem andern dreiste Anmassung scheinen würde, ist in dem Verhältnis, worin wir beide zu einander stehen, nichts als ein höherer Grad von Vertrauen. Seit wann ist dies Gefühl aber eine Sünde gegen die Freundschaft oder gegen die Liebe? Wenn sich meinem Wunsche auch die Hoffnung gesellte, so habe ich nur dem natürlichen Trieb nachgegeben, der uns immer das Glück, wonach wir schmachten, als nah und wahr-

scheinlich zeigt. Was Sie für anmasslichen Stolz halten, war nichts als lebhaftes Verlangen. Ich weiss zwar recht gut, dass die Höflichkeit in diesem Falle geboten hätte, ehrfurchtvollen Zweifel an der Möglichkeit eines solchen Glückes zu heucheln, aber Sie wissen so gut wie ich, dass dies nichts als ein leeres Kompliment ist, und mich dünkt, ich durfte voraussetzen, dass diese kleinlichen Rücksichten unter uns nicht mehr nötig wären.

Ein offenes und freies Vorgehen, wenn es, wie in unserem Falle, einer alten Freundschaft entspriesst, ist nach meiner Meinung tausendmal besser als alle abgeschmackte Schmeichelei, die mir zuweilen die Liebe selbst zum Ekel machte. Vielleicht schätze ich auch diese Art des Verkehrs deshalb so hoch, weil mir das Glück, woran sie mich erinnert, so lieb und wert ist. Eben deswegen aber würde es mich besonders schmerzen, wenn Sie anderer Meinung wären.

Weiter haben Sie mir, so viel ich sehe, kein Unrecht vorzuwerfen. Denn das haben Sie ja nimmermehr im Ernst geglaubt, dass ich irgend ein Weib in der Welt Ihnen vorziehen könnte, und noch weniger, dass ich Sie so schlecht zu würdigen wüsste, wie Sie zu glauben vorgeben. Sie mögen sich, schreiben Sie mir, betrachten so viel Sie wollen, Sie glauben doch nicht bereits so tief gesunken zu sein, dass Sie froh sein müssten, mir „zwischen der Präsidentin und Fräulein Cäcilie als Lückenbüsser“ dienen

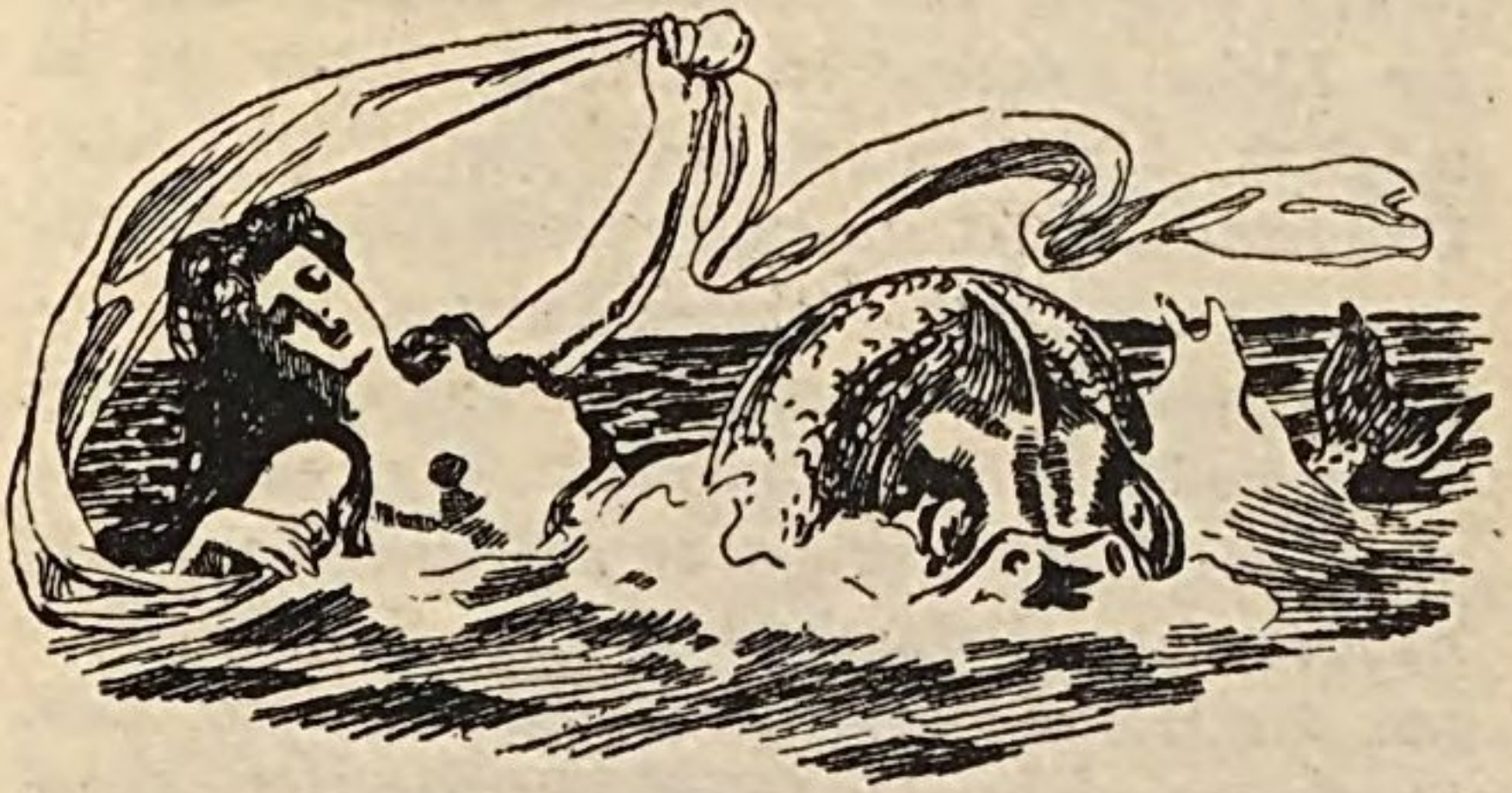
zu können. Sehr wahr, schöne Freundin. Was Sie da sagen, beweist nur, dass Sie einen treuen Spiegel haben. Aber mir scheint, Sie hätten daraus viel leichter und viel gerechter vor allem den Schluss ziehen müssen, dass ich unmöglich eine so thörichte Meinung von Ihnen haben kann.

Ich suche umsonst nach dem Grunde dieses seltsamen Missverständnisses. Vielleicht liegt er mehr oder weniger in den paar lobenden Worten, die ich in Bezug auf andere Frauen anzuwenden mir erlaubt habe. Fast möchte ich dies aus der kleinen Ziererei schliessen, mit der Sie mir all die Attribute aufmutzen, die ich gelegentlich der Tourvel oder der kleinen Volanges beilegte. Aber wissen Sie nicht, dass diese Worte, die man oft ohne etwas dabei zu denken hinschreibt, weniger bezeichnend sind für den Wert, den man einer Person beilegt, als vielmehr für die Stimmung, in der man gerade während des Schreibens ihrer gedenkt? Und wenn ich mich selbst in Augenblicken, wo ich von der einen oder der andern so entzückt war, nicht minder lebhaft nach Ihnen sehnte, wenn ich Sie unverkennbar vor beiden bevorzugte und auf die Erneuerung unserer Verbindung drang — einer Verbindung, die doch der Tourvel wie der Volanges all meine Zuneigung geraubt hätte —, so sehe ich wahrhaftig nicht ein, was darin Beleidigendes für Sie liegen kann.

Nein, meine schöne Freundin, ich appelliere an Ihr Gerechtigkeitsgefühl, an Ihre frühere

Güte gegen mich, an die lange, ungestörte Freundschaft und das unbeschränkte Vertrauen, das wir uns gegenseitig schenken, und nun frage ich Sie, ob ich den strengen Ton verdient habe, in dem Sie mit mir reden! Aber es liegt ja in Ihrer Hand, mich für dies kleine Unrecht zu entschädigen, wenn Sie nur wollen. Sagen Sie nur ein Wort, und Sie sollen sehen, ob alle diese neuen Verbindungen mit ihren Reizen und „unerhörten Wonnen“ mich nur einen Tag, ja auch nur eine Minute lang von Ihnen fernhalten können. Nein! Auf der Stelle werde ich dann zu Ihren Füssen, in Ihre Arme fliegen und Ihnen tausend Mal und auf tausendfache Art beweisen, dass Sie, und Sie allein die wahre Königin meines Herzens sind.

Leben Sie recht wohl, meine schöne Freundin. Ich erwarte Ihre Antwort mit Ungeduld.



Die Marquise von Merteuil an den Grafen Valmont.

Auf Schloss ***, den 6. November.

Wirklich, lieber Graf, diesmal bin ich bedeutend zufriedener mit Ihnen, und nun lassen Sie uns einmal die Sache in aller Freundschaft überlegen. Ich hoffe Sie nämlich zu überzeugen, dass eine neue Verbindung zwischen uns, wie Sie sie allen Ernstes zu wünschen scheinen, sowohl für Sie wie für mich eine bare Thorheit wäre. Haben Sie denn noch nicht bemerkt, dass das sinnliche Vergnügen, dem ja allerdings einzig und allein die Vereinigung beider Geschlechter zu verdanken ist, doch nicht hinreicht, einen dauernden Bund zwischen ihnen zu stiften, und dass ihm nicht nur die zur Umarmung drängende Begierde vorangeht, sondern auch der zurückstossende Ekel unausbleiblich folgt? Das ist ein Gesetz der Natur, das nur die Liebe abzuändern vermag. Aber ist es möglich, Liebe zu empfinden, wenn man will? Und trotzdem ist sie zum echten Glücke durchaus unentbehrlich. Dieser Umstand wäre ungemein verdriesslich, hätte man glücklicherweise nicht die Beobachtung gemacht, dass es genügt, wenn die Liebe wenigstens auf einer Seite vorhanden ist. Dadurch wird die Schwierigkeit um die Hälfte verringert, und zwar so, dass überhaupt nicht viel dabei verloren ist. Denn nun geniesst der eine Teil das Vergnügen, zu

lieben, der andere das Vergnügen, zu gefallen. Das letztere käme dem ersteren freilich nicht gleich, wenn sich ihm nicht die Wonne, zu betrügen, gesellte. So wird das Gleichgewicht hergestellt, und nun geht alles vortrefflich.

Jetzt aber sagen Sie mir, bitte, lieber Graf, wer von uns beiden wird es auf sich nehmen, den andern zu betrügen? Sie kennen ja wohl die Geschichte von den beiden Hallunken, die sich gleich beim Beginn des Spieles erkannten: „Ach, wir thun uns ja doch nichts“, sagte einer zum andern, „wir wollen die Karten lieber gleich jeder zur Hälfte bezahlen.“ Und damit hatte das Spiel ein Ende.

Lassen Sie uns diesem klugen Beispiel folgen und nicht vereint eine Zeit verlieren, die wir besser benutzen können.

Um Ihnen zu zeigen, dass ich hierbei Ihren Vorteil ebenso gut wie den meinigen vor Augen habe und dass ich weder eigensinnig noch böse auf Sie bin, will ich Ihnen die versprochene Belohnung nicht vorenthalten. Ich fühle sehr gut, dass wir uns für einen Abend völlig genügen werden. Und ich zweifle nicht daran, wir werden so viel Anmut und Schönheit hineinzulegen wissen, dass wir ihn mit grossem Bedauern enden sehen werden. Aber dies Bedauern gehört zum Glücke, macht einen Teil davon aus. Und dürfen wir hoffen, dass diese Täuschung, so süss sie auch ist, von Dauer sein werde?

Sie sehen, lieber Graf, dass ich mich selbst an meine Verpflichtungen erinnere, und das, bevor Sie den Ihrigen völlig nachgekommen sind. Nach unserm Vertrage muss ich zuerst einen Brief der himmlischen Spröden in Händen haben, bis jetzt aber habe ich noch keine Zeile gesehen. Mag sein, dass Ihnen an unserem Handel wirklich so viel liegt, wie Sie mich glau-

ben machen wollen, kann aber auch sein, so wenig, dass Sie alle Bedingungen des Vertrages schon wieder vergessen haben. Und doch müsste ich mich sehr irren, oder Ihre zärtliche Präsidentin schreibt sehr viel. Denn was thut sie sonst, wenn sie allein ist? Dass sie sich zerstreut, so viel Verstand traue ich ihr nicht zu. Wenn ich also wollte, könnte ich Sie noch lange hinhalten, aber ich will es nicht thun, und damit wieder gut machen, was ich vielleicht in meinem letzten Briefe gesündigt habe.

Nur noch eine Bitte, lieber Graf, die eben so sehr in meinem wie in Ihrem Interesse liegt. Lassen Sie uns unsere Zusammenkunft, die ich gewiss nicht weniger als Sie herbeisehne, bis zu meiner Rückkunft in die Stadt aufschieben. Hier haben wir erstlich nicht ganz die erforderliche Bewegungsfreiheit, und zweitens setze ich mich hier einer schlimmen Gefahr aus. Denn Freund Belleroche, der, Gott Lob, nur noch an einem Faden hängt, braucht nur den geringsten Verdacht zu schöpfen und eifersüchtig zu werden, so habe ich ihn von neuem auf dem Halse. Ich habe ihn nun schon soweit gedrillt, dass er es sich blutsauer werden lässt, mich zu lieben, und die Zärtlichkeiten, womit ich ihn überhäufe, enthalten eben so viel Bosheit wie Klugheit. Darum nur keine Eifersucht erregen! Gegenseitige Untreue wird der Sache einen ganz andern Reiz verleihen.

Zuweilen thut es mir leid, dass wir zu solchen Mitteln greifen müssen. Ach damals,

als wir uns liebten, denn ich glaube wirklich, es war Liebe, wie glücklich war ich da! Und Sie, Graf? ... Aber wozu an ein Glück denken, das nie wiederkehren kann? Unmöglich wiederkehren, was Sie auch sagen mögen. Ich müsste ja Opfer von Ihnen fordern, die Sie unter keinen Umständen bringen werden und die ich auch vielleicht nicht verdiene. Und dann, wie sollte ich Sie fesseln? Nein, nein! Ich will diesen Gedanken nicht weiter ausspinnen — und trotz dem Vergnügen, das mir dieser Brief macht, will ich ihn doch lieber auf der Stelle schliessen.

Adieu.

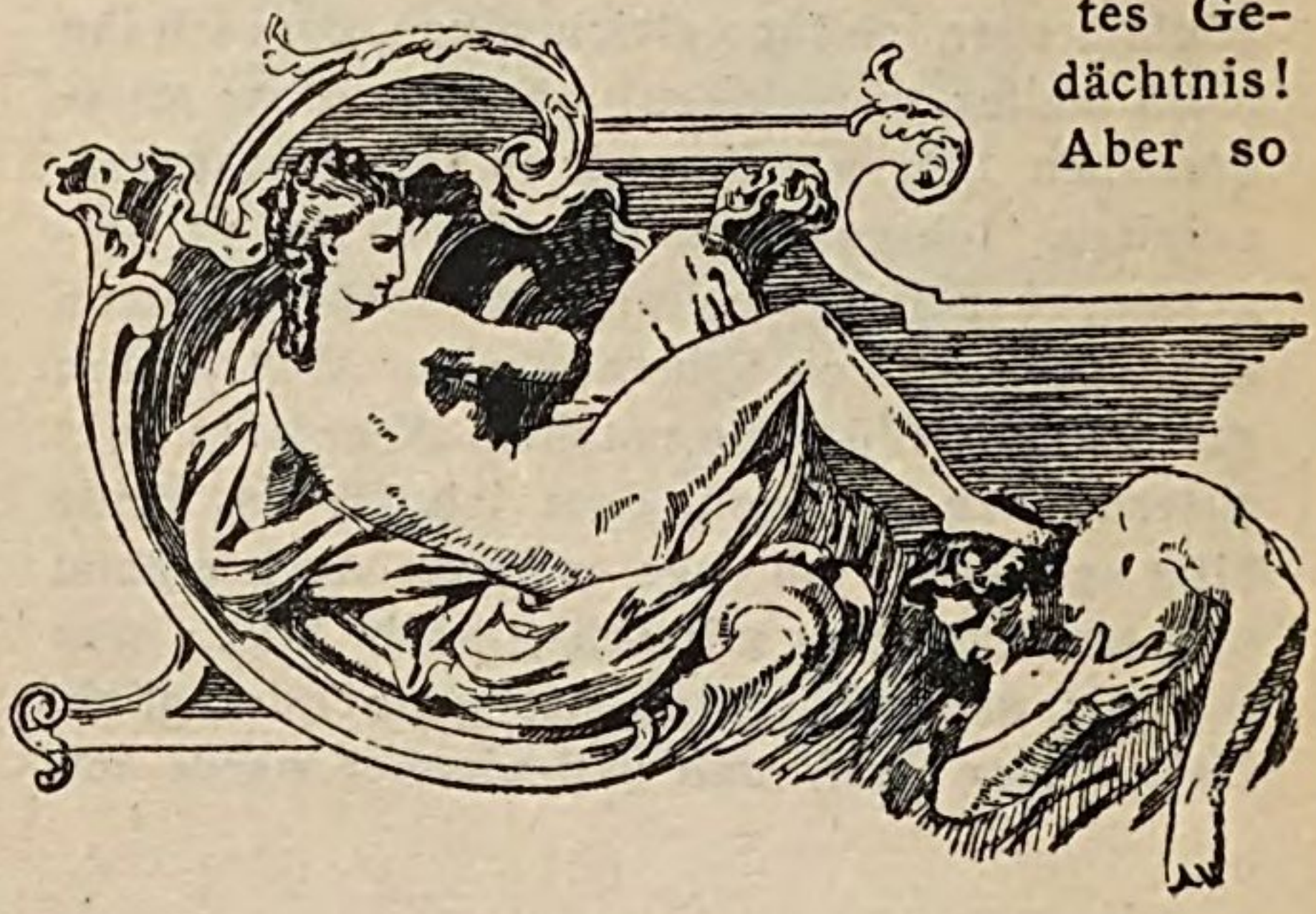
Die Marquise von Merteuil an den Grafen Valmont.

Auf Schloss ***, 11. November.

Wahrhaftig, Graf, Sie sind wie ein kleines Kind, dem man nichts sagen und noch weniger etwas zeigen darf, weil es dann alles gleich haben will. Mir kommt so von ungefähr ein Einfall, aber ich füge gleich hinzu, dass ich ihn nicht weiter ausspinnen mag, Sie aber missbrauchen ihn, um ihn mir immer wieder vorzureiten. Ich gebe mir alle Mühe, ihn zu vergessen, aber Sie lassen mich nicht dazu kommen und zwingen mich beinahe, wider Willen Ihre gefährlichen Wünsche zu teilen. Aber ist es wohl ritterlich, zu erwarten, dass ich für uns beide klug sein soll? Ich sage es Ihnen noch einmal und wiederhole es mir selbst noch öfter: was Sie mir da vorschlagen, ist ganz unmöglich. Nein, lieber Graf, nun und nimmer werde ich

unedel genug sein, das Opfer anzunehmen, das Sie mir bieten, und damit Ihr Glück zu vernichten.

Denn Sie können sich in der That über Ihre Gefühle für Frau von Tourvel nicht täuschen. Sie lieben sie, glauben Sie es mir, oder es hat nie Liebe gegeben. Sie leugnen es freilich hundertfach, aber Sie beweisen es tausendfach. Ich will beispielsweise nur die Ausflucht anführen, womit Sie sich selbst so gelungen hintergehen, denn dass Sie gegen mich aufrichtig sind, das glaube ich. Sie bilden sich nämlich ein, dass Ihr weiterer Verkehr mit der Dame nur ein Experiment Ihrerseits ist — und dabei sind Sie doch nicht imstande, die Leidenschaft Ihres Herzens zu verbergen oder gar zu unterdrücken. — Nach Ihren Reden sollte man fast denken, Sie hätten nie ein Weib glücklich gemacht. O, wenn Sie daran zweifeln, dann haben Sie ein schlechtes Gedächtnis! Aber so



steht die Sache nicht, Ihr Herz betrügt ganz einfach Ihren Kopf und hilft ihm bei seiner Selbstverblendung. Ich hingegen halte es von meinem Standpunkt aus für sehr nötig, mich nicht täuschen zu lassen, und ich bin nicht so leicht zufrieden zu stellen.

Seien Sie versichert, dass ich ohne alle Empfindlichkeit mit Ihnen rede. Ich habe es mir fest vorgenommen, keine mehr bei mir aufkommen zu lassen, sehe ich doch, dass sie zu einer gefährlichen Schlinge werden könnte. Folgen Sie mir, Graf, lassen Sie uns Freunde sein und weiter nichts. Danken Sie mir, dass ich den Mut habe, mich gegen Sie zu verteidigen. — Ich sage den Mut, denn man braucht ihn zuweilen sogar, um sich vor Entschlüssen zu hüten, deren Schädlichkeit man klar erkennt.

Und nun noch ein Wort über die Opfer, die ich von Ihnen verlange und die Sie doch nicht bringen können. Ich komme darauf nur zurück, um Sie von der Richtigkeit meiner Meinung zu überzeugen. Wenn ich von Opfern spreche, die ich verlange, so werden Sie gleich merken, dass ich nicht wenig verlange, aber desto besser! Es liegt mir sehr fern, Ihnen eine Weigerung übel zu nehmen, ja ich würde Ihnen am Ende sogar Dank dafür wissen. Aber ich will ganz ehrlich gegen Sie sein, wenn auch das Gegenteil vielleicht richtiger wäre.

Ich würde also verlangen — stellen Sie sich nur die Grausamkeit vor! — dass das „himm-

lische“ Weib, die „göttliche, anbetungswürdige“ Frau Präsidentin Ihnen genau so viel oder so wenig wie ein gewöhnliches Weib bedeute — was sie ja auch thatsächlich ist. Denn man darf sich darüber nicht täuschen: die besonderen Reize, die man an der geliebten Person zu entdecken glaubt, bestehen eigentlich nur in unserer Einbildung, die sich von unserer Verliebtheit das tollste Zeug vorgaukeln lässt. — Was ich verlange, ist unmöglich, aber ich glaube, Sie zwingen sich doch dazu und versprechen oder schwören es mir gar. Indessen, das sag' ich gleich: leere Worte würden mir nicht genügen. Nur Thaten, unzweideutige Thaten könnten mich überzeugen.

Das ist noch nicht alles, denn ich habe heute meine Laune. Die Aufopferung der kleinen Cäcilie, die Sie mir so grossmütig anbieten, würde mich vollkommen kalt lassen. Ja, ich möchte Sie im Gegenteil bitten, die lästige Bekanntschaft fortzusetzen, bis ich weiter befehle. Nehmen Sie an, ich wolle meine

Gewalt über Sie gern ein bisschen missbrauchen, oder ich sei so nachsichtig und gerecht, mich mit Ihrem Herzen zu begnügen, ohne Sie in Ihren kleinen Amüsements stören zu wollen Aber sei dem, wie ihm wolle, ich würde Gehorsam verlangen, und meine Befehle würden sehr streng sein.

Soviel ist sicher, in diesem Falle hielte ich mich allerdings zur Dankbarkeit, und wer weiss, vielleicht auch zur Erkenntlichkeit gegen Sie verpflichtet. Ich würde beispielsweise sogar meinen Landaufenthalt abkürzen, der mir dann gewiss unerträglich würde. Ich würde Sie wiedersehn, Graf, Sie endlich wiedersehn! Wie? — Doch Sie wissen ja, wir plaudern hier nur so miteinander. Vergessen wir deshalb den thörichten Einfall, den ich so hingeworfen habe. Ja, vergessen wir ihn.

Mit Belleroche bin ich jetzt fertig. Er kommt vor Langeweile um — so weit habe ich ihn glücklich. Gleich nach meiner Rückkehr in die Stadt soll er wieder ganz in Freiheit gesetzt werden. Ich bringe ihm ein schmerzhaftes Opfer damit, und mich tröstet nur der Gedanke, dass er meine Grossmut anerkennen wird.

Adieu, lieber Graf! Lassen Sie recht oft von sich hören! Die ausführliche Beschreibung all Ihrer Abenteuer wird mich ein wenig für die Langeweile entschädigen, die ich hier erdulde.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Paris, den 15. November.

Ich muss darauf bestehen, meine schöne Freundin, dass ich nicht verliebt bin, und wenn die Umstände mich nötigen, eine derartige Rolle zu spielen, so kann ich nichts dafür. Schlagen Sie deshalb ein, kommen Sie zurück und überzeugen Sie sich selbst davon, dass ich die Wahrheit sage. Gestern habe ich eine Probe abgelegt, deren Beweiskraft durch etwaige heutige Ereignisse nicht aufgehoben werden kann.

Ich war also gestern bei meiner zärtlichen Tugendhaften, und ich hatte weiter absolut nichts vor. Denn die kleine Volanges sollte trotz ihres Zustandes die ganze Nacht auf dem verwünschten Ball ihrer Frau Mutter sein.

Da ich Langeweile verspürte, so wars anfänglich allerdings meine Absicht, so lange wie möglich bei Frau von Tourvel zu bleiben. Sie hatte sich deshalb auch schon zu einem kleinen Opfer verstanden. Aber gleich darauf fiel mir ein, dass Sie mich für verliebt halten, oder es mir wenigstens vorwerfen. Dieser Gedanke vergällte mir mit einem Male alles Vergnügen und reizte mich, mir selbst den Beweis zu liefern und gleichzeitig Sie davon zu überzeugen, dass Sie mich verleumden.

Rasch entschlossen verliess ich unter einem ziemlich durchsichtigen Vorwand meine Schöne, die ganz überrascht und zweifellos noch viel mehr betrübt war. Ich für meinen Teil ging dann ruhigen Gemüts in die Oper, wo ich Emilie traf. Und sie kann es Ihnen bezeugen, dass bis heute Morgen, wo wir uns trennten, kein Seufzer nach meiner Präsidentin unsere Freuden gestört hat.

Und dabei hatte ich wahrlich eigentlich allen Grund, unruhig zu sein, und nur meine vollkommene Gleichgiltigkeit hat mich davor bewahrt. Denn was meinen Sie: mein Wagen, in dem ich mit Emilie sass, war kaum noch vier Häuser von der Oper entfernt, als ich plötzlich die Equipage meiner gestrengen Gebieterin dicht neben uns erblickte! Eine Verkehrsstockung nötigte uns, fast zehn Minuten lang neben einander still zu halten. Und dabei wars so hell wie am Mittag, und es bot sich nicht die kleinste Gelegenheit, zu entkommen.

Aber das war noch nicht alles. Ich machte den dummen Streich, Emilie zu sagen, das wäre die Dame, der ich den bewussten Brief geschrieben hätte. (Sie werden sich vielleicht noch des Spasses erinnern, bei dem Emilie eine passive Rolle spielte.) Sie hatte den Brief nicht vergessen und war nun nicht mehr zu halten. Während sie sich weit aus dem Wagen hinaus lehnte, um, wie sie sagte, diese Tugend recht genau zu betrachten, lachte sie aus voller Kehle, so dass es ein recht ärgerlicher Auftritt wurde.

Aber das ist immer noch nicht alles. Meine Eifersüchtige sandte noch am selben Abend zu mir. Ich war natürlich nicht zu Hause. Doch

sie beruhigte sich nicht dabei, sondern sandte zum zweiten Male und befahl ihrem Boten, mich zu erwarten. Weil ich aber bei Emilie bleiben wollte, hatte ich meinen Wagen zurück geschickt und dem Kutscher aufgetragen, mich morgens wieder abzuholen. Der teilte denn auch dem Liebesboten ohne Umstände mit, dass ich in dieser Nacht überhaupt nicht nach Hause kommen werde. Sie können sich denken, wie hoch erfreulich ihr diese Nachricht sein mochte. Bei meiner Heimkehr fand ich denn auch meinen förmlichen Abschied vor. Er war mit so viel Würde abgefasst, wie es die Umstände eben erlaubten.

Und so hätte denn das ganze Abenteuer, das nach Ihrer Meinung nie enden würde, leicht heut Morgen jäh sein Ende finden können. Wenn das nicht geschehen ist, so liegt es nicht etwa daran, dass ich noch irgend welchen Wert auf die Fortsetzung lege, sondern der Grund ist erstens einfach der, dass ich nicht gewillt bin, mir den Abschied geben zu lassen, und zweitens habe ich Ihnen die Ehre dieses Opfers zugedacht.

Demgemäss antwortete ich auf das strenge Schreiben mit einer ebenso umfangreichen wie empfindsamen Epistel, worin ich meine Gründe des Langen und Breiten entwickelte und es ruhig ihrer Verliebtheit überliess, diese Gründe gewichtig zu finden. Ich habe denn auch Erfolg damit gehabt. Soeben erhalte ich einen zweiten Brief, der immer noch streng genug

mit mir verfährt und den vollzogenen ewigen Bruch bestätigt. Aber der Ton ist doch bereits viel sanfter geworden. Man will mich durchaus nicht mehr sehen. Da dieser unbeugsame Entschluss in dem Briefe viermal auf die unwiderruflichste Art angekündigt worden ist, erkannte ich, dass ich keinen Augenblick länger zögern dürfe, persönlich zu erscheinen. Schon habe ich meinen Jäger voraus geschickt, damit er sich ihres Schweizers bemächtige; ich eile jetzt hinterdrein, um ihre Verzeihung zu erwirken. Denn bei Sünden dieser Art erlangt man völlige Absolution nur auf eine Art, und die kann man eben nur persönlich anwenden.

Adieu, meine entzückende Freundin. Ich eile, dies grosse Abenteuer zu bestehen.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Paris, den 21. November.

Woher kommt es, meine schöne Freundin, dass ich keine Zeile von Ihnen erhalte? Mein letzter Brief war doch wohl einer Antwort wert, und doch erwarte ich sie schon seit drei Tagen vergebens. Das ärgert mich, und zur Strafe erzähle ich Ihnen nichts von meinem grossen Abenteuer.

Dass die Aussöhnung vollständig und herzlich gewesen ist; dass sie, anstatt mir Vorwürfe einzutragen und Misstrauen zu säen; unsere Zärtlichkeit nur noch vermehrt hat, dass ich jetzt als der zu Unrecht Angeklagte und Beleidigte die schönsten Entschuldigungen zu hören bekomme, von alledem sage ich Ihnen kein Wort. Und ohne den unerwarteten Zwischenfall, der sich in voriger Nacht mit Ihrem Pflegetöchterchen ereignet hat und von dem sie selbst Ihnen wohl kaum sobald Nachricht geben wird, bekämen Sie heute keinen Brief von mir.

Ich konnte mich nämlich aus bestimmten Gründen, die Sie erraten werden oder nicht erraten werden, in den letzten Tagen nicht mit meiner Präsidentin beschäftigen. Diese Gründe bestanden hinsichtlich der kleinen Volanges nicht, und dank dem gefälligen Thürsteher gab es für uns beide überhaupt kein Hindernis. Ihr Mündelchen und ich hatten uns alles ganz bequem und ordentlich eingerichtet. Aber die Gewohnheit macht leichtsinnig. Anfangs konnten wir immer gar nicht vorsichtig und ängstlich genug zu Werke gehen, und selbst hinter Schloss und Riegel zitterten wir noch. Gestern aber hat unsere unglaubliche Unachtsamkeit ein Ereignis zur Folge gehabt, von dem ich Sie unterrichten muss. Ich selbst kam zwar mit dem blossen Schreck davon, das kleine Mädchen jedoch hat schwer büssen müssen.

Wir lagen, ohne zu schlafen, ruhig und zärtlich nebeneinander, als wir plötzlich die Thür des Zimmers aufgehen hörten. Sogleich springe ich auf und greife nach meinem Degen, um mich und die Kleine zu verteidigen. Es war niemand da, aber die Thür stand that-

sächlich offen. Da wir Licht hatten, so machte ich mich auf die Suche, fand aber keine lebendige Seele. Jetzt erst fiel mir ein, dass wir heute alle Vorsicht ausser Augen gelassen hatten; die Thür war nur leicht angelehnt gewesen und von selbst aufgegangen.

Ich ging zurück, um meine erschrockene Freundin zu beruhigen, fand sie aber nicht mehr im Bette. Sie war hinten an der Wand entweder hinuntergefallen oder hinuntergekrochen, um sich zu verbergen. Genug, sie lag völlig bewusstlos da, und ihre einzigen Bewegungen bestanden in Krämpfen. Sie können sich meine Verlegenheit vorstellen. Mit Mühe gelang es mir, sie wieder ins Bett und dann zu sich selbst zu bringen. Aber sie hatte sich bei dem Sturze verletzt, und die Folgen zeigten sich auf der Stelle.

Kreuzschmerzen, gewaltige Kolik und noch unzweideutigere Zeichen klärten mich über ihren Zustand auf. Aber damit sie in die gleiche Lage kam, musste ich ihr erst alles sagen, denn sie wusste kein Wort davon. Wohl noch nie ist ein Mädchen, das sich so bemühte, ihre Unschuld

loszuwerden, so unschuldig geblieben wie sie. Das liebe Nachdenken ist ihre Sache gar nicht.

Jetzt war sie freilich untröstlich, und es blieb mir nichts übrig, als für uns beide einen Entschluss zu fassen. Ich verabredete also mit ihr, dass ich unverzüglich zum Hausarzt und zum Chirurgen gehen und ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit alles entdecken wolle, so dass sie jeden Augenblick zu unserer Verfügung stünden. Sie ihrerseits solle sofort nach dem Kammermädchen klingeln, sie ins Vertrauen oder nicht ins Vertrauen ziehen, ganz wie sie wolle, sie aber auf jeden Fall sofort nach Hilfe schicken. Freilich müsste sie ihr ausdrücklich verbieten, Frau von Volanges zu wecken, und das aus dem natürlichen und echt kindlichen Grunde, dass die Mutter nicht beunruhigt werden dürfe.

Ich machte meine beiden Besuche und Geständnisse so schnell ich konnte und begab mich darauf nach Hause, ohne seither wieder ausgegangen zu sein. Der Chirurg, den ich schon von früher kenne, ist indes mittags bei

mir gewesen, um mir von der Patientin Nachricht zu geben. Ich hatte mich nicht getäuscht. Falls aber kein böser Zufall alles verdirbt, glaubt er dafür bürgen zu können, dass niemand im Hause etwas ahnt. Die Kammerjungfer ist ins Geheimnis gezogen. Der Arzt hat der Krankheit einen gelehrten Namen gegeben, und die Geschichte ist abgethan wie tausend andere, falls es uns beiden künftig nicht einmal nützlich dünkt, sie auszuplaudern.

Aber giebt es denn überhaupt noch ein gemeinschaftliches Interesse zwischen uns beiden? Ihr hartnäckiges Schweigen lässt mich daran zweifeln, und ich würde es thatsächlich thun, wenn mich nicht der Wunsch, den ich hege, dazu triebe, an jedem Hoffnungsschimmer festzuhalten. Leben Sie wohl, schöne Frau. Trotz meines Grolls umarme ich Sie zärtlich.

Die Marquise von Merteuil an den Grafen von Valmont.

Auf Schloss ***, den 24. November.

Mein Gott, Graf, Sie quälen mich mit Ihrem Eigensinn. Was kümmert Sie mein Stillschweigen? Denken Sie etwa, es ist darum, weil es mir an Gründen mangelt, mich zu verteidigen? Ach, wäre es doch so! Aber ich schweige nur, weil ich Ihnen meine Gründe nicht gern sagen möchte.

Seien Sie einmal ehrlich, lieber Graf. Betrügen Sie sich selbst, oder wollen Sie mich betrügen? Der Unterschied zwischen Ihren Reden und Ihren Handlungen beweist, das eins oder das andere der Fall sein muss. Woran bin ich nun mit Ihnen? Ich kann Ihnen unmöglich eine Antwort geben, wenn ich nicht weiss, was ich denken soll.

Sie scheinen sich den letzten Vorfall mit Ihrer Präsidentin als ein grosses Verdienst anzurechnen. Aber ich möchte doch wissen, was er für Ihre Ansicht und gegen meine beweist. Das habe ich wahrhaftig nicht behauptet, dass Sie diese Frau in dem Grade liebten, um sie überhaupt nicht betrügen zu können, oder dass Sie irgend eine bequeme und angenehme Gelegenheit dazu aus Liebe zu ihr unbenutzt lassen würden. Sogar daran habe ich nicht gezweifelt, dass es Ihnen ziemlich einerlei ist, ob Ihnen nun die eine oder die andere oder über-

haupt die erste beste gewisse Wünsche erfüllt, Wünsche, die doch Frau von Tourvel allein wachzurufen vermocht hat. Ich wundere mich ganz und gar nicht darüber, dass Ihr Hang zur zügellosesten Ausschweifung, den man Ihnen mit Unrecht absprechen würde, Sie einmal das vorsätzlich thun liess, was sie sonst immer nur deshalb thaten, weil sich just eine günstige Gelegenheit dazu bot.

Was ich indes gesagt habe, was ich gedacht habe und noch denke, ist, dass Sie Ihre Präsidentin wirklich lieben. Nicht mit reiner und zärtlicher Leidenschaft, aber doch so, wie Sie nur immer lieben können. Sie finden z. B. Reize und Vorzüge an ihr, die sie nicht besitzt, Sie stellen sie hoch über alle anderen Frauen; Sie hängen treu an ihr, selbst wenn Sie sie kränken und betrügen, Sie lieben sie etwa so, wie ein Sultan seine Favoritin liebt, was ihn keineswegs abhält, ihr sehr oft eine einfache Odaliske vorzuziehen.

Nach diesen und zahllosen anderen Beweisen dafür, dass Sie mir eine andere ganz entschieden vorziehen, fragen Sie mich in aller Ruhe, ob denn überhaupt noch ein gemeinschaftliches Interesse zwischen uns beiden bestehe. Nehmen Sie sich in acht, Graf. Wenn ich einmal darauf antworte, so wird meine Antwort unwiderruflich sein. Wie sie lauten würde, das können Sie vielleicht daraus erraten, dass ich sie jetzt noch nicht geben will. Also sprechen wir heute nicht mehr davon.

Eins noch will ich für Sie thun. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Vielleicht haben Sie keine Zeit, sie zu lesen, oder sie doch mit der gehörigen Aufmerksamkeit zu lesen, damit Sie sie auch recht verstehen. Ganz nach Ihrem Belieben. Schlimmstenfalls hätt' ich eben einmal etwas umsonst erzählt.

Ein Herr aus meiner Bekanntschaft hatte sich gerade wie Sie mit einer Frau eingelassen, die ihm im Grunde wenig Ehre machte. Manchmal hatte er Verstand genug, um einzusehen, dass die Geschichte ihm früh oder spät nachteilig sein würde. Aber es fehlte ihm doch der Mut, mit ihr zu brechen. Seine Verlegenheit war um so grösser, als

er sich seinen Freunden gegenüber immer gerühmt hatte, völlig frei zu sein. Und er wusste wohl, dass man sich in lächerlicher Lage noch lächerlicher macht, wenn man sich verteidigen will. So verging die Zeit unter fortgesetzten Thorheiten, und immer sagte er hinterher: Ich kann nichts dafür. Dieser junge Herr hatte eine Freundin, die einmal nicht übel Lust verspürte, seine Narretei der ganzen Welt zu verraten und ihn so auf immer und in aller Augen lächerlich zu machen. Weil sie aber mehr Grossmut als Bosheit besass, oder vielleicht auch aus irgend einem andern Grunde, wollte sie vorher noch ein letztes Mittel versuchen, um später wie ihr Freund sagen zu dürfen: Ich kann nichts dafür. Sie schickte ihm also, ohne irgend eine Erklärung beizufügen, nachfolgenden Brief als ein Heilmittel, dessen Anwendung ihn vielleicht von seinem Uebel heilen könnte:

„Alles wird einem einmal langweilig, mein Engel, das ist ein Naturgesetz. Ich kann nichts dafür.

„Wenn also auch mir ein Abenteuer endlich langweilig wird, das mich nun schon vier tödliche Monate lang ausschliesslich beschäftigt, so kann ich nichts dafür.

„Wenn ich so viel Liebe gehabt hätte wie Du Tugend, und das will wahrhaftig viel sagen, so ist's nicht weiter verwunderlich, dass die eine mit der andern zugleich ein Ende nahm. Ich kann nichts dafür.

„Daraus folgt freilich, dass ich Dich bereits seit einiger Zeit betrogen habe, aber Deine unbarmherzige Zärtlichkeit zwang mich dazu. Ich kann nichts dafür.

„Heute verlangt eine Frau, die ich rasend liebe, dass ich Dich ihr opfere. Ich kann nichts dafür.

„Ich fühle sehr wohl, dass dies eine schöne Gelegenheit ist, über Meineid zu klagen. Wenn aber die Natur den Männern keine Beständigkeit verlieh, weil sie die Frauen allzu reich damit ausstattete, so kann ich nichts dafür.

„Folge mir und wähle Dir einen andern Schatz, gerade wie ich mir eine andere Geliebte gewählt habe. Dieser Rat ist gut. Solltest Du ihn schlecht finden, so kann ich nichts dafür.

„Leb wohl, mein Engel. Ich habe Dich mit Vergnügen genommen, ich verlasse Dich ohne Schmerz; vielleicht kehre ich noch einmal zu Dir zurück, das ist so der Lauf der Welt. Ich kann nichts dafür.“

Ihnen, lieber Graf, die Wirkung dieses letzten Versuchs und seine Folgen zu erzählen, dazu ist jetzt nicht die Zeit. Aber ich verspreche Ihnen hiermit, im nächsten Briefe alles zu sagen. Und dann werden Sie auch mein Ultimatum hinsichtlich der von Ihnen vorgeschlagenen Erneuerung unserer Verträge finden. Bis dahin sage ich Ihnen ein schlichtes Lebewohl.

Vielen Dank übrigens für Ihre Nachrichten von der kleinen Volanges. Die hübsche Pikan-

terie muss man sich für die Lästerchronik bis zum Tage nach der Hochzeit aufheben. Inzwischen statte ich Ihnen wegen der für diesmal vereitelten Hoffnung auf einen Leibeserben mein herzliches Beileid ab. Gute Nacht, Graf.

Die Präsidentin von Tourvel an Frau von Rosemonde.

Paris, den 27. November.

Endlich gnädige Frau, ist der Schleier von meinen Augen gefallen, hinter dem ich mich glücklich wähnte. Die Wirklichkeit in ihrer scheusslichen Gestalt steht vor mir. Sie lässt mich nichts sehen, als meinen sichern und nahen Tod ... Der Weg dahin geht zwischen Schande und Gewissensbissen ... Ich will ihn gehen .. Ich will die Qualen segnen, wenn sie nur meinem elenden Dasein bald ein Ende machen. Ich sende Ihnen hiermit einen Brief, den ich gestern erhielt. Jede Bemerkung dazu wäre

überflüssig, er spricht für sich selbst. Die Zeit ist vorbei, da ich klagen durfte; ich muss jetzt büssen, und ich bedarf des Mitleids meiner Freunde nicht mehr, ich bedarf der Kraft.

Ihnen, gnädige Frau, Ihnen allein sage ich hiermit Lebewohl, an Sie wende ich mich mit einer letzten Bitte: überlassen Sie mich von nun an meinem Schicksal und vergessen Sie mich so gänzlich, als ob ich nicht mehr auf Erden wäre. Es giebt einen Gipfel des Unglücks, wo selbst die Freundschaft unsere Leiden nur noch vermehrt und sie nicht mehr heilen kann. Wenn die Wunden einmal tödlich sind, wird jede Hilfe zur furchtbaren Marter. Ich kenne kein anderes Gefühl mehr, als das der Verzweiflung; ich sehne mich nach nichts als nach der tiefen Nacht, in der ich meine Schande begraben werde. Dort will ich meine Fehler beweinen, wenn ich noch weinen kann; denn seit gestern habe ich noch keine Thräne vergossen. Mein zermalmtes Herz hat keine Thränen mehr.

Leben Sie auf ewig wohl, teuerste Frau. Senden Sie mir keine Antwort. Ich habe es auf diesen schrecklichen Brief geschworen, keine mehr anzunehmen.

Frau von Volanges an Frau von Rosemonde.

Paris, den 29. November.

Sie werden gewiss ebenso betrübt sein wie ich, meine verehrungswürdige Freundin, wenn Sie von mir die traurige Nachricht hören, dass Frau von Tourvel seit gestern krank, sehr krank ist. Der Anfall ist mit solcher Gewalt und unter so bedenklichen Symptomen ausgebrochen, dass ich manchmal das schlimmste befürchte.

Ein hitziges Fieber, ein wildes, fast unterbrochenes Rasen und ein Durst, der nicht zu stillen ist — so steht es um sie. Die Aerzte wissen noch nichts Bestimmtes zu sagen, aber die Heilung wird um so schwieriger sein, als die Kranke all und jede Hilfe hartnäckig zurückweist. Das geht so weit, dass man Gewalt anwenden musste, um sie zur Ader zu lassen und dass man schon zweimal den Verband wieder anlegen musste, den sie sich in ihrer Raserei immer von neuem abreissen will.

Können Sie es sich vorstellen, dass diese sonst so schwache, schüchterne, sanfte Frau jetzt kaum von vier starken Leuten gehalten werden kann, und dass sie, sobald man ihr ein bisschen gut zureden will, in eine unbeschreibliche Wut gerät? Ich fürchte sehr, dass mehr dahinter ist, als blosses Fieber, dass vielmehr ihr Verstand gelitten hat und . . .

Was gestern vorgegangen ist, vermehrt noch meine Besorgnisse. Um elf Uhr morgens fuhr

sie nämlich mit ihrem Kammermädchen nach dem Kloster **. Da sie in diesem Hause erzogen worden ist und auch später noch zuweilen Besuche zu machen pflegte, so hat man sie wie gewöhnlich aufgenommen, und jedermann hielt sie für ruhig und bei bester Gesundheit. Nach ungefähr zwei Stunden fragt sie, ob das Zimmer, das sie früher bewohnt habe, jetzt frei wäre, und als man das bejaht, wünscht sie, es zu sehen. Die Priorin und einige Nonnen begleiten sie dorthin. Sobald sie drin ist, erklärt sie, dass sie es wieder beziehen wolle. Sie hätte, setzt sie hinzu, es niemals verlassen sollen, und sie würde nun bis zu ihrem Tode hier bleiben. Das ist ihr eigener Ausdruck.

Anfänglich wusste man nicht, was man dazu sagen sollte. Nachdem man sich aber von der Ueberraschung ein wenig erholt hatte, stellte man ihr vor, dass sie als verheiratete Frau nicht ohne ganz besondere Erlaubnis aufgenommen werden könne. Aber weder dieser noch tausend andere Gründe vermochten auch nur das geringste über sie, sie bestand vielmehr darauf, weder das Kloster noch das Zimmer zu verlassen. Da alle Widerrede nutzlos war, willigte man um sieben Uhr abends wenigstens darin ein, dass sie über Nacht bleiben dürfe. Man schickte ihren Wagen mit ihren Leuten zurück und beschloss, am andern Morgen einen Entschluss zu fassen.

Den ganzen Abend über hat, wie man uns versichert, weder ihr Gesicht noch ihr Benehmen

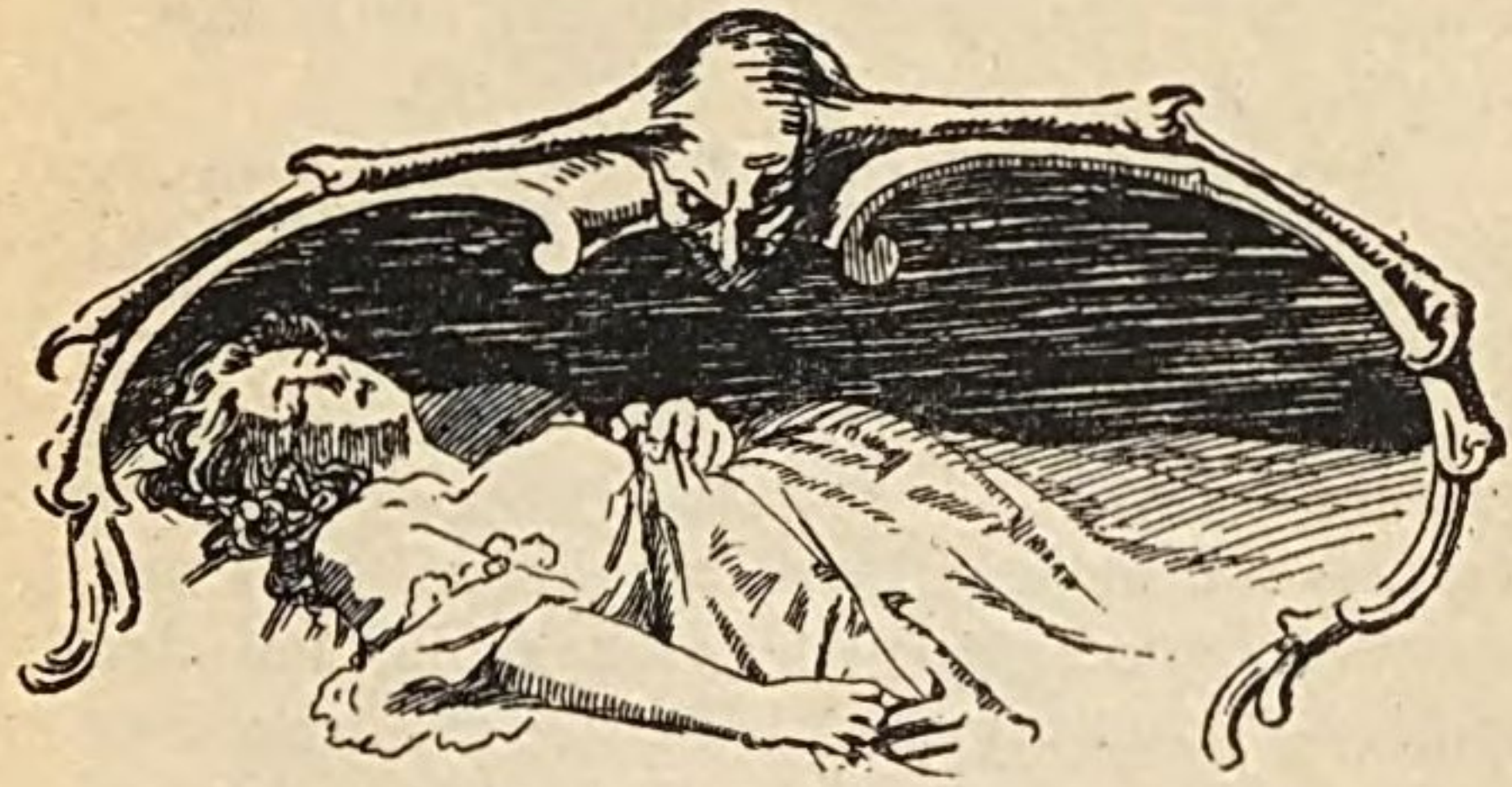
irgend welche Verstörtheit verraten, sie war im Gegenteil ganz gefasst und besonnen. Freilich versank sie vier- oder fünfmal in ein so tiefes Nachdenken, dass sie nicht hörte, wenn man sie anredete. Kam sie dann wieder zu sich, so drückte sie jedesmal die beiden Hände fest an die Stirn. Eine von den anwesenden Nonnen fragte sie, ob sie Kopfschmerzen hätte. Da blickte sie sie eine Zeitlang still und starr an und antwortete endlich: „Ach nein, da sitzt das Uebel nicht“. Gleich darauf hat sie gewünscht, allein gelassen zu werden, und dann gebeten, dass man sie künftig um nichts mehr fragen möchte. Man zog sich darauf zurück, und nur ihr Kammermädchen, das glücklicherweise aus Mangel an Platz im selben Zimmer schlafen musste, blieb bei ihr.

Nach der Erzählung dieses Mädchens ist sie bis elf Uhr abends ziemlich ruhig gewesen. Dann hat sie sich für die Nacht auskleiden lassen. Aber ehe das Mädchen noch ganz damit fertig war, begann sie heftig und mit lebhaften

Geberden im Zimmer auf und ab zu gehen. Julie, die alles mit angesehen hatte, was den Tag über geschehen war, wagte es nicht, irgend etwas zu sagen, sondern wartete schweigend länger als eine Stunde. Plötzlich schreit sie zweimal rasch hintereinander nach dem Mädchen, und Julie hat kaum Zeit, zu ihr zu laufen, als sie auch schon mit den Worten: „Ich kann nicht mehr!“ halb ohnmächtig in ihren Armen liegt. Sie liess sich dann zu Bett bringen, wollte aber weder etwas zu sich nehmen noch Hilfe herbeirufen lassen. Nur ein Glas Wasser bat sie sich aus, und dann befahl sie Julie, sich schlafen zu legen.

Das Mädchen versichert, bis zwei Uhr morgens gewacht und in dieser Zeit nichts von ihr gehört zu haben. Aber um fünf Uhr ist sie durch ein Selbstgespräch ihrer Frau aufgeweckt worden, die mit lauter und erhobener Stimme vor sich hinredete. Sie fragte, ob sie etwas nötig hätte, erhielt aber keine Antwort. Jetzt eilte sie mit dem Licht an ihr Bett, aber Frau von Tourvel erkennt sie nicht mehr und ruft unaufhörlich: „Fort, lasst mich allein, lasst mich im Finstern — finster, recht finster will ich es haben!“ Ich habe gestern selbst bemerkt, dass sie diese Wendung immer wiederholt.

Julie benutzte diese Art von Befehl und ging heraus, um Menschen und Hilfe herbeizurufen. Aber Frau von Tourvel weigerte sich, sie anzunehmen und verfiel dabei in all die Aufregung und Raserei, die nun schon so oft wiedergekehrt ist.



In der Verlegenheit, worin das ganze Kloster dadurch versetzt wurde, liess die Priorin gestern früh um sieben Uhr zu mir schicken und mich holen. Es war noch nicht recht Tag, aber ich eilte auf der Stelle hin. Als man mich bei der Kranken angemeldet hatte, schien sie ihre Besinnung wieder zu erlangen und sagte: „Ach ja, ja, sie soll kommen!“ Ich trat an ihr Bett, und da sah sie mich starr an, ergriff meine Hand, drückte sie lebhaft und sagte mit lauter, aber trauriger Stimme: „Ich sterbe, weil ich Ihnen nicht geglaubt habe.“ Gleich darauf hielt sie sich die Augen zu und schrie wieder wie gewöhnlich: „Fort, lasst mich allein, u. s. w.“ Sie hatte abermals das Bewusstsein verloren.

Aus dem, was sie mir sagte und noch aus einigen andern Reden, die ihr in den Fieberphantasien entschlüpft sind, muss ich fast schliessen, dass diese grausame Krankheit eine noch grausamere Ursache habe. Doch lassen Sie uns die Geheimnisse unserer Freundin

ehren und uns damit begnügen, sie in ihrem Unglück zu bedauern.

Der ganze gestrige Tag verlief eben so stürmisch. Anfälle von heftiger Raserei wechselten mit Augenblicken tödlicher Ermattung; nur dann genoss sie selbst ein wenig Ruhe und gönnte sie andern. Erst um neun Uhr abends verliess ich meinen Platz an ihrem Bette, und heute Morgen gehe ich wieder hin, um den ganzen Tag dort zu bleiben. Ich kann und werde meine unglückliche Freundin nicht verlassen. Aber das bringt mich zur Verzweiflung, dass sie durchaus alle Teilnahme und alle Hilfe schroff zurückweist.

Und nun leben Sie wohl, meine würdige Freundin. Ich eile zu meiner armen Kranken, der es in vergangener Nacht, wie ich eben höre, noch schlimmer ergangen ist. Meine Tochter, die jetzt wieder ganz hergestellt ist, empfiehlt sich Ihnen.

Herr von Danceny an die Marquise von Merteuil.

Paris, den 3. Dezember.

Bis ich so glücklich bin, Dich wieder zu sehen, süsse Geliebte, soll ein Brief an Dich mir die langen Stunden verkürzen. Was könnte ich besseres thun, als Dir meine Gefühle zu schildern und mich der Deinigen zu erinnern

Dadurch gewährt mir selbst die Zeit unserer Trennung tausend köstliche Genüsse. Gleichwohl soll ich, wie Du sagst, keine Antwort von Dir erhalten; ja dieser Brief soll sogar der letzte sein und aller Briefwechsel unter uns dann aufhören, weil er Deiner Meinung nach gefährlich ist und wir seiner nicht bedürfen. Wenn Du darauf bestehst, so werde ich mich fügen, denn wie könntest Du etwas wollen, das ich nicht eben deshalb auch wollte? Doch bevor Du Dich endgültig entscheidest, erlaubst Du mir gewiss, noch ein wenig mit Dir darüber zu plaudern.

Was die Gefahr dabei betrifft, so musst Du das allein beurteilen. Ich kann weiter nichts thun, als Dich bitten, ja auf Deine Sicherheit bedacht zu sein, denn wie könnte ich ruhig bleiben, wenn Du Dich beunruhigst! Hinsichtlich des Bedürfnisses aber ist es doch etwas anderes. Hier kann es keine Meinungsverschiedenheit zwischen uns geben, sofern wir uns ehrlich aussprechen und uns verstehen. Ich will Dir sagen, was ich in dieser Beziehung denke.

Ein Brief scheint freilich überflüssig, wenn man volle Freiheit hat, sich zu sehen. Was ist der tote Buchstabe im Vergleich mit einem Worte, einem Blicke, ja selbst im Vergleich mit dem beredten Schweigen? Als Du mir gestern sagtest, dass wir uns nicht mehr schreiben dürften, da huschte dieser Gedanke leicht über meine Seele hin — er machte mich wohl sekundenlang stutzig, betrübte mich aber gar nicht! Denn ich hielt Dich selbst ja in meinen Armen! Mir schien das Verbot so wenig beschwerlich, wie ein Flor oder ein Band, das mich daran hindern will, Dein weisses Herz zu küssen. Ich schiebe es eben einfach zurück.

Als ich aber von Dir getrennt war, begann der Gedanke, dass ich Dir nicht schreiben dürfe, mich unverzüglich zu quälen. Wozu

sollen wir, dachte ich, diesem Vergnügen entsagen? Hat man denn nichts mit einander zu besprechen, sobald man sich nicht sieht? Sieh einmal — wenn uns der Zufall sehr günstig wäre und uns einen ganzen Tag zusammen sein liesse, würden wir dann Zeit zum Plaudern finden? Ich glaube, wir weihten all unsere Zeit der Liebe! Und wenn dann doch endlich die Trennungsstunde schlägt, o wie einsam fühlt man sich dann! Welche Wohlthat ist dann ein Brief! Man liest ihn nicht nur, nein, schon sein Anblick gewährt süsses Vergnügen, gerade wie ich Dein liebes Bild des Nachts, wo ich es nicht sehen kann, mit Vergnügen berühre . . .

Und ein Brief von der Geliebten ist fast noch mehr wert als ihr Bild. Er ist das Bild ihrer Seele. Wo mir all Deine Empfindungen so lieb und teuer sind, willst Du es mir unmöglich machen, sie in Deinem Herzen zu lesen?

Bist Du auch sicher, dass Du selbst nie das Verlangen fühlen wirst, an mich zu schreiben? Wenn eine grosse Freude Dein Herz weitet oder eine Sorge es bedrückt, wenn zufälliger Kummer Dich beunruhigt, wirst Du dich dann nicht danach sehnen, von Deinem Glück oder Deinem Schmerz dem Freunde Kunde zu geben? Könntest Du wirklich ein Gefühl ganz für Dich behalten, ohne dass ich es teile? Kannst Du mich wirklich fern von Dir und einsam meinen finstern Träumen überlassen? O, meine Freundin, meine süsse Freundin! . . . Aber thue, was

Dir gefällt. Ich wollte Dir nur meine Gedanken sagen, nicht Dich überreden; ich lege meine Gründe dar und enthalte mich aller Bitten, die, wie ich zu glauben wage, vielleicht wirksamer gewesen wären. Bestehst Du auf Deiner Ansicht, so werde ich versuchen, nicht traurig darüber zu sein. Alles, was Du mir hättest schreiben können, werde ich mir selbst sagen. Das ist freilich nicht halb so gut, als wenn Du es mir gesagt hättest und ich es von Dir hören dürfte. Lebe wohl, reizende Freundin! Die Stunde ist endlich da, wo ich Dich wiedersehen darf. Fort von dem Briefe und hin zu Dir selbst!

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Paris, den 3. Dezember.

Zweifelsohne, Marquise, werden Sie mich nicht für unerfahren genug halten, um sich einzubilden, dass ich mich im Ernste über die Besuche des Herrn von Danceny täuschen liesse, mit dem ich Sie gestern überrascht habe; dass ich wirklich dumm genug sei, an den „wunderbaren Zufall“ zu glauben, der Danceny zu Ihnen geführt haben sollte. Ihr darauf eingeübtes Gesicht hat ja freilich bewunderungswürdig die Miene der Heiterkeit und Ruhe zu heucheln gewusst, und Sie haben sich auch nicht durch

das kleinste Wort verraten, wie es sonst wohl der Ueberraschung und dem bösen Gewissen entfährt. Ich bestätige Ihnen vielmehr, dass Ihre Gesichtszüge vollkommen ihre Schuldigkeit gethan haben. Hätte ich Ihnen eben so leicht geglaubt, wie ich Sie verstand, so wäre mir nicht der leiseste Verdacht gekommen, ich hätte vielmehr an Ihrem Verdruss über die Gegenwart dieses lästigen Dritten, des Herrn von Danceny, keinen Augenblick gezweifelt. Damit Sie aber so grosse Talente in Zukunft nicht vergebens entfalten, sondern die Täuschung vollständig machen, rate ich Ihnen, Ihren Zögling in der Liebe vorher mit mehr Sorgfalt anzulernen.

Da Sie sich nun einmal mit Kindererziehung abgeben wollen, so müssen Sie Ihre Schulknaben hübsch darüber belehren, dass sie nicht gleich bei dem harmlosesten Scherze rot werden und aus der Fassung kommen dürfen, dass sie nicht in hohe und feierliche Beteuerungen ausbrechen, wenn man sie mit einer gewissen Dame neckt, während sie doch in Bezug auf andere Weiber Spass verstehen. Gewöhnen Sie ihnen auch das selbstgefällige Lächeln ab und bringen Sie sie dazu, dass sie eine Lobrede auf ihre Geliebte mit anhören können, ohne sich genötigt zu sehen, gleichsam dafür zu danken. Und wenn Sie dem Knaben erlauben, Sie in der Gesellschaft anzusehen, so verbieten Sie ihm wenigstens, dass er dabei die Miene des Besitzes aufsteckt, die man so leicht erkennt

und die der Anfänger so ungeschickt gegen die der Liebe vertauscht. Erst dann dürfen Sie es wagen, öffentliche Prüfungen mit Ihrer Klasse anzustellen, ohne besorgen zu müssen, dass die Rangen der gelehrten Rektorin Schande machen. Ich selbst werde mich glücklich schätzen, zur Vermehrung Ihres Ruhms das meinige beizutragen, und verspreche Ihnen, die Programme dieser neuen Schulanstalt zu schreiben und auszuteilen.

Bis dahin aber wundere ich mich, ganz ehrlich gesagt, dass Sie es für passend erachtet haben, mich selbst als Ihren Schuljungen zu betrachten. Hätte ich mit einer andern Frau als mit Ihnen zu thun, so würde ich bald gerächt sein, und ich würde mich bei ihr schon für das Vergnügen entschädigen, was sie mir verdorben zu haben glaubt. Sie sind thatsächlich die einzige, bei der ich eine Versöhnung der Rache

vorziehe. Glauben Sie aber nicht etwa, dass ich noch irgend einen Zweifel oder die geringste Ungewissheit hege. Ich weiss alles.

Sie sind schon vier Tage in Paris, und jeden Tag ist Danceny bei Ihnen gewesen — immer ganz allein. Selbst heute nehmen Sie noch keine Besuche an, und wäre Ihr Schweizer so schwer wie Sie ausser Fassung zu bringen, so hätte ich Sie auch heute noch nicht gesehen. Gleichwohl schrieben Sie mir, „ich dürfte zuversichtlich darauf rechnen, Ihre Ankunft zuerst von Ihnen zu erfahren, nur den Tag könnten Sie noch nicht genau bestimmen.“ Diesen Brief haben Sie am Abend vor Ihrer Abreise geschrieben. Wollen Sie das leugnen? Oder giebt es dafür eine Entschuldigung? Eins so wenig wie das andere! Trotzdem weiss ich mich noch zu mässigen. Erkennen Sie darin einen Beweis Ihrer Herrschaft über mich; begnügen Sie sich aber mit diesem Beweise, und missbrauchen Sie Ihre Herrschaft nicht. Wir kennen uns einander, Frau Marquise. Ich denke, das eine Wort genügt.

Sie sind morgen den ganzen Tag nicht zu Hause, sagen Sie. Schön, wenn Sie wirklich nicht zu Hause sind. Dass ich es zu erfahren wissen werde, können Sie mir glauben. Wahrscheinlich kommen Sie doch aber abends wieder heim, und da unsere Aussöhnung ihre Schwierigkeiten haben wird, scheint mir die Zeit dazu bis zum nächsten Morgen eben nicht übermässig lang. Lassen Sie mich also wissen, ob

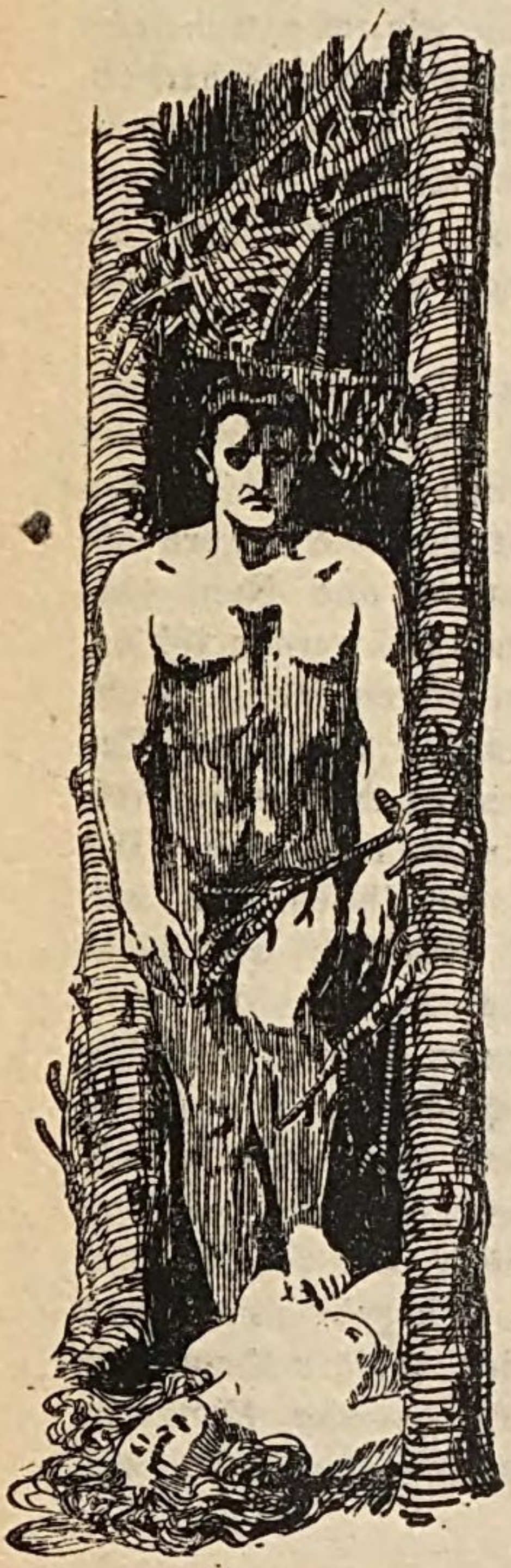
Sie Ihr Haus oder den bewussten Ort zu unserer gegenseitigen Beichte und Büssung bestimmen wollen. Und vor allen Dingen nichts mehr von Danceny. Er hat Ihnen ein paar Wochen lang im Kopf gesteckt, und ich konnte wegen dieser Verirrung Ihrer Phantasie unmöglich eifersüchtig werden. Aber bedenken Sie, dass jetzt aus Ihrer Laune eine entschiedene Bevorzugung geworden ist. Ich tauge nicht dazu, solche Demütigungen zu ertragen, und ich erwarte sie von Ihnen am wenigsten.

Ich hoffe nicht, dass Ihnen dies Opfer ein Opfer scheinen wird. Wäre es doch der Fall, so sollte ich meinen, dass ich Ihnen mit einem guten Beispiel vorangegangen bin. Ein edles und schönes Weib, das nur für mich lebte, das in diesem Augenblick vielleicht vor Liebe und Gram stirbt, wiegt wohl einen Anfänger auf, dem es ja, wenn Sie so wollen, nicht an einem hübschen Gesicht und ein wenig Mutterwitz fehlt, der aber weder Erfahrung noch Festigkeit hat.

Leben Sie wohl, Marquise. Ich schweige heut von meinen Empfindungen für Sie. Ich mag sie selbst nicht kennen lernen — das ist alles, was ich in diesem Augenblick thun kann. Ich erwarte Ihre Antwort. Nur soviel sage ich Ihnen noch: wenn Sie auch die Beleidigung, die Sie mir angethan haben, leicht wieder gut machen können, so wird andererseits Ihre Weigerung, ja schon der geringste Aufschub, diese Beleidigung unauslöschlich in mein Herz eingraben.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Paris, 4. Dezember.



Ich beantworte Ihren Brief auf der Stelle und werde mich bemühen, deutlich zu sein. Es ist das keine Kleinigkeit, wenn Sie sich einmal vorgenommen haben, nicht verstehen zu wollen.

Es bedurfte keiner weitläufigen Auseinandersetzung, um zu beweisen, dass jeder von uns beiden alle Mittel in Händen hat, den andern zu verderben, und dass unser beider Interesse es fordert, einander zu schonen. Auch handelt es sich gar nicht darum. Aber zwischen dem brutalen Entschluss, uns zu verderben, und dem unstreitig besseren, auch in Zukunft vereint zu bleiben, ja es noch

inniger zu werden dadurch, dass wir unser erstes Verhältnis wieder neu knüpfen, zwischen diesen beiden Entschlüssen, sage ich, liegen noch tausend andere, für die wir uns entscheiden können. Es war also durchaus nicht lächerlich, wenn ich Ihnen sagte, und es ist nicht lächerlich, wenn ich es Ihnen hiermit wiederhole, dass ich von heute, von diesem Tage an, entweder Ihr Geliebter oder Ihr Feind sein will.

Ich fühle wohl, dass die Wahl zwischen beiden Ihnen nicht recht anstehen wird, dass Sie mich weit lieber noch länger hinhalten möchten. Ich weiss recht gut, wie ungern Sie sich überhaupt zwischen Ja und Nein einklemmen lassen. Aber auch Sie werden fühlen, dass ich Sie aus diesem engen Kreise nicht heraus lassen darf, wenn ich nicht der Gefoppte sein will. Und dass ich dazu keine Neigung habe, hätten Sie wissen können. Die Entscheidung steht nun bei Ihnen. Ich will Ihnen die Wahl lassen, aber ich will nicht länger in Ungewissheit bleiben.

Ich sage Ihnen nur noch vorher, dass Sie mich mit Ihren Gründen, guten oder schlechten, nicht täuschen und mich ebensowenig mit einigen Schmeicheleien fangen werden, die Ihre Weigerung versüssen sollen. Die Stunde ehrlicher Aussprache ist da. Ich gebe Ihnen gern ein gutes Beispiel, und ich erkläre Ihnen mit Vergnügen, dass ich Frieden und Eintracht vorziehe. Muss aber eins oder das andere ge-

brochen werden, so glaube ich das Recht und die Mittel dazu in den Händen zu haben.

Ich füge noch hinzu, dass ich das geringste Hindernis, das Sie mir bereiten, als eine Kriegserklärung in aller Form betrachten werde. Sie sehen, dass die Antwort, die ich fordere, weder lange noch schöne Phrasen erfordert. Zwei Worte genügen.

Antwort der Marquise,

unter denselben Brief geschrieben.

Gut. Also Krieg!

Graf Valmont an Herrn von Danceny.

Paris, den 5. Dezember.

Jetzt bin ich zweimal bei Ihnen gewesen, mein lieber Danceny; aber seitdem Sie die Liebhaberrolle aufgegeben haben, um den Helden zu spielen, der auf Abenteuer ausgeht, sind Sie, wie natürlich, schwer zu finden. Ihr Diener hat mich zwar versichert, Sie würden abends nach Hause kommen, und er habe Befehl, Sie zu erwarten. Aber ich kenne Ihre Plänchen besser und vermute, dass Sie nur auf einen Augenblick heimkehren werden, um sich in das angemessene Kostüm zu werfen und dann auf der Stelle Ihren Siegeslauf von neuem zu

beginnen. Alles sehr gut, und ich wünsche Ihnen Glück dazu. Vielleicht werden Sie aber doch in Versuchung kommen, heut Abend die Marschrichtung zu ändern. Kennen Sie doch bisher nur die eine Hälfte Ihrer Angelegenheit. Ich will Sie jetzt über die andere aufklären. Nehmen Sie sich also die Zeit, meinen Brief ruhig zu lesen. Er wird Sie in Ihren Vergnügungen nicht stören, Ihnen vielmehr die Wahl unter mehreren freistellen.

Hätten Sie mir völlig vertraut, und hätte ich auch den Teil Ihrer Geheimnisse gekannt, den Sie mich erraten liessen, so wäre ich bei Zeiten unterrichtet und in meinem Eifer, Ihnen zu dienen, geschickter gewesen. So aber sind Sie schuld daran, wenn ich Ihnen heut in die Quere komme. Wie Ihre Entscheidung indessen auch fällt, Sie sind gut daran — selbst was bei Ihnen ein Fehlgriff wäre, würde einem andern noch unsägliches Glück bedeuten.

Sie haben für heute Nacht eine Zusammenkunft verabredet, nicht wahr? Und zwar mit

einer allerliebsten Frau, die Sie anbeten? Denn was betet man in Ihrem Alter nicht alles an, wenigstens während der ersten acht Tage! — Die Ihnen bevorstehende Wonne soll noch erhöht werden durch die Stätte, wo Sie sie finden. Ein niedliches kleines Haus, „das man nur für Sie angeschafft hat“, entzündet und verschönert die Freuden der Liebe durch den Zauber völliger Zwanglosigkeit und des tiefen, süssen Geheimnisses. Alles ist aufs beste vereinbart, man erwartet Sie, und Sie, Sie brennen danach, hinzueilen. Dies alles wissen wir beide, obgleich Sie mir nichts davon gesagt haben. Nun aber hören Sie noch etwas, was Sie nicht wissen, und was ich Ihnen sagen muss.

Seit meiner Rückkehr nach Paris sinne ich unablässig über ein Mittel nach, Sie mit Fräulein von Volanges zusammen zu bringen. Ich hatte es Ihnen versprochen, und als wir das letzte Mal davon redeten, glaubte ich aus Ihren Worten, ich möchte sagen, aus Ihrer Begeisterung, schliessen zu dürfen, dass ich Ihnen keinen kleinen Dienst erweisen würde. Die Sache hatte jedoch ihre grossen Schwierigkeiten, deren ich allein nicht Herr werden konnte. Ich traf also alle erforderlichen Anstalten und überliess das übrige dem Eifer Ihrer jungen Gebieterin. Ihr hat die Liebe endlich Mittel und Wege gezeigt, auf die ich bei meiner geringen Erfahrung nicht kam. Schon seit zwei Tagen sind, wie mir das Fräulein heut abend sagte, alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, und

Ihr Glück hängt jetzt nur noch von Ihnen ab. Oder sollten Sie es jetzt für ein Unglück halten?

Seit zwei Tagen hofft die junge Dame auch schon, Ihnen diese frohe Nachricht persönlich mitteilen zu können, denn trotzdem ihre Mama nicht zu Hause ist, würde man Sie doch empfangen haben. Aber Sie sind nicht gekommen! Ich darf Ihnen nicht verschweigen, dass das kleine Dämchen, ob mit Recht oder Unrecht, über diese Ihre Gleichgiltigkeit ein wenig empört ist. Sie hat endlich ein Mittel gefunden, mich zu sprechen und mir dabei einliegenden Brief an Sie gegeben, den ich sobald wie möglich zu bestellen versprechen musste. Aus ihrer Eilfertigkeit glaube ich schliessen zu dürfen, dass darin von einem Stelldichein für heut abend die Rede ist. Auf jeden Fall habe ich ihr bei meiner Ehre und meiner Freundschaft versprechen müssen, Ihnen die zärtliche

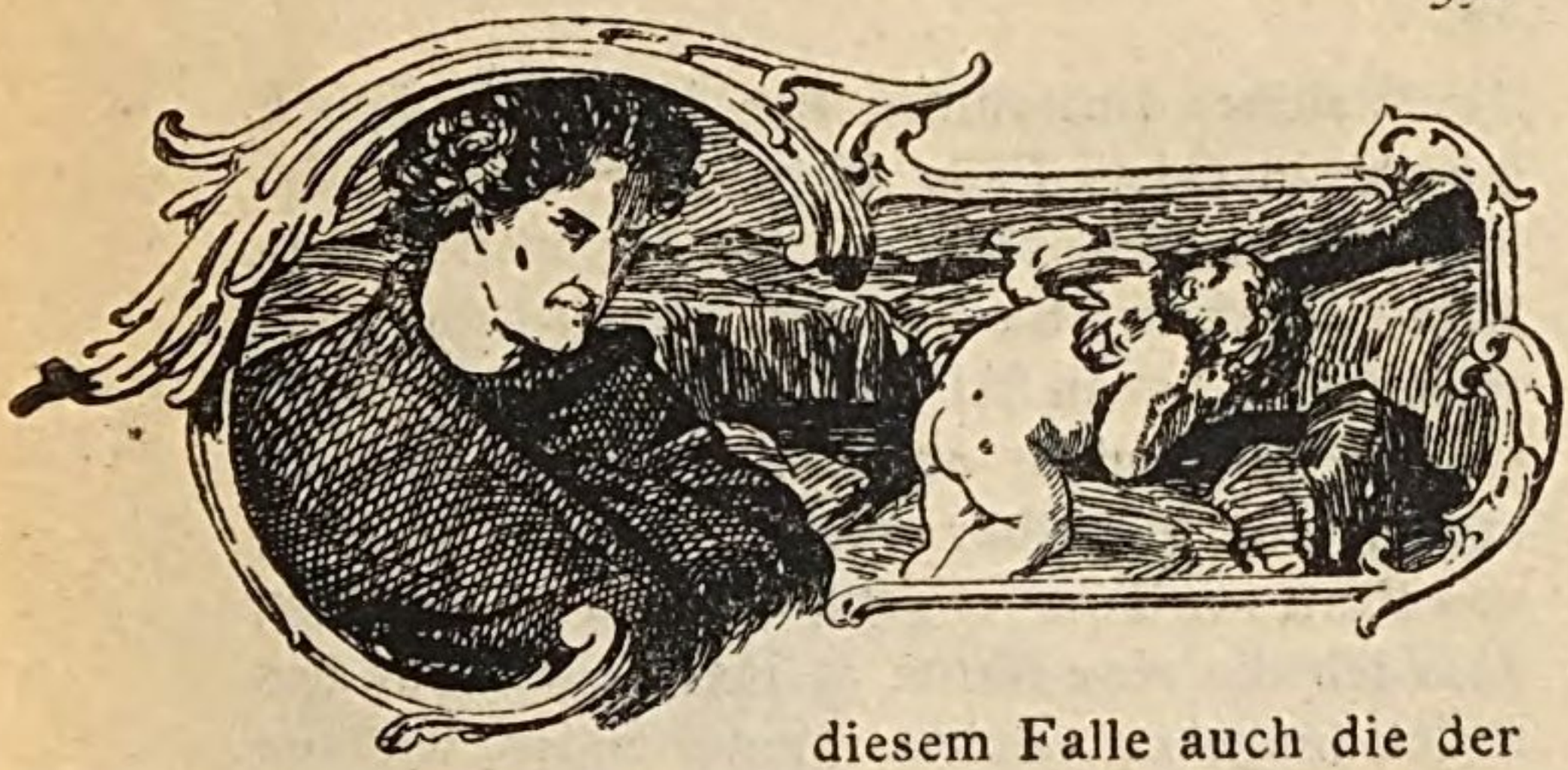
Botschaft noch heut im Tage einzuhändigen, und ich kann und will mein Wort nicht brechen.

Und nun, mein junger Freund, was werden Sie thun? Sie stehen zwischen Koketterie und Liebe, zwischen den Freuden der Sinne und dem wahren, echten Glück. Wofür entscheiden Sie sich? Spräche ich mit dem Danceny, wie er noch vor drei Monaten, wie er noch vor drei Tagen war, so wüsste ich ganz gewiss, was ihm sein Herz sagen', welchen Schritt er thun würde. Aber ob der Danceny von heute, den die Weiber ablenken, der sich in allerlei Abenteuer stürzt und dadurch, wie natürlich, ein wenig locker geworden ist, ob dieser Danceny ein junges, schüchternes Mädchen, das nichts als seine Schönheit, seine Unschuld und seine Liebe hat, den Reizen eines vollkommen ausgefeimten Weibes vorziehen wird?

Soviel muss ich Ihnen sagen, mein lieber Freund: Trotz Ihrer neuen Grundsätze, die ja, wie ich gestehe, auch ein bisschen die meinen sind, würde ich mich in Ihrem Falle doch für die jüngere Geliebte entscheiden. Zunächst wäre es ein Sieg mehr, dann aber auch ein neuer, köstlicher Genuss, und schliesslich würde ich befürchten, andernfalls um die Frucht langer Mühen zu kommen, wenn ich sie jetzt nicht pflücke. Denn bei einer ersten Schwachheit kommt die verfehlte Gelegenheit selten wieder. Eine Anwandlung von übler Laune, ein eifersüchtiger Verdacht — und noch weniger als

das können uns zuweilen um den schönsten Triumph bringen. So hält sich manche Tugend noch im Sinken an einem Aste fest, und ist sie einmal der Gefahr entronnen, dann giebt sie in Zukunft besser Acht und ist nicht mehr so leicht zu überrumpeln.

Soviel Sie also auf dieser Seite verlieren können, so wenig wagen Sie auf der anderen Seite dabei. Nicht einmal den Bruch haben Sie zu fürchten, höchstens einen Zank, bei dem Sie für ein wenig Verdruss überreich durch die folgende Versöhnung entschädigt werden. Was bleibt einer Frau, die sich einmal ergeben hat, denn anders als Nachgiebigkeit übrig? Was kann die Strenge ihr helfen? Sie würde dabei nur süsser Freuden verlustig gehen, ohne dass ihr Ruhm etwas gewönne. Sollten Sie, wie ich vermute, auf die Stimme der Liebe hören, die in



diesem Falle auch die der Vernunft ist, so glaube ich, dass es klug wäre, wenn Sie ihr Ausbleiben bei dem Stelldichein ja nicht vorher anzeigen oder gar entschuldigen. Viel besser ist es, Sie lassen ganz einfach auf sich warten. Denn bringen Sie allerlei Ausflüchte vor, dann könnte man sich's leicht einfallen lassen, sie auf ihre Wahrheit zu untersuchen. Weiber sind neugierig und hartnäckig, alles kann ans Licht kommen — ich habe in dieser Beziehung, wie Sie wissen, eben eine harte Lehre erhalten. Darum lassen Sie der Dame nur immer die Hoffnung. Ihre Eitelkeit wird das übrige thun, und wenn endlich doch alle Hoffnung geschwunden ist, wird es zu Erkundigungen zu spät sein. Bis morgen haben Sie dann Zeit genug, das unüberwindliche Hindernis auszusuchen, das Sie zurückgehalten hat. Sie sind z. B. krank geworden, oder auch gestorben, wenn's sein muss — oder was Sie sonst wollen. Stellen Sie sich nachher nur recht trostlos, und die Versöhnung wird vollkommen sein.

Welchen Entschluss Sie nun aber fassen mögen, in jedem Falle bitte ich Sie, mich alsbald zu benachrichtigen. Da ich weiter kein Interesse an der Sache habe, so wird mir alles recht sein. Leben Sie wohl, mein lieber Freund.

Ich kann nicht schliessen, ohne Ihnen zu sagen, wie furchtbar nahe mir die Trennung von Frau von Tourvel geht, dass ich verzweifele, dass ich die eine Hälfte meines Lebens für das Glück hingeben möchte, ihr die andere widmen zu können. Ach, glauben Sie mir, ohne Liebe giebt es kein Glück!

Herr von Danceny an den Grafen Valmont.

Paris, den 5. Dezember.

Wenn Sie mich auch nur ein wenig kennen, mein lieber Graf, so wissen Sie im voraus, was ich thun werde. Wie könnte ich einem Wunsche meiner Cäcilie widerstehen! Sie allein ist es ja, die ich liebe und ewig lieben werde. Ihre Unschuld, ihre Zärtlichkeit üben einen Reiz auf mich aus, der nie verlöschen kann, wenn ich auch schwach genug gewesen bin, mich für einen Augenblick von ihr ablenken zu lassen. Ich wurde, fast möchte ich sagen, ohne es zu merken, in ein anderes Verhältnis verwickelt. Aber Cäciliens liebes Bild hat mich selbst in den höchsten Entzückungen noch ver-

folgt und beunruhigt, und vielleicht hat meine Seele ihr niemals aufrichtiger gehuldigt, als in den Augenblicken, da ich ihr untreu war. Trotzdem, lieber Freund, möchte ich bitten, ihr Zartgefühl zu schonen, ihr meinen Fehltritt zu verhehlen — nicht um sie zu betrügen, sondern um ihr Kummer zu ersparen. Cäciliens Glück ist der heisseste Wunsch, den ich hege, und nimmermehr könnte ich mir einen Fehler verzeihen, der ihr auch nur eine Thräne gekostet hat.

Ich weiss sehr gut, ich verdiene Ihren freundschaftlichen Spott über das, was Sie meine neuen Grundsätze nennen. Allein ich versichere Sie, dass sie

mich von nun an nicht mehr leiten sollen, und morgen werde ich Ihnen dies beweisen. Ich selbst will der Dame, die diese Verirrung veranlasst und an ihr Teil genommen hat, meine Schuld bekennen. Ich will ihr sagen: „Lesen Sie in meinem Herzen, Sie werden die aufrichtigste Freundschaft für Sie darin finden. Gesellt sich solcher Freundschaft die Begierde, so wird sie der Liebe sehr ähnlich. Und so hat sie uns beide getäuscht. Wenn ich mich aber auch verirren konnte, so bin ich doch keiner Falschheit fähig.“ Ich kenne das eben so edle wie gütige Herz meiner Freundin. Sie wird mir nicht bloss verzeihen, sie wird mir beipflichten. Wie oft machte sie sich selbst den Vorwurf, die Freundschaft verraten zu haben! Wie oft kämpften in ihr Pflichtgefühl und Liebe! Sie ist weicher als ich, sie wird in meinem Herzen all' die heilsamen Regungen des Gewissens wecken, die ich in ihrem zu ersticken bemüht war. Sie wird mich besser machen, wie Sie mich glücklicher machten. O meine Freunde! Wie viel Dank bin ich Ihnen beiden schuldig! Und wie viel teurer wird mir dadurch mein Glück, dass es Ihr Werk ist.

Leben Sie recht wohl, lieber Graf. Das Uebermass meiner Freude hindert mich nicht, an Ihre Leiden zu denken und herzlichen Anteil daran zu nehmen. Könnte ich Ihnen doch irgendwie nützlich sein! Frau von Tourvel bleibt also noch immer unerbittlich? Man sagt ja

auch, sie sei schwer krank. Ich beklage Sie aufrichtig, teurer Freund, und wünsche von Herzen, dass die Dame nicht nur genesen, sondern auch gütiger gegen Sie werden möge. Das sind die Wünsche der Freundschaft. O, dass doch die Liebe sie erhörte!

Gern plauderte ich länger mit Ihnen. Aber meine Zeit ist kurz, vielleicht erwartet Cäcilie mich schon.

Graf Valmont an die Marquise von Merteuil.

Paris, den 6. Dezember.

Guten Morgen, Marquise! Wie befinden Sie sich nach den Freuden der vergangenen Nacht? Wahrscheinlich ein bisschen matt. Aber gestehen Sie, der Danceny ist ein allerliebstes Kerlchen. Nicht wahr, der junge Mensch hat Ihre Erwartungen weit übertroffen? O, ich lasse ihm Gerechtigkeit widerfahren und gebe zu, dass ein solcher Nebenbuhler es durchaus verdient hat, mir vorgezogen zu werden. Er wimmelt ja förmlich von guten Eigenschaften. Aber vor allem besticht doch seine Liebe, seine Beständigkeit, sein Zartgefühl. Wirklich, Sie haben bei ihm in der That keine Nebenbuhlerin mehr zu fürchten, sobald er Sie erst einmal ebenso sehr wie seine Cäcilie liebt. Das hat er in vergangener Nacht deutlich bewiesen. Es

kann ja sein, dass eine andere Frau durch ihre Koketterie Sie seiner ausschliesslichen Liebe einmal auf Augenblicke beraubt. Ein junger, unerfahrener Mensch weiss sich gegen solche aufdringliche Zuneigung nur schlecht zu verteidigen. Aber das sehen Sie doch, ein einziges Wort von der wahren Geliebten reicht hin, um die ganze Täuschung zu zerstören. Damit Sie also durch ihn ganz glücklich werden, brauchen Sie nur dafür zu sorgen, dass Sie diese wahre Geliebte werden. Hierüber sind Sie sich gewiss vollkommen klar. Sie haben ja einen viel zu sichern Takt. Aber die Freundschaft, die uns verbindet und die von meiner Seite ebenso aufrichtig ist wie sie von Ihnen dafür gehalten wird, diese Freundschaft liess mich Ihretwegen wünschen, die Sache in verwichener Nacht einmal auszuproben. Das Werk meines Eifers ist gelungen. Doch keinen Dank dafür, die kleine Mühe ist es nicht wert; denn wirklich, nichts war leichter.

Dass der junge Herr die Gunstbezeugungen

seiner Geliebten mit mir teilt, konnte ich mir schon gefallen lassen, hat er im Grunde doch ebensoviel Recht darauf wie ich. Zudem mache ich mir nichts mehr daraus. So liess ich ihm denn von dem kleinen Mädchen einen Brief schreiben, den ich allerdings selber diktiert habe, aber nur um Zeit zu ersparen, die wir besser anwenden konnten. Mein Brief an ihn hat mich auf Ehre noch weniger Mühe gekostet: er enthielt nur einige freundschaftliche Betrachtungen, die seine Wahl leiten sollten. Doch waren sie ganz unnütz, denn, um es ehrlich zu sagen, der junge Herr hat nicht einen Augenblick lang gezögert.

Und nun, denken Sie nur, nun will die gute, treuherzige Seele heut zu Ihnen eilen und Ihnen alles erzählen. Der Bericht wird Ihnen gewiss viel Vergnügen bereiten. Wie er mir schreibt, will er Ihnen sagen: „Lesen Sie in meinem Herzen!“ Das macht natürlich alles wieder gut.

Lesen Sie also hübsch in seinem Herzen, wie er's wünscht. Sie werden, hoffe ich, unter anderem darin lesen, dass ein so junger Liebhaber seine Gefahren hat, und dass es besser ist, mich zum Freunde als zum Feinde zu haben. Adieu, Marquise — bis zur nächsten Gelegenheit.

Die Marquise von Merteuil an den Grafen Valmont.

(Billet.)

Paris, den 6. Dezember.

Einen schlechten Streich mit ebenso schlechten Witzen zu begleiten, ist weder meine Art noch mein Geschmack. Hat mich jemand beleidigt, so verhöhne ich ihn nicht. Ich weiss etwas besseres: ich räche mich. So zufrieden Sie auch in diesem Augenblick mit sich sein mögen, so vergessen Sie nicht, dass Sie schon oft zu früh triumphiert haben, und dass Ihnen schon mancher Sieg in dem Augenblick aus den Händen geglitten ist, wo Sie über ihn frohlockten. Adieu.

Herr von Danceny an den Grafen Valmont.

Paris, den 6. Dezember, abends.

Ich bin über Ihr Betragen gegen mich unterrichtet, Herr Graf. Auch das weiss ich, dass es Ihnen nicht genug gewesen ist, mich auf eine unwürdige Art zu betrügen, sondern dass Sie sich auch nicht gescheut haben, damit zu prahlen. Ich habe den von Ihnen geschriebenen Beweis Ihrer Verräterei gesehen. Ich gestehe es, mein Herz blutete bei dieser Entdeckung, und ich schämte mich, dass ich selbst Ihnen

die Mittel lieferte zu dem infamen Missbrauch, den Sie mit meinem blinden Vertrauen trieben. Doch um diesen schmachvollen Vorteil beneide ich Sie nicht. Ich bin nur neugierig, zu erfahren, ob Sie mir in allen Dingen so überlegen sein werden. Um dies festzustellen, bitte ich Sie, sich gefälligst morgen früh zwischen acht und neun Uhr am Eingange des Gehölzes von Vincennes bei dem Dorfe St. Handé einzufinden, um mir dort gewisse Erläuterungen zu geben, die ich noch von Ihnen erhalten muss.

von Danceny.

Herr Bertrand an Frau von Rosemonde.

Paris, den 7. Dezember.

Gnädige Frau!

Nur zögernd und ungern erfülle ich die traurige Pflicht, Ihnen eine Nachricht zu geben, die Sie aufs tiefste und grausamste betrüben muss. Ich bitte Sie im voraus inständig, sich zu fassen und mit der frommen Ergebung zu waffnen, die bisher jedermann an Ihnen bewunderte und deren wir alle in diesem irdischen Jammerthal so sehr bedürfen.

Ihr Herr Neffe — mein Gott, warum muss gerade ich einer so würdigen Dame diesen Schmerz verursachen! — der Herr Graf Valmont hat das Unglück gehabt, in einem Zweikampfe mit einem gewissen Herrn von Danceny

zu fallen. Die Ursache ihres Zwistes ist mir unbekannt. Aber ein Billet, das ich in der Tasche des Herrn Grafen fand und das ich Ihnen zu senden hiermit die Ehre habe, beweist, dass er nicht der Angreifer gewesen ist. Und doch hat die Vorsehung ihn zum Opfer auserwählt!

Ich war eben bei dem Herrn Grafen und wartete auf ihn, als man ihn in sein Haus zurückbrachte. Denken Sie sich mein Entsetzen, als ich ihn, ganz mit Blut bedeckt, von zweien seiner Leute hereintragen sah! Er hatte zwei Stiche in den Leib erhalten und war schon sehr schwach. Herr von Danceny war ebenfalls gegenwärtig und weinte sehr. Aber was helfen hinterher alle Thränen, wenn man ein Unglück angerichtet hat, das nicht wieder gut zu machen ist!

Ich für mein Teil konnte mich nicht enthalten, ihm meine Meinung unverhohlen zu sagen, wenn ich auch nur ein gewöhnlicher

Bürgersmann bin. Hierbei aber zeigte sich der Herr Graf Valmont in seiner ganzen Grösse. Er hiess mich schweigen, fasste darauf seinen Mörder selbst bei der Hand, nannte ihn seinen Freund, schloss ihn in unserer dreier Gegenwart in seine Arme und sagte zu uns: „Ich verlange, dass man für diesen Herrn all' die Achtung hegt, die einem braven und edlen Mann gebührt.“ Darauf liess er ihm in meiner Gegenwart ein grosses Bündel Papiere übergeben, deren Inhalt ich nicht kenne, die ihm aber, wie ich aus anderen Gründen weiss, sehr wichtig waren*). Alsdann verlangte er, mit ihm einige Augenblicke allein zu bleiben. Ich schickte unterdessen nach aller möglichen, sowohl geistlichen wie leiblichen Hilfe. Aber leider war an keine Rettung mehr zu denken. Nach weniger als einer halben Stunde war der Herr Graf bereits ohne Besinnung. Er konnte kaum noch die Sterbe-Sakramente empfangen und gab gleich darauf seinen Geist auf.

Grosser Gott — als ich diese köstliche Stütze eines so erlauchten Hauses bei seiner Geburt auf meine Arme nahm, da dachte ich nicht, dass er einmal in meinen Armen verscheiden und ich noch seinen Tod beweinen würde, einen so frühen, unglücklichen Tod Ich kann meine Thränen nicht zurückhalten Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich es wage,

*) Es sind das die dem Leser bekannten Briefe der Marquise von Merteuil, womit Danceny die Dame gesellschaftlich vernichten wird.

mich mit meinem Schmerz dem Ihrigen anzuschliessen. Aber Herz und Gefühl finden sich ja in jedem Stande, und ich würde ein Undankbarer sein, wenn ich nicht mein ganzes Leben lang einen Herrn beweinen wollte, der mich mit so viel Güte überhäuft und mit so grossem Vertrauen beehrt hat.

Morgen, gleich nach der Beerdigung, werde ich alles versiegeln lassen. Ew. Gnaden können sich hierbei ganz auf mich verlassen. Sie werden nicht vergessen, gnädigste Frau, dass dies unglückselige Ereignis die Erbfolge aufhebt und Ihnen wieder vollkommen freie Hand in Ihren Bestimmungen giebt. Kann ich Ihnen irgendwie nützlich sein, so erbitte ich Ihre Befehle. Ich werde mich bemühen, sie pünktlich auszuführen.

Ich bin in der grössten Ehrfurcht
Ew. Gnaden
unterthäniger Diener
Bertrand.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

H. Heinrich
BUCHBINDEREI - EINBANDMANUFAKTUR
84056 Rottenburg
Telefon 08781/3037

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ars amandi Zehn Bücher der Liebe

Bd.: 2.

1898
L.eleg.g. 281 rf-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11899622-0